This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

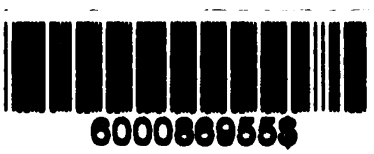
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`


6000869558

278.a.17 * 72.

Akademische Vorträge und Reden

von

Hermann Koechly.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Karl Bartsch.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1882.

Akademiſche

Vorträge und Reden

von

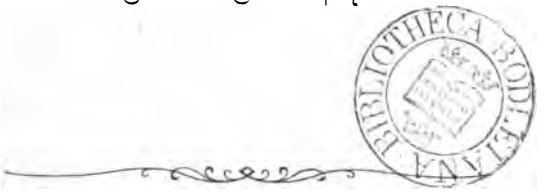
Hermann Koechly.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Karl Bartſch.



Heidelberg.
Carl Winter's Univerſitätsbuchhandlung.
1882.

27 a 17.*

278-a-17 † 72.

Akademische Vorträge und Reden

von

Hermann Koechly.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Karl Bartsch.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1882.

Akademiſche

Vorträge und Reden

von

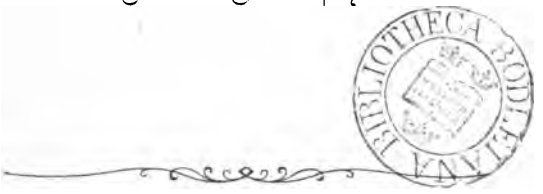
Hermann Koechly.

Neue Folge.

Herausgegeben

von

Karl Bartſch.



Heidelberg.
Carl Winter's Univerſitätsbuchhandlung.
1882.

27 a 17.*

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Es war Koechlys Absicht, den im Jahre 1859 in Zürich erschienenen Vorträgen und Reden eine zweite Reihe folgen zu lassen, und er hatte deswegen mit dem Verleger dieses Buches bereits mehrfach Rücksprache genommen. Die Sortsetzung würde, wenn er am Leben geblieben wäre, unzweifelhaft viel reichhaltiger ausgefallen sein. In seinem Nachlasse fanden sich außer den hier veröffentlichten die Skizzen einer beträchtlichen Anzahl von Vorträgen, die er in den letzten Decennien gehalten, bald mehr bald minder ausgeführt, aber keine so, daß sie als ein druckfertiges Manuskript hätte gelten können. Ihm würde es ein leichtes gewesen sein, aus jenen Skizzen die Reden selbst in der Lebendigkeit wiederherzustellen, mit der sie auf seine Zuhörer gewirkt haben.

Von den in diesem Buche enthaltenen zehn Vorträgen ist nur der erste bereits im Druck erschienen (Berlin 1871); der über den Hippolytos des Euripides war zur Aufnahme in die frühere Sammlung bestimmt; für ihn ist das eigenhändige Manuskript des Verfassers benutzt. Der Vortrag über die griechischen Mondmythen lag in stenographischer Aufzeichnung des Lehrers H. Däniker in Zürich vor. Das Gleiche gilt von den Demosthenesvorträgen, welche mit Ausnahme des zweiten von den Herren H. Däniker und Dr. K. Kürlimann stenographisch nachgeschrieben wurden. Für jenen zweiten konnte nur die eigenhändige Skizze Koechlys benutzt werden, die auch für die übrigen Demosthenesvorträge manche Berichtigungen und Ergänzungen ergab und die zum Glück ausführlicher ist als bei den andern von Koechly gehaltenen Vorträgen. Mit Hilfe dieser Skizze war es dem hingebenden Eifer des Herrn Professor Böckel in Karlsruhe möglich, wenn auch nicht den Wortlaut des Vortrages, doch einen zusammenhängenden Text herzustellen. Ihm verdankt es der Leser, daß der Faden, der diese schönen Vorträge verbindet, nicht abgerissen ist. Einiges im dritten Vortrage (S. 177 f.) deckt sich mit der Skizze des zweiten (S. 159 f.); ich erachtete mich nicht für berechtigt, diese theilweise Wiederholung ohne weiteres zu streichen.

Der Vortrag über die Iliaslieder bricht leider ab; da jedoch das davon vorhandene in sich ein Ganzes bildet und diese Betrachtungen über die Composition der Ilias ebenso schön in der Darstellung wie wissenschaftlich bedeutend sind, so habe ich mich trotz der Unvollständigkeit entschlossen, ihn in die Sammlung aufzunehmen.

Eine Reihe von im Jahre 1859 gehaltenen Vorträgen über Schiller und das klassische Alterthum, die leider auch mittendrinn abbrechen, habe ich deswegen nicht aufgenommen, weil das vorhandene Manuskript den wichtigsten Theil von Schillers Thätigkeit nicht mehr zur Darstellung bringt.

Heidelberg, im September 1881.

Karl Bartsch.

Inhalt.

Seite.

I. Cäsar und die Gallier. Gehalten in Berlin im Jahre 1871 1

II. Über den Hippolytos des Euripides, mit Bezugnahme auf die Phädra des Racine 51

III. Die Iliaslieder 76

IV. Über die griechischen Mondmythen. Gehalten in Zürich am 22. Januar 1863 116

V. Über Demosthenes. Gehalten in Zürich im Winter 1863–1864:

1. Vortrag. 19. December 1863 131
2. „ 9. Januar 1864 148
3. „ 16. „ 1864 161
4. „ 23. „ 1864 181
5. „ 30. „ 1864 206
6. „ 6. Februar 1864 233

I. Cäsar und die Gallier.

Hochgeehrte Versammlung!

„Das erste Mal ist's, daß Deutschland mit Frankreich ordentlich Krieg geführt, sonst hat es immer nur ihn abgewehrt: all' unsre bisherigen Feldherrn haben nur Vertheidigungs-, keine Angriffskriege mit den Franzosen geführt.

Selbst jene Heldenführer, deren unsterbliches Verdienst es ist, Deutschland aus seiner tiefsten Erniedrigung und Schmach emporgehoben zu haben, selbst sie mußten sich begnügen, die feindlichen Schaaren, die unser Land überschwemmten, zu verjagen und zu verfolgen; zufrieden mit solchem Siege sind sie ruhig heimgekehrt.

Ganz anders die Kriegführung des neuen Kaisers, der heute an des geeinigten Deutschlands Spitze steht! Durchdrungen von der Einsicht, daß es nicht genüge, den drohenden Einbruch des Feindes zurückzuschlagen, daß es nöthig sei, Frankreich in Frankreich selbst zu besiegen, hat er in unzähligen Schlachten des Feindes Massen vernichtet; hat er seine stolzen Festen, eine nach der andern, gewonnen; hat er das deutsche Reichsheer in das Herz des feindlichen Landes unaufhaltsam hineingeführt: weit und breit in Gegenden, die wohl noch nie eines Deutschen Fuß betreten, blitzen unsere Waffen; auf den Wällen von Städten, die wir bis dahin nur aus Büchern und vom Hörensagen kannten, wehen unsere Fahnen. Und das war es ja, was seit Jahrhunderten Jeder klar erkannt hat, daß Frankreich unser gefährlichster, unser verderblichster Feind sei; das war es, was Jeder, der es mit seinem Vaterlande wohl meinte, stets ersehnt hat, diesen Feind niederzuwerfen und zu bezwingen!

Bisher konnten wir uns seiner nur mit Noth erwehren; endlich, endlich ist's erreicht, daß wir von ihm unsere alten Reichsgrenzen zurückerobern und damit zugleich Ruhe vor ihm und bleibenden Frieden für die Welt gewinnen![1])" —

Hochgeehrte Versammlung!

Ich lese Staunen und Verwunderung in Ihren Blicken: von Cäsar und den Galliern hatte ich zu reden versprochen, ein philologisches Thema, zweifelhafter, vielleicht trockener Art, und ich stelle mich an, so scheint es, eine Lobrede auf die unsterblichen Thaten unserer Heere zu halten, die allerdings so gewaltig, so groß sind, daß wir ohne Überhebung und ohne Übertreibung sagen dürfen: in Raschheit, Sicherheit und logischer Aufeinanderfolge ihrer Ergebnisse haben sie in der Kriegsgeschichte aller Zeiten und aller Völker nicht ihres Gleichen. Aber eben darum, wozu sollte ich von diesen Thaten reden? was soll des Redners armselig Wort, wo sie selbst so laut, so verständlich zu uns sprechen?

Nein, hochgeehrte Versammlung, es scheint nur so, als ob ich einen Panegyrikus auf unsere Zeit und ihre Thaten begonnen hätte. Setzen Sie statt Deutschland — Rom, statt Frankreich — Gallien; setzen Sie statt des neuen deutschen Kaisers den ersten Cäsar,

„deß Name noch
bis heut das Höchste in der Welt benennet";

und Sie haben fast Wort für Wort, nur mit wenigen Veränderungen, eine der beredtesten Stellen aus jener Rede, durch welche im Frühjahre des Jahres 56 vor Christus Marcus Tullius Cicero im römischen Senate den Antrag bekämpfte, welcher von Cäsar die Abgabe der seit 58 so siegreich angetretenen und zum großen Theil erst jetzt eroberten Provinz Gallien verlangte; aus jener Rede, durch welche Cicero durchsetzte, daß auf weitere fünf Jahre Cäsar dieselbe Provinz bewilligt wurde, welche ihm der Senat drei Jahre früher nur widerwillig gegeben hatte. —

Versuchen wir zunächst, hochgeehrte Versammlung, uns klar zu machen, wie Rom zu den Galliern stand, warum Cäsar gerade diese Provinz sich auserkoren, wie und wodurch er in einem siebenjährigen Kriege von 58 bis 51 v. Chr. sie erobert und unterworfen hat. —

Als im Jahre 59 vor Christus der einundvierzigjährige Gajus Julius Cäsar das Consulat nicht ohne Gewaltthätigkeit erlangt und mit entschieden zwingherrlicher Haltung zu führen begonnen hatte, ließ er sich vom römischen Volke das diesseitige Gallien, d. h. das heutige Oberitalien, als Provinz übertragen, und dieser Beschluß übte einen solchen Druck auf den Senat, daß dieser sich beeilte, ihm auch das jenseitige Gallien, d. h. das Land zwischen Alpen, Rhein und Pyrenäen, dazuzugeben. Es waren Hoffnungen verschiedener Art, mit welchen die beiden Parteien ihm diese Doppelprovinz übertrugen: das römische Volk mit der Hoffnung, es werde endlich der Erbe und Nachfolger des Marius den Erb- und Nationalfeind des römischen Namens niederwerfen; seine Gegner mit der Hoffnung, das Danaergeschenk werde ihm selbst Verderben bringen.

Eine dreifache Erinnerung war im römischen Volksbewußtsein mit dem Namen und Andenken der Gallier unzertrennlich verbunden: die Erinnerung an die grausame Einäscherung Roms vor 330 Jahren, die Erinnerung an die 200jährigen blutigen Kämpfe um den heiligen Boden Italiens und endlich die Erinnerung an den „Cimbernschreck", welchen die Väter dieser Generation noch selbst mit erlebt hatten. —

Denn wer wußte nicht in Rom, wie vor 330 Jahren die zahllosen Schaaren jener wilden Recken gleich einem zerstörenden Bergstrom von den Alpen herab sich ergossen und zunächst die Gefilde Etruriens überschwemmt hatten, wie bei den Verhandlungen mit ihnen einer der wilden Gesandten gerufen: „auf dem Schwerte beruhe ihr Recht und dem Tapfern gehöre die Welt"[2]); wie dann dort an der Allia vor ihrem stürmischen Anprall die römischen Legionen auseinandergestäubt waren gleich Spreu vor dem Winde; wie sie dann das widerstandslose Rom besetzt, die Edelgreise, so sich freiwillig dem Tode dargeboten, schonungslos niedergemetzelt, die ganze Stadt den Flammen übergeben und endlich nach siebenmonatlicher Belagerung des Capitols nur um schweres Gold sich zum Abzug verstanden, und wie bei der Abwägung desselben ihr Heerkönig Brennus das mächtige, schwere Schwert sammt Scheide und Wehrgehäng zu den falschen Gewichten in die Wagschale

geworfen mit dem historisch gewordenen Worte: „Wehe über die Besiegten!"

Freilich die öffentliche Meinung in Rom wußte sich darüber mit der patriotischen Lüge zu trösten, welche auch bei den Römern Niederlagen zu verhehlen geschäftig genug war: man erzählte sich von Camillus, der dazu gekommen, das Gold zurückgenommen, noch im Schutt der verbrannten Stadt die barbarischen Horden überfallen und den Brennus mit Wiederholung jenes Wortes eigenhändig niedergestoßen habe!

Aber die Geschichtsforscher wußten es besser, daß dem nicht also gewesen, und das römische Volk wußte wenigstens davon zu sagen, daß es noch zwei Jahrhunderte lang von 390 bis 190 vor Christus mit den wilden Eindringlingen um den heiligen Boden Italiens hatte kämpfen müssen, daß es nur stufenweise und allmählich dieselben zunächst aus Etrurien (dem heutigen Toscana) verdrängt, dann ihnen sozusagen jeden Fußbreit Landes bis zum Fuße der Alpen nur mit Strömen Blutes abgerungen hatte. Das römische Volk erinnerte sich wohl, daß diese Gallier während jener zwei Jahrhunderte, dem Heldenzeitalter Roms, an jeden Feind sich angeschlossen, der auf dem eigenen Boden sich gegen Rom erhoben, daß sie an der Seite der Samniter gestritten, unter den Schaaren Hannibals als Landsknechte gedient hatten und, von immer neuen Zuzügen unterstützt und verstärkt, wenn sie auch niedergeschlagen, vernichtet zu sein schienen, der Hydra gleich, deren abgeschlagene Häupter verdoppelt nachwachsen, immer von Neuem aufgestanden waren. Noch hatte sich in Wort und Begriff des «tumultus Gallicus», des „gallischen Überfalls", eine lebendige Erinnerung im römischen Volke an jene Zeiten der Angst und Unsicherheit erhalten, die etwa mit den Zeiten verglichen werden können, da man in Deutschland die Fürbitte um Schutz gegen die Türkennoth in die Kirchengebete einschob.

Es war nicht über ein Jahrhundert, daß das heutige Oberitalien, jene fruchtbare Poebene bis zum Fuße der Alpen, namentlich durch die Anlegung zahlreicher Kolonien, wie Verona, Cremona, Piacenza, Bologna und andere, romanisirt worden war; daß in dem diesseitigen

Gallien, wie dieser Landstrich immer noch hieß, die zurückgebliebenen Abkömmlinge jener alten Gallier, mit italienischen Ansiedlern vermischt, so weit römische Sprache und Sitte angenommen hatten, um für das römische Bürgerrecht reif geworden zu sein. Aber wenn so auch Italien, das gesegnete Land, welches „die Vorsehung selbst durch die natürliche Schutzwehr der Alpen bewahrt zu haben schien“ [3]), von den gallischen Eindringlingen gereinigt, diese theils vernichtet, theils verjagt, theils romanisirt worden waren — aber jenseits der Alpen, nach Norden wie nach Osten und Westen hin, da wimmelte es nach der Vorstellung des römischen Volkes allüberall von gallischen Stämmen, wer weiß, wie weit! Denn man unterschied damals noch nicht zwischen den Galliern und den Germanen: erst Cäsar selbst, dem Besieger der ersteren, war es vorbehalten, den schneidenden Gegensatz zwischen Galliern und Germanen zu erkennen und zu kennzeichnen, welchen wieder zu verwischen seltsamer Weise moderne Forschung zum Theil versucht hat.

Daher dachte man denn in Rom bei dem Namen der Gallier zugleich an jene Teutonen und Cimbern, die erst vor einem halben Jahrhundert eine ganze Reihe römischer Heere niedergelegt, zuletzt eins von 60,000 Mann vollständig vernichtet, vorher ein anderes schimpflich unter das Joch geschickt und schließlich, trotz der Niederlage ihrer einen Hälfte bei Aix in der Provence, bereits Italiens Boden wieder betreten hatten, bis endlich Gajus Marius, der Neuschöpfer des römischen Volksheeres, auch diese andere Hälfte in den raudischen Feldern bei Vercelli vernichtet und sich dadurch den Namen eines zweiten Romulus erworben hatte; Gajus Marius, mit der Vatersschwester Cäsar's vermählt, der gern vor dem römischen Volke an diese Verwandtschaft und seine Übereinstimmung mit dem volksthümlichen Feldherrn erinnerte: dort auf dem römischen Forum an den von Cäsar wiederhergestellten Siegeszeichen des Marius, die einst Sulla zerstört hatte, da konnte man noch das Conterfei eines solchen gallischen oder cimbrischen Ungethüms sehen, mit verzerrten Mienen, stieren Auges und mit ausgerechter Zunge!

Und so waren sie Alle, diese Gallier, von welchen die römischen Geschichtsforscher, die ihre griechischen Quellen studirten, noch mehr

wußten, als das römische Volk in seiner Einfalt. Diese gebildeten Römer wußten, daß jene große, unzählige Stämme umfassende Nation, von ihnen Gallier, von den Griechen Kelten genannt, bereits zur Zeit der Erbauung Roms, von Westen nach Osten vordringend, Kleinasien überschwemmt und geschreckt hatte; sie wußten, daß in ihren ersten Anfängen die altgriechische Elegie — welche, beiläufig gesagt, keineswegs blos, wie die unsrige, ein Klagelied auf alte, verfallene Bergschlösser oder junge, früh verblichene Landmädchen, sondern in der Form des Distichons die älteste Gesellschaftspoesie war, die über Alles im Kreise der Genossen sich aussprach, was des Menschen Herz bewegt — daß diese altgriechische Elegie dort zu Smyrna und Ephesus gegen jene Kelten zu Wehr und Waffen gerufen:

„Jetzo nahet heran der Kimmerier furchtbare Kriegsschaar".

„Der Kimmerier": das waren ja die Vorfahren der Cimbern, welche Marius gefällt hatte. Und ebenso gegen die „trerischen Männer", ihre Genossen: waren die nicht eins mit den Treverern, so jetzt zwischen Mosel und Rhein saßen, und von denen noch das heutige Trier seinen Namen hat? Und weiter wußten die gebildeten Römer, wie in den folgenden Jahrhunderten, namentlich seit dem Beginn des dritten vor unserer Zeitrechnung, diese Keltenstämme Thracien, Macedonien, Griechenland, Kleinasien, immer wieder von Neuem überschwemmt und fast verödet hatten; wie sie z. B. einstmals bis unmittelbar zum uralten Orakelsitze Apollons, bis Delphi vorgedrungen, dessen Schätze sie gereizt, und wie nur durch ein unmittelbares Wunder, durch das sichtliche Eingreifen des Gottes selbst, sein Heiligthum vor Zerstörung bewahrt und die barbarischen Frevler vernichtet worden waren. Und sie wußten ferner, daß noch jetzt zwei Reiche dieser Kelten im Osten aufrecht standen, das eine dort im jetzigen Balkangebirge und das andere im Nordosten Kleinasiens, mit dem abgeleiteten Namen Galatien genannt, welches seit einem Jahrhundert und darüber von römischen Feldherrn bekämpft, schließlich aber doch in seiner Unabhängigkeit bis zur Stunde unangetastet belassen worden war.

Sie wußten, daß diese Kelten allenthalben die Landplage und Geißel der andern Völker geworden. Denn es waren entsetzliche

Gäste, und auch das römische Volk ließ sich viel von ihnen erzählen, wie sie in alter und neuer Zeit aufzutreten pflegten in Krieg und Frieden!

Vor Allem aber im Kriege; denn der war ihr eigentliches Leben und die Tage der Schlacht ihre Festtage. Wenn sie, diese ungeschlachten Recken „von hohem Wuchs und starker Hand", das zottige Haupthaar, Pferdemähnen an Stärke vergleichbar, röthlich blond, entweder lang und wild niederhängend, oder chignonartig in die Höhe gebunden, aber den Bart geschoren bis auf den mächtigen Schnurrbart, bald halb nackt, bald in buntem gewürfelten Kleide mit phantastischem Aufputz, jedenfalls aber mit reichem Schmuck, Halsketten und Armringen von rothem Gold und bunten Steinen und glitzerndem Glasfluß, in der Rechten das mächtige einschneidige, nur zu kunstlosem Kopfhiebe taugliche Langschwert, in der Linken den mannshohen, schmalen, buntbemalten Holzschild, in dicht gedrängten Massen mit wildem Geheul und tollen Sprüngen sich auf die römischen Legionen stürzten, so meinten diese, dieser „erste Anprall — dieser «Elan» — der Gallier sei übermenschlicher Art und nur mit Göttergewalt vergleichbar"[4]). Und ferner, was die Römer niemals fertig gebracht, die Rosse zu tummeln für den ernsten Kriegsgebrauch — meisterlich verstanden das die Gallier, als kühne Reiter die Einen, als geschickte Wagenkämpfer die Andern. Und an den Sattelbug der Schlachtrosse knüpften sie die abgeschnittenen Köpfe der erschlagenen Feinde, welche sie dann wohl auch — wie es die Indianer mit den erbeuteten Scalps zu machen pflegten — wohleinbalsamirt als den ruhmreichsten Schmuck am häuslichen Heerde aufhingen. Und weiter erzählte man sich von ihrer wilden Todesverachtung, von ihrer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen Schmerz und Wunden, die sie nicht blos in Kampf und Schlacht trieb, sondern selbst im Frieden und bei dessen Freuden nicht verließ: mitten im festlichen Gelage kam es wohl vor, daß man zum bloßen Spaß den Zweikampf auf Leben und Tod aufnahm, und wenn es dabei mit bloßen Wunden sein Bewenden hatte, dieselben gar eigenhändig erweiterte, um mit desto größeren Narben zu renommiren. Auch kam's wohl vor, daß ein armer Gesell, der seinen nächsten Verwandten ein

Stück Geld hinterlassen wollte, sein Leben für ein Geringes feil bot und, wenn ihm dieses gewährt wurde, sich ruhig niederlegte und sich die Kehle abschneiden ließ.

Die so gleichgültig und hart gegen ihr eigenes Leben waren, von solchen konnte man Mitleid und Barmherzigkeit gegen die Überwundenen nicht erwarten. Jenes «vae victis», „wehe über die Besiegten", war und blieb die Losung der Gallier immerdar!

Jahrhunderte lang waren und blieben sie Nomaden und wenn sie auch hie und da das Wanderzelt mit der hölzernen Baracke vertauschten, ihre Dörfer behielten doch stets den Charakter der Wandelbarkeit: es sah aus, als könnten sie ebenso leicht aufgegeben, wie wiederhergestellt werden. Feinde des Ackerbaues und der daraus sich entwickelnden Kultur zertraten sie mit ehernem Fuße, wie in neuerer Zeit die Türken, Gesittung, Wohlstand, Bildung, wohin sie kamen: nur Staaten stürzen, nicht Staaten gründen, war ihr Beruf. Nie und nirgends haben die Kelten dauernde Staaten gebildet, Gesetze und Verfassung sich und Andern gegeben, edle Sitte und maßvolles Gebahren gepflegt. Ihr Leben auch im Frieden erschöpfte sich in grober Sinnlichkeit und in wilden Ausschweifungen aller Art, insbesondere in wüsten Zechgelagen, die oft genug mit blutigem Streit und Todschlag endeten. Wein trug das rauhe Land nicht, dessen Hauptströme selbst, Donau und Rhein, zur Winterszeit von Eis und Schnee starrten; den mußte man theuer von den fremden Händlern erkaufen, und Mancher gab dafür die eigenen Kinder in die Knechtschaft. So braute man denn als heimisches Getränk den „Gerstenwein", wie einst die alten Ägyptier: in gehörigem Maße genossen leistete auch ihnen das Bier denselben Dienst, den sie allein begehrten, sie zu berauschen! Selbstverständlich, daß da von den höchsten Blüthen des Menschengeistes, von Wissenschaft und Kunst und Poesie nicht die Rede sein konnte: von allen Künsten des Friedens eigneten sie sich nur jene nachahmende Geschicklichkeit an, welche man nicht selten gerade bei halbwilden Völkern findet. In Waffen und Geräthen, in Schmucksachen und Münzen der Kelten erkennt man überall die griechischen Muster, aber freilich auch überall nur in arger Verzerrung: diese Erzeugnisse des

keltischen Kunstfleißes sind zum guten Theil nichts Anderes, als geschmacklose Karrikaturen ursprünglich schöner Formen. —

Dies in großen Zügen das Bild, welches man sich in Rom seit Jahrhunderten von den Galliern überhaupt, von denen, welche im jenseitigen Gallien — zwischen Alpen, Rhein und Pyrenäen — saßen, insbesondere zu machen pflegte, und gerade von diesen letzteren, den eigentlichen Galliern, hatte man wiederum in neuester Zeit äußerst beunruhigende Kunde vernommen. Zwar hatten dort jenseits der Alpen die Römer bereits seit etwa 80 Jahren begonnen, festen Fuß zu fassen: sie hatten — zunächst als Beschützer der griechischen Freistädte Marseille (Massilia) mit ihren Tochterstädten Antibes (Antipolis) und Nizza (Nikopolis) — den Kampf mit den südlichen gallischen Stämmen begonnen, schon im Jahre 122 das heutige Aix, 118 das heutige Narbonne angelegt und allmählich bis zum Consulatjahre Cäsars jenen schmalen Streifen des südlichen Frankreichs als Provinz erworben, welcher davon bekanntlich noch heutzutage den Namen der Provence trägt. Ziehen Sie eine Linie etwa von den Quellen der Garonne, vom heutigen Narbonne und Toulouse diesseits der Sevennen, dann am linken Rhoneufer empor bis zum heutigen Lyon, dann weiter nach Osten die Rhone entlang bis zum Genfersee und zu den Alpen, so haben Sie etwa die Grenze des transalpinischen oder jenseitigen Galliens, soweit es vor Cäsar bereits römische Provinz war. Von den sechs gallischen Stämmen, welche damals als Unterthanen Roms in der Provinz saßen, waren die Allobrogen im Norden mit den Hauptorten Vienne und Genf — Vienna und Genava — weitaus die bedeutendsten, welche, einstmals nicht ohne schweren Kampf unterworfen, vor vier Jahren sich beinahe an der sogenannten catilinarischen Verschwörung betheiligt hätten. Es war damals Roms Glück, daß ihre Gesandten, die mit gegründeten Beschwerden gekommen waren, sich an den Senat zu wenden, es schließlich doch für sicherer hielten, bei der Regierungspartei die Denuncianten der Revolutionäre zu machen, als mit den letzteren sich zu verbinden. Als man sie aber für solchen nützlichen Verrath nicht hinlänglich belohnte, hatten sie auf eigene Hand sich empört, waren zwar im Jahre 61 rasch und leicht niedergeschlagen

worden, aber auf wie lange, wer mochte es verbürgen? Denn daß die Gallier, wetterwendisch und veränderlich, stets geneigt waren ebenso zu revolutionären Umtrieben im Innern, als zu leichtfertiger Kriegführung nach außen, das wußte man auch in Rom schon damals, ehe Cäsar 10 Jahre später in seinen Commentarien oder Memoiren über den gallischen Krieg gerade diesen Charakterzug der Gallier sozusagen bei jeder Gelegenheit dem römischen Volke wiederholte!

Und nun kamen auch weitere unheimliche Berichte über drohende Bewegungen in dem noch unabhängigen Gallien dazu. Wir haben noch einen Brief Cicero's an seinen Atticus vom 15. März des Jahres 60, etwa 9 Monate vor dem Consulatsantritte Cäsars, der bedenklich genug also lautet:

„Allgemein ist gerade jetzt die Besorgniß vor einem gallischen Kriege, denn die Häduer, unsere Bundesgenossen, sind im Kriege begriffen, die Sequaner haben arge Schläge bekommen und die Helvetier" — das ist der gallische Stamm, welcher in der heutigen Schweiz saß — „stehen bereits unter den Waffen und machen Anstalt, in die Provinz einzubrechen[5])." —

Unter solchen Umständen, hochgeehrte Versammlung, werden Sie begreifen, daß gerade damals allgemein der Wunsch rege wurde, es möge endlich einmal mit diesem alten bösen Feinde ein Ende gemacht werden, daß im römischen Volke eine wahre Sehnsucht aufstieg, es möge endlich einmal ein Hercules erstehen, der diese vielköpfige Hydra unschädlich mache, indem er nicht nur die einzelnen immer wieder wachsenden Häupter ihr abschlage, sondern sie in ihrem eigenen Ursitze zwischen Rhein und Pyrenäen aufsuche und da ihr mittleres unsterbliches Haupt mit Eisen und Feuer vertilge. Es war unzweifelhaft, der Sieger über die Gallier war auch der Herr über Rom von des Volkes Gnaden. Was waren die Triumphe des Pompejus? sie befriedigten wohl die Neugierde, wenn man da die seltsamen Bilder von fernen Städten und Flüssen, die barbarischen Götzenbilder und die fremdartigen Könige in Ketten anschaute — das alles mochte wohl dem römischen Volke zur Kurzweil und zum Spaße dienen, aber im Grunde war doch das Alles „zu weit her": man hatte von diesen

entlegenen Feinden in Rom Nichts zu befürchten, und so war es hier am Ende ziemlich gleichgültig, wie dahinten im Orient die Völker auf einander schlugen. Ganz anders war es mit den Galliern. Ein römischer Schriftsteller sagt wörtlich: „Mit allen Völkern haben wir um die Oberherrschaft und den Ruhm gestritten, mit den Galliern allein haben wir um die Existenz gekämpft!“ Wer immer endlich dem Gallierlärm und der Cimbernfurcht ein Ende machte, der mußte, wie Camillus einst und Marius jüngst, dem römischen Volke als der neue Romulus erscheinen und das siegreiche Heer, welches er aus diesem Nationalkampfe zum Triumphe heimführte, mußte ihn, so zu sagen, als einen Gott verehren.

Darum hat im Jahre 59 der 41jährige Cäsar, der damals schon unzweifelhaft entschlossen war, durch des Volkes Willen — ich brauche eben den Ausdruck „Volk“, weil mir ein besserer nicht zur Hand ist — sich zum Oberherrn von Rom zu machen, damals als Consul eben von diesem Volke gegen den sonstigen Brauch sich zunächst das diesseitige Gallien — Oberitalien — als Provinz geben lassen. Denn er hat, wie ich bereits in der Einleitung bemerkte, schon damals als Consul die Rolle des Oberherrn gut anticipirt: gestützt auf das Volk, welches er wohl zu behandeln wußte, that er, was ihm beliebte, unbekümmert um den Senat, unbekümmert um seines Collegen, des hocharistokratischen, aber übrigens höchst schwachen Bibulus Protestationen — welchen man, beiläufig gesagt, wenn man einmal in dieser denkmalssüchtigen Zeit dem Erfinder des sogenannten passiven Widerstandes eine Bildsäule setzen sollte, unzweifelhaft dazu wählen müßte! Und auch der Senat wußte, daß er einen „Herrn“ hatte: nach einigen unbedeutenden Versuchen, Opposition zu machen, fügte er sich in das Unvermeidliche, machte gute Miene zum bösen Spiele und decretirte von sich aus zum diesseitigen noch das jenseitige Gallien hinzu, es ist schwer zu sagen, ob mehr in der Hoffnung, daß Cäsar Rom von den Galliern, oder daß die Gallier Rom von Cäsar befreien möchten! —

Während Cäsar sich jedenfalls schon damals zu seiner gallischen Statthalterschaft vorbereitete, war es ihm daher höchst gelegen, daß gerade jetzt, Ende 60 oder Anfang 59 schon während seines Consulats,

ein hochgestellter gallischer Flüchtling aus dem bundesgenössischen freien Staate der Häduer, der dem Druiden- oder Priesterstande angehörige Divitiacus nach Rom kam, um bei dem römischen Senate die Bitte um Hülfe und Unterstützung zu stellen gegen den germanischen Heerkönig Arioviſt. Von den Feinden der Häduer, den Sequanern, herbeigerufen, war derselbe vor etwa 12 Jahren über den Rhein gekommen, hatte immer zahlreichere Schaaren von Germanen nach sich gezogen und sich in glücklichem Kampfe, zuletzt gegen die vereinten Häduer und Sequaner, ein kleines Reich erstritten, welches, wenn wir es im Allgemeinen zu bestimmen versuchen, auf beiden Rheinufern etwa vom heutigen Mühlhausen bis Worms und Speier abwärts sich erstreckt haben mag, also das heutige Elsaß, die Rheinpfalz und den nordwestlichen Theil unseres badischen Landes umfaßte: — ob unsere Vorfahren hier in Heidelberg auch zu den Unterthanen des Arioviſt gehörten, weiß ich nicht.

Aber gleichzeitig mit dem Divitiacus oder vielleicht etwas später hatte dieser Heerkönig auch Gesandte nach Rom geschickt, um vom römischen Senate mit dem Titel eines Bundesgenossen und Freundes die Anerkennung seiner gallischen Eroberungen zu erhalten. Nach dem Principe der internationalen Politik Roms konnte es eigentlich keine Wahl geben: die Häduer — jener Stamm von der Rhone mit seinem Hauptorte Bibracte auf dem Mont Beuvray, westlich vom heutigen Autun, welches später ihre Hauptstadt wurde — die Häduer waren die langjährigen Bundesgenossen und Freunde des römischen Volkes, wurden von einem Fremden angegriffen, sie suchten bei Senat und Volk von Rom um Schutz und Hülfe gegen denselben nach; folglich war es Recht und Pflicht des Senats und Volks von Rom, sich der Freunde anzunehmen und dem Fremden sofort den Krieg zu erklären. Allein die Staatspolitik des römischen Volkes war eine andere, als die persönliche Politik Cäsars, der jedenfalls über die Verhältnisse in Gallien von Divitiacus auf das Genaueste sich unterrichten ließ.

Wir wollen jetzt diese Verhältnisse in aller Kürze zusammenfassen, um daraus zu ersehen, mit welcher Sicherheit und Klarheit der politisch-militärischen Vorausſicht Cäsar seinen Plan faßte, mit welchem

er die Statthalterschaft von Gallien antrat. Welches war aber dieser Plan? Gallien für Rom dadurch unschädlich zu machen, daß er es einerseits unterwarf und romanisirte, andererseits vor den Germanen schützte, also zugleich Herr und Beschützer Galliens zu werden und damit sich die sicherste Anwartschaft auf die Herrschaft über Rom zu erwerben. —

Es ist keine leere Vermuthung, die wir hier aufstellen, diese innige persönliche Verbindung zwischen Cäsar und jenem Divitiacus, dem hochgebildeten, geistvollen, in aller geistlichen Wissenschaft seines Volkes, namentlich auch in der Weissagekunst, wohl bewanderten Flüchtling, für welchen noch nach 15 Jahren Cicero ein gar gutes Gedächtniß hatte. Daß Divitiacus Cäsar bei der Abreise in seine Statthalterschaft begleitete, daß er bereits damals mit ihm auf sehr vertrautem Fuße stand, daß er während des neunjährigen Unterwerfungskampfes mit den Galliern immer unentwegt es mit dem Eroberer seines Vaterlandes gehalten hat, das Alles hat uns Cäsar selbst ausdrücklich berichtet. Zwischen den Zeilen aber lesen wir deutlich heraus, daß er — vielleicht in dem guten Glauben von der politischen und sozialen Nothwendigkeit seines Zieles — daß er denn doch eigentlich der Verräther seines Volkes an die Römer gewesen ist. Die volle Sicherheit in Beurtheilung und Behandlung der Verhältnisse Galliens, welche Cäsar mit in die Provinz brachte, kann nur ein Ergebniß der Enthüllungen gewesen sein, welche ihm Divitiacus bereits in Rom gemacht hatte. War doch unzweifelhaft über Jahr und Tag verstrichen zwischen dem Eintreffen des Divitiacus und dem Abgange Cäsars in die Provinz: was kann während jener Monate, welche der entscheidenden Senatssitzung über die gallischen Verhältnisse vorausgingen, Divitiacus Besseres zu thun gehabt haben, als sich dem Manne vollständig hinzugeben, von welchem seine und seines Volkes Zukunft abhing? —

Schon daß, so weit wir ahnen dürfen, ein Mann von Divitiacus' Bedeutung den Gedanken fassen und dazu mitwirken konnte, daß sein Volk von Cäsar unterworfen wurde, ist ein Beweis, daß dieses Volk, wie vor 100 Jahren das unglückliche Polen, für die Unterwerfung durch einen fremden Herrscher vorbereitet war: im Innern Fäulniß

ohne Reife, sittliche Rohheit vom glänzenden Firniß äußerer Civilisation oberflächlich bedeckt, nach Außen weder Einheit noch Einigkeit, sondern das Schlimmste, was es giebt, sogar die Neigung, mit fremder Hülfe die eigenen Bruderstämme zu knechten — das die Summe der Mittheilungen, welche Cäsar von Divitiacus erhielt und die wir jetzt im Einzelnen verfolgen wollen. —

Es war allerdings Manches anders und scheinbar besser geworden gegenüber den wilden, rohen Sitten der alten Kelten, seit sie ihre ewigen Wanderungen aufgegeben und in dem jetzt nach ihnen benannten Lande Gallien sich seßhaft gemacht hatten. Um zuerst Umfang und Eintheilung dieses Landes zu bezeichnen: es umfaßte also Gallien das gesammte Land zwischen Alpen und Pyrenäen, Mittelmeer, Rhein und Ozean; es begriff also nicht blos das heutige Frankreich, sondern auch noch die Schweiz und ganz Belgien, sowie die diesseits des Rheines liegenden Theile von Holland und Deutschland, also Rheinprovinz, Rheinpfalz und Elsaß.

In drei große ungleiche Theile zerfiel dieses Gallien, soweit es nicht römische Provinz war, von deren Ausdehnung wir oben gesprochen: das belgische, das aquitanische und das keltische Gallien.

Das belgische Gallien umfaßte den Nordosten zwischen Seine, Marne und Rhein, also das nordöstliche Frankreich, Belgien und das diesseitige Holland. Die hier wohnenden Stämme, die wildesten und kriegerischsten der gesammten Nation, waren stark von germanischen Stämmen durchsetzt: von den 27 belgischen Stämmen werden nicht weniger als sechs ausdrücklich als Germanen genannt; die bedeutendsten der letzteren waren die Aduatuker im heutigen Hennegau, etwa zwischen Lüttich und Namur, und südlich von ihnen die Eburonen. — Aquitanien war das Land im Südwesten zwischen Pyrenäen und Garonne, dessen 12 Stämme, im Ganzen von Weltverkehr und internationaler Politik entfernt, ein dunkles Stillleben führten. — Zwischen Belgien und Aquitanien in der Mitte das eigentliche Haupt- und Stammland der Gallier, daher auch vorzugsweise das keltische Gallien genannt, zwischen der Garonne einerseits, der Seine, Marne und dem Rheine andererseits, der Kern des heutigen Frankreich, aber

zugleich auch die heutige Schweiz mit umfassend. Hier saß in nicht weniger als 50 verschiedenen Stämmen — sieben Alpenstämme eingerechnet — das reine keltische Vollblut, wenigstens soweit die natürliche Grenze der Vogesen ging; vom Fuß der Vogesen an, auf beiden Ufern des Rheines — zum Trost und zur Beruhigung ängstlich historischer Seelen sei es gesagt — drei ächt germanische Stämme, im Oberelsaß die Triboker, deren später erbaute Hauptstadt Straßburg (Argentoratum) geworden, und nördlich über ihnen zuerst die Nemeter mit Speier, dann die Vangionen mit Worms als ihren Hauptorten, während die Bewohner der damaligen Schweiz entschieden Kelten gewesen sind, worauf ja ein Theil der heutigen Schweizer noch jetzt stolz ist. Lassen wir ihnen dieses kindliche Vergnügen! Von den Stämmen, so im Innern des keltischen Galliens saßen, habe ich die beiden bedeutendsten bereits genannt, nördlich von der Rhone und Nachbarn der römischen Provinz die Häduer im Westen mit der späteren Hauptstadt Besançon (Vesontio). Dazu kamen noch besonders die Arverner südwestlich in der heutigen Auvergne zwischen Lot und Allier mit ihrer Hauptstadt auf dem Gergoviaberge eine Stunde südlich von Clermont, endlich die Carnuten im eigentlichen Herzen des Keltenlandes mit der Hauptstadt Genabum, die man gewöhnlich für Orleans hält, Napoleon aber mit Gien identificirt. —

Die Gesammtzahl der Einwohner des freien Galliens, jedenfalls viel geringer als heutzutage, auch nur annähernd zu bestimmen ist sehr schwer: die neueren Forscher schwanken zwischen 4 und 40 Millionen! Wir werden vielleicht nicht zu weit von der Wahrheit uns entfernen, wenn wir zwischen 6—7 Millionen annehmen. —

Die große keltische Nation bildete kein politisches Ganze, obwohl es weder an einem gewissen Gefühl der Zusammengehörigkeit noch an einer religiösen Grundlage desselben fehlte. Aber ein anerkanntes Organ, welches diese 89 Stämme zur Wehr nach Außen und zum Frieden im Innern zusammengehalten hätte, gab es nicht. Da waren Groß- und Mittel- und Kleinstaaten, ganz und halb unabhängig und auf die verschiedenste Weise durch Bundesverhältnisse nicht minder getrennt als vereinigt, kurz, hochgeehrte Versammlung, es war das

blühendste Land des vollkommenst entwickelten Particularismus, das es je gegeben hat, dieses Gallien, zu dessen Unterjochung sich Cäsar anschickte! —

Wir kommen zu den gallischen Zuständen im Einzelnen. Das alte Nomadenleben, wie gesagt, hatten sie aufgegeben; sie hatten feste Sitze, trieben Ackerbau und Viehzucht und pflegten manche Kunstfertigkeit, sonderlich solche, die mit Waffenthum und ritterlichem Wesen zusammenhingen. Auch besaß wohl so ziemlich jeder Staat mindestens Eine Hauptstadt mit Ringmauer und in natürlich fester Lage entweder auf einem Berge, wie die schon genannte Feste der Häduer auf dem Mont Beuvray, wie Besançon, was den Sequanern, Gergovia, was den Arvernern gehörte, oder von Fluß und Sumpf gedeckt, wie Genf oder Bourges (Avaricum), der Hauptort der Bituriger. Von den 25 gallischen Städten, die bei Cäsar vorkommen, sind außer den hier und oben angeführten etwa besonders noch zu nennen: Macon, Chalons sur Saone, Rheims, Decise, Soissons, Melun, Amiens, Arras, Bapaume. Auch Paris existirte damals bereits als die Hauptstadt des kleinen Stammes der Parisier, aber in sehr bescheidener Weise mit dem Namen Lutetia (d. h. Schmutzstadt) auf der Seineinsel, wo jetzt die Notre-dame steht.

Der Mangel jedes einheitlichen Bandes mußte sich um so fühlbarer machen, je zerstörender der Particularismus der Gallier bei ihren sonstigen Eigenthümlichkeiten sich bethätigte.

Allerdings ging ihnen noch immer, wie ihren wilden Ahnen, den Wanderkelten, der Kriegsruhm über Alles: sie hielten sich für das tapferste Volk auf Erden und Nichts war ihnen empfindlicher, als die Demüthigung gerade dieser Einbildung. Aber auf eine eigenthümliche Weise — wir wissen nicht wann und wie — hatte sich eine streng soziale Abstufung der Stände entwickelt, welche einerseits ihrer Kriegstüchtigkeit nicht wenig Eintrag that und andererseits auf wundersame Weise an jüngst vergangene Zustände erinnert.

Wenn wir lesen, ohne zu wissen, von welchem Volke und von welcher Zeit die Rede ist: „Es giebt in diesem Lande nur zwei Menschenklassen, die Etwas zu bedeuten haben, Adel und Geistlichkeit; das

gewöhnliche Volk gilt absolut gar Nichts", — sollten wir da nicht meinen, wir hätten eine Charakteristik Frankreichs vor der Revolution vor uns, deren Ziel sich bekanntlich in die zwei Fragen und Antworten zusammenfaßte: Qu'est ce que c'est le tiers état? Rien! Qu'est ce qu'il doit devenir? Tout! Und mit jenen Worten hat Cäsar[6]) das Ständeverhältniß der Gallier seiner Zeit gekennzeichnet! —

Da stand an der Spitze der gesammten Nation die festgeschlossene Priesterschaft der Druiden, eine durchaus eigenthümliche Erscheinung, wie sie, abgesehen von der ägyptischen und jüdischen Priesterschaft, im ganzen Alterthum sonst nicht vorkommt, eine wirkliche Priesterkaste, die nicht, wie bei Griechen und Römern, einen integrirenden Theil des politischen Volkes bildet — war doch Cäsar selbst, als er zur Unterjochung Galliens zog, schon seit Jahren Oberpontifex, d. h. hatte die Oberaufsicht über den gesammten römischen Staatsgottesdienst! — sondern ein wirklicher dem weltlichen Staat entgegengesetzter Klerus, der in strenger Abgeschlossenheit und Unabhängigkeit in fest aufsteigender Gliederung nach seinen drei Hauptklassen der Barden oder Sänger, der Seher und der eigentlichen Priester den gesammten öffentlichen und Privatgottesdienst mit allem abergläubischen Zubehör überwacht und besorgt; theils erblich, denn die Druiden durften heirathen und es gab auch Druidinnen, theils, wie der mittelalterliche Klerus, durch Aufnahme der tüchtigsten und talentvollsten Jünglinge aus allen Ständen, die sich eifrig dazu drängten, sich rekrutirend und erneuernd. Die Druidenschaft, wenigstens vom keltischen Gallien, bildet außer und über dem einzelnen Staate eine Gesammtkorporation. An der Spitze steht — beinahe hätte ich gesagt: ein Papst! — befindet sich also ein Oberdruide, auf Lebenszeit gewählt oder, wenn die Wahl nicht gelingen will, durch siegreichen Zweikampf mit dem Nebenbuhler erhoben. Eine strenge Zucht bereitet die Jünger zum allmählichen Eintritt in die aufsteigenden Stufen des Ordens vor: 30 Jahre soll es gedauert haben, bis man der vollen Weisheit der Druiden Herr wurde, die nicht schriftlich abgefaßt und aufbewahrt werden durfte, sondern in vielen tausend Versen von Generation zu Generation nur mündlich fortgepflanzt wurde. Darum hat sich auch Nichts von ihnen erhalten: enthalten aber sollen

sie haben Belehrung über alles Mögliche, nicht blos über Gott und göttliche Dinge, über das Weltall, Sonne, Mond und Sterne, Himmel und Erde, sondern auch über praktische Gegenstände aller Art, Sittenlehre wie Arzneikunde, natürlich Alles mit starkem Aberglauben versetzt, von welchem das wunderthätige Schlangenei und die auf der Eiche erwachsene Mistel am meisten bekannt sind. Insbesondere lehrten sie auch den Unsterblichkeitsglauben, welcher den Römern besonders dadurch imponirte, daß er es vorzugsweise war, welcher die Gallier zu todesverachtender Tapferkeit entflammte. So vertritt die Druidenschaft nicht nur die Religion, sondern zugleich die gesammten geistigen Interessen ihres Volkes; sie sind namentlich auch die Richter desselben, wie über Einzelne, so auch bei Streitigkeiten der Stämme unter sich, und ihren Aussprüchen muß der Einzelne wie der Staat sich unbedingt unterwerfen, da sie im Stande sind, durch eine dem mittelalterlichen Kirchenbann vollkommen ähnliche religiöse Ächtung sich vollständigen Gehorsam zu erzwingen.

Bei so ausgedehnter Macht über die gesammte Nation erscheint es denn an sich als wahrscheinlich und haben manche Forscher es auch angenommen, daß die Druiden im Gegensatze zu dem Particularismus der weltlichen Ritterschaft die nationale Einheit vertreten hätten. Schade nur, daß für solche Vermuthung einer patriotischen Bethätigung der Druiden sich im ganzen Cäsar ebenso wenig die geringste Spur eines Belegs finden läßt wie von dem kriegerischen Einfluß der Barden, die man fälschlicher Weise einst auch den Germanen zuschrieb, und ist ja unser Divitiacus, der in der Unterwerfung seines Volkes dessen Zukunft sah, eben auch Druide gewesen! Es ist daher anzunehmen, daß diese Priesterkaste, wie überhaupt alle ächten Priester — ich meine im bösen Sinne —, eben auch kein Vaterland gehabt oder wenigstens für einen vaterländischen Staat kein Herz und keinen Sinn gehabt hat. —

Neben und unter den Druiden, welche selbst nicht die Waffen führten, stand der kriegerische Adel oder die Ritterschaft, mit Recht also benannt, da die Hauptstärke der gallischen Heere damals fast bei allen Stämmen in der Reiterei bestand; der Adel, jedenfalls von sehr

verschiedener Art und Abstufung, theils erblich, theils durch Reichthum emporgekommen, die Einzelnen bald selbstständig, bald Dienstmannen eines Andern; die Beschäftigung dieser Ritter beständige Fehden der Einzelnen mit den Einzelnen, der verschiedenen Stämme unter einander, und wenn einmal Ruhe und Friede war, noble Passionen der schlechtesten Art, Schwelgerei und Trunkenheit; ferner in Folge von Ausschweifungen und der herrschenden Vielweiberei Zerrüttung des häuslichen Lebens im schroffsten Gegensatze zu dem keuschen Familiensinn der Germanen. Schon damals gilt eheliche Untreue bei den Galliern als die Regel und griff man wohl zu barbarisch-abergläubischer Wasserprobe, um die Ächtheit des neugeborenen Kindes zu erforschen. Daher denn das tiefste Mißtrauen zwischen den Ehegatten: starb ein vornehmer Mann plötzlich, so nahm man als wahrscheinlich an, daß seine Frauen ihn aus der Welt gebracht hätten; man erhob Untersuchung mit Folter gegen sie und wehe ihnen, wenn der Indicienbeweis gelang: sie starben den Flammentod!

Aber auch das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern war kein gemüthliches: der Vater schämte sich, an der Seite seines Sohnes sich öffentlich sehen zu lassen, wenn dieser noch nicht im Stande war, die Waffen zu tragen.

So die Ritterschaft. Von den sozialen Zuständen des gemeinen Volkes erfahren wir Nichts, als eben nur das Eine, daß es absolut Nichts galt, in gewöhnlichen Zeiten unter äußerster Bedrückung und ohne alle und jede Spur einer erträglichen persönlichen Freiheit dahinlebte, während es in Zeiten des Sturmes und Dranges eben gut genug war, ausgenutzt und aufgeopfert zu werden. Interessant ist noch die besondere Notiz, daß in einigen Cantonen eine überaus strenge Polizei in Bezug auf politische Mittheilungen gehandhabt wurde: nicht genug, daß außer den Volksversammlungen von Politik gar nicht gesprochen werden durfte, war außerdem der Einzelne verpflichtet, wenn ihm von Außen zufällig eine politische Notiz zu Ohren kam, dieselbe ausschließlich den Behörden anzuzeigen, aber Niemandem sonst Mittheilung davon zu machen, während die Behörden die Anzeige nach ihrem Belieben für sich behielten oder dem Volke mittheilten! —

Wie es unter solchen sozialen Verhältnissen mit der Verfassung in den einzelnen Staaten aussah, läßt sich leicht denken. Der Form nach war sie gewöhnlich eine Aristokratie: ein sogenannter Senat oder Rath der Ältesten mit einem gewöhnlich auf ein Jahr gewählten Oberhaupte an der Spitze, welches die höchste ausübende Gewalt hatte — bei den Häduern hieß dieser oberste Beamte Vergobret —; daneben aber häufig Usurpationsversuche von ehrgeizigen Adligen, die sich zu Königen aufzuwerfen versuchten und dabei wohl auch einmal sich auf das gemeine Volk, auf die Massen stützten. Dies die äußere Form der Verfassung. Schlimmer aber war es, daß dem inneren Wesen nach ein Regiment des schnödesten Parteienthums oder besser gesagt ein Cliquenregiment der schlimmsten Art die gesammten Verhältnisse Galliens von den größten bis zu den kleinsten durchdrang und beherrschte. Cäsar drückt sich darüber folgendermaßen aus: „in Gallien finden sich nicht allein in allen einzelnen Staaten, in allen Gauen und Gemeinden, sondern fast in jedem einzelnen Hause Parteien, an deren Spitzen diejenigen stehen, welche sich in der öffentlichen Meinung die meiste Geltung zu verschaffen wissen, und ihr Belieben und ihr Wille ist für die Partei unbedingt Gesetz". —

Das ist es, was wir nicht mehr Partei-, sondern Cliquenregiment nennen. Denn Parteien hat und soll haben jeder gesunde, in der Entwickelung begriffene Staat. Abart der Partei aber ist die Clique in demselben Sinne, wie bekanntlich Aristoteles die Tyrannis Abart der Monarchie, die Oligarchie Abart der Aristokratie, die Ochlokratie Abart der Demokratie genannt hat. Wo immer nicht das reine Prinzip der Partei, sondern das persönliche Interesse der Parteihäupter oder Parteimitglieder entscheidet, da herrscht eben nicht die Partei, sondern die Clique. Wehe dem Staate, wehe der Gemeinde, wehe selbst der privaten Körperschaft, in welcher die Clique herrscht: sie ist die Fäulniß und der Verfall! —

Auch Gallien ist am Cliquenregiment zu Grunde gegangen. Es zerklüftete dort die ganze Nation, von den internationalen Verhältnissen der Staaten zu einander, von den obersten Behörden, von den Spitzen der Gesellschaft an bis herunter in den Schooß der einzelnen Familien.

Hervorgerufen war es eben durch jene gänzliche Knechtschaft des Volkes. Der einzelne Mann des Volkes, um seines Eigenthums sicher zu sein, mußte sich einem adeligen Herrn zu eigen geben, und da mochte es verschiedene Formen der Sklaverei geben; der niedrige Adelige mit seinen Volkmannen war dann wiederum Dienstmann eines Höheren und dieser Höhere stand wiederum „in des höheren Herrn Pflicht", und so gipfelte sich dieses Verhältniß aufwärts bis zu jenen gewaltigen Parteihäuptern, welche, wie der Helvetier Orgetorix, im Stande waren, an der Spitze von 10,000 Leuten der verschiedensten Art selbst der Executive der Staatsbehörde Trotz zu bieten! Daß die Parteiführer innerhalb des einzelnen Staates kein gemeinschaftliches Interesse hatten und vertraten, liegt auf der Hand.

Und ein ähnliches Parteienwesen bestand auch in Bezug auf die internationalen Verhältnisse — wenn ich es so nennen darf — zwischen den verschiedenen Staaten selbst: da waren zwei Kleinstaaten, welche mit einander unter gleichen Gesetzen und Rechten eine eigenthümliche Einigung bildeten; und diese derartig zusammengesetzten Staaten wie andere einzelne Klein- und Mittelstaaten traten wieder in Vasallenschaft zu größeren; diese größeren ordneten sich wiederum einem mächtigeren Staate unter, und so gipfelte es sich empor, und bildeten schließlich die sämmtlichen keltischen Staaten zwei große, einander feindselig gegenüberstehende Gruppen, an deren Spitze als die um die Hegemonie von ganz Gallien hadernden Großmächte einerseits die den Römern befreundeten Häduer, andererseits die mit den Arvernen verbundenen Sequaner standen. Und diese Großmächte waren es, welche, um die Hegemonie über ihre Landsleute zu erlangen und zu behaupten, die fremden Zwingherren selbst in's Land riefen!

Damit war das Schicksal von Gallien entschieden. Wo immer in einem Lande eine Partei oder ein Bruchtheil derselben um des eigenen Interesses willen fremde Hilfe anruft oder annimmt, und solche Partei nicht sofort zermalmt und zernichtet wird von dem allgemeinen unwiderstehlichen Unwillen der ganzen Nation, da steht es bös, da steht es gefährlich, und das Allerschlimmste, der Untergang solcher Nation, ist nicht unverdient. Jenes Gallien im Alterthum, das un-

liche Polen in der Neuzeit gehören zu den furchtbarsten Denkmälern dieser ernsten Wahrheit in der Geschichte. –

Die Häduer, deren wir schon öfter gedacht haben, waren seit etwa einem Menschenalter die „Bundesgenossen" des römischen Volkes, und unzweifelhaft hatten sie es zum Theil dieser Bundesgenossenschaft zu verdanken, daß ihre Nebenbuhler, die Sequaner, sich ihnen nicht gewachsen fühlten. So hatten denn also letztere etwa vor 12 Jahren, 72 v. Chr., einen jener germanischen Könige, wie sie vier Jahrhunderte später massenhaft über das brechende römische Reich herfielen und es zertraten, den Sueven Arioviſt, unter Anerbieten von Sold und Beute bewogen, über den Rhein zu kommen und ihnen gegen die Häduer zu helfen. Er war gekommen als Bandenführer an der Spitze von 15,000 Mann, hatte im Dienste der Sequaner die Häduer schlagen helfen, war zum Lohn von den Sequanern mit Land belehnt worden, hatte dann immer mehr Kreischaaren herübergezogen, immer mehr keltisches Land zwischen Vogesen und Rhein okkupirt und stand schließlich an der Spitze von 120,000 schlagfertigen Männern diesseit des Rheines. Da endlich, freilich zu spät, erhoben sich die Häduer von Neuem; es scheint, daß sich ihnen ein großer Theil der eigentlichen keltischen Staaten anschloßen, wahrscheinlich auch die Sequaner. Aber der Germane schlug die schlecht disziplinirten Heeresmassen der Gallier in einer blutigen Schlacht und zwang sie zu Tributzahlung und Stellung von Geiseln, mit einem Worte: zur Unterwerfung. Den Umfang seines Reiches haben wir oben angegeben. Arioviſt dachte unzweifelhaft auf Ausdehnung dieses Gebiets: von Jahr zu Jahr zog er neue Germanen heran, es war Gefahr vorhanden, daß ganz Gallien germanisirt wurde.

Diese Gefahr also abzuwenden, aber freilich nur dadurch, daß man sich im römischen Volke einen anderen Herrn erbat, war, wie gesagt, der Druide Divitiacus vom Stamm der Häduer nach Rom gekommen, während gleichzeitig jener germanische Heerkönig seine Gesandten mit dem Gesuch an Senat und Volk von Rom geschickt hatte, ihm den Königstitel zu gewähren und ihn als Bundesgenossen aufzunehmen.

Die Entscheidung zwischen den beiden einander diametral entgegen-

stehenden Gesuchen stand bei Cäsar, dem souveränen Consul des Jahres 59. Vom Standpunkte der internationalen Politik Roms konnte, wie wir sahen, diese Entscheidung nicht zweifelhaft sein; die Sache war vollkommen klar: ein Barbarenfürst hatte römische Bundesgenossen vergewaltigt; diese baten um Hilfe; es hatte Rom nur eine Wahl: dem Barbaren mußte der Krieg erklärt werden. Aber diese Entscheidung wäre vom politischen Standpunkt aus äußerst gefährlich gewesen; denn gleichzeitig drohte ein anderer Feind in derselben Richtung von Osten her wie Ariovist die römische Provinz zu überschreiten. Es war dies der keltische Stamm der Helvetier, welcher seit drei Jahren zu einer vollständigen Völkerwanderung nach dem Westen gerüstet und den Antritt derselben auf das Frühjahr 58 festgesetzt hatte. —

Die Veranlassung zu diesem eigenthümlichen Entschlusse, dem Vorspiele der großen germanischen Völkerwanderung, ist, wie ich nach dem einseitig gefärbten und mangelhaften Berichte Cäsar's ahnen zu dürfen glaube, aus dem großartigen Plane zu einer nationalen Einigung Galliens gegen Rom und gegen die Germanen hervorgegangen, welcher damals von drei Häuptlingen der drei mächtigsten Staaten, der Häduer, der Sequaner und der Helvetier, angebahnt wurde.

An der Spitze der Häduer stand neben Divitiacus, dem Haupte der Priesterschaft, sein Bruder Dumnorix, der Erste der Ritterschaft und zugleich beim gemeinen Volke höchst populär. Auch er dachte daran wie sein Bruder, die Häduer der unerträglichen Unterwürfigkeit unter den fremden Barbaren zu entziehen, aber durch eigene Kraft. So traf er auf halbem Wege mit dem mächtigsten Häuptlinge der Helvetier, dem Orgetorix oder — wie er auf seinen Münzen heißt — Orcitirix, zusammen, welcher es unternahm, den Casticus, dessen Vater einst, von den Römern selbst anerkannt, König der Sequaner gewesen war, als Dritten in den Bund zu ziehen. Diese drei Männer faßten, ich zweifle nicht daran, den kühnen Gedanken, sich ein Jeder mit absoluter Gewalt an die Spitze ihrer Stämme zu stellen, sich mit einander zu vereinigen und damit zunächst allerdings für sich selbst die Krone, in Gemeinschaft aber zugleich die Hegemonie über ganz Gallien zu erwerben und damit ein nationales, von Rom ebenso wie von den Germanen

unabhängiges Reich zu errichten. Zu diesem Behufe sollten die Helvetier ihre ruhige und eng beschränkte Heimath aufgeben und im südwestlichen Gallien sich gesegnetere Wohnsitze aussuchen. Der großartige Plan erlitt allerdings durch den Untergang des Orgetorix eine bedenkliche Störung: seine zwingherrlichen Pläne wurden verrathen und er erlag einer Erhebung des Adels; die Helvetier selbst aber behielten den Plan der Auswanderung bei, und diese mußte mit der Beseitigung des nationalen Gedankens für Rom unmittelbar um so gefährlicher werden, wenn gleichzeitig mit ihr der Ausbruch des Krieges mit Ariovist stattgefunden hätte. Nichts lag dann in diesem Falle näher, als daß die Helvetier mit Ariovist sich wo nicht verbündet, so doch verständigt hätten, und der neue Statthalter von Gallien mit dem Kriege gegen Ariovist im Nordosten beauftragt, zugleich von den Helvetiern im Südosten angegriffen worden wäre. —

Gleich hier mag es nicht unnütz sein, vorläufig an eine topographisch-militärische Erwägung zu erinnern, welche uns zugleich später bei der Übersicht der cäsarischen Feldzüge als Leiter dienen wird. Der Osten Frankreichs wird bekanntlich durch das natürliche Bollwerk geschützt, welches die von Süd nach Nord sich aneinander schließende Gebirgskette der Alpen, des Jura und der Vogesen mit ihren Ausläufern bildet. Dieses Bollwerk, welches vor 2000 Jahren nicht blos für Völkerzüge unüberschreitbar war, sondern selbst rein militärischen Operationen viel größere Schwierigkeiten in den Weg legte, als heutzutage, hat aber zwei Lücken, durch welche im Laufe der Jahrhunderte immer wieder von Neuem der erobernde Feind in Frankreich eingebrochen ist. Die unterste dieser Lücken ist zwischen den Alpen und dem Jura, da wo der Rhonefluß aus dem Genfersee heraustritt und zunächst in einer Strecke von nahezu vier deutschen Meilen durch den Paß von Ecluse in fast gerader Richtung nach Westen geht, um dann fast im rechten Winkel sich nach Süden zu wenden. Gelingt es dem Feinde, entweder bei Genf über die Rhone zu gehen oder sich den Paß von Ecluse zu öffnen, so befindet er sich im Herzen von Gallien und es treten ihm keine größeren Hindernisse mehr entgegen. Auf diese Lücke waren die Helvetier bei ihrem Auszuge angewiesen. Die

zweite Lücke ist weiter oben zwischen dem Nordfuß des Jura und dem Südfuß der Vogesen, heutzutage die Mündung von Belfort — le trouet de Belfort —, also genannt von jener damals noch nicht vorhandenen Bergfeste, welche sie heutzutage schließt, um deren Besitz die letzten blutigen Kämpfe unseres Nationalkrieges geführt worden sind. Dort war das Eingangsthor für Arioviſt. Wenn gleichzeitig südlich bei Genf die Helvetier, nördlich bei Belfort die Germanen sich gegen Gallien in Bewegung setzten, so waren sie im Innern des Landes, ehe nur der neue Statthalter im Stande war, ihnen entgegenzutreten, und wenn er es dann versuchte, was war natürlicher als daß sich Beide gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigten?

Diese Vereinigung und überhaupt den gleichzeitigen Losbruch des helvetischen und des germanischen Krieges im Frühjahr 58 mußte Cäsar um jeden Preis verhindern, und dies zu verhindern gab es nur Ein Mittel: trotz des Widerspruches mit der Überlieferung der römischen Politik mußte Divitiacus mit seinem Hilfegesuch abgewiesen und Arioviſt als König und Bundesgenosse des römischen Volkes anerkannt werden.

Und so geschah es. Daß es aber so geschah und daß gleichwohl Divitiacus gleich von Anfang an als Cäsar's vertrauter Freund und Rathgeber erscheint, ist Beweis genug für die von uns angenommene innige Verbindung beider Männer, welche dann die Unterwerfung Galliens durch Cäsar zur Folge hatte. —

Als Cäsar im Frühjahr des Jahres 58 nach Genf abging, wo ihm vor der Hand nur eine einzige Legion — etwa 4000 Mann stark — zur Verfügung stand, war er vollkommen mit sich im Klaren, was er ausführen und wie er es ausführen wollte. Ich habe diesen Plan schon oben angegeben: es galt, Gallien ebenso Rom zu unterwerfen als gegen die Germanen zu schützen; nicht blos als Eroberer und Zwingherr, sondern zugleich als Beschützer und Wohlthäter Galliens mußte er auftreten. Cäsar hat diesen Plan mit größter Umsicht und Sicherheit ausgeführt, indem er dabei dem Grundsatze gefolgt ist, welchen der große moderne Cäsar in das Wort zusammengefaßt hat: «l'un après l'autre», „Einer nach dem Andern!“ —

Es würde uns hier zu weit führen, wollte ich den neunjährigen

Kampf Cäsars um die Besitzergreifung Galliens auch nur in seinen allgemeinsten Zügen Ihnen vorführen; ja, es würde eine solche summarische Übersicht ohne die gleichzeitige Verfolgung auf der Karte nur ermüdend und verwirrend wirken. —

Bekanntlich hat Cäsar selbst weitaus den wichtigsten Theil dieses Kampfes, den siebenjährigen Krieg von 58—52, in seinen sogenannten Commentarien oder Memoiren selbst beschrieben und zwar in seiner Art ebenso meisterlich beschrieben, als er ihn meisterlich vollbracht hat. Freilich muß man sich bei der Betrachtung und Verwerthung dieser Commentarien, welche leider heutzutage noch immer mehr die Landplage unserer Gymnasiasten, als Gegenstand ernsten Studiums für Staatsmänner und Militärs sind, auf den richtigen Standpunkt stellen. Cäsar gab sie im Frühjahr 51 heraus, als bereits für ihn jedenfalls, für alle tiefer Blickende mit großer Wahrscheinlichkeit der bevorstehende Zusammenstoß zwischen dem Eroberer Galliens und der Optimatenregierung in Rom, mit Pompejus an der Spitze, als sicher bevorstand. Cäsar, der, wie wir oben sahen, so zu sagen, als Mandatar und idealer Vertreter des römischen Volkes die Statthalterschaft von Gallien übernommen hatte, um den Jahrhunderte langen Kampf um die Existenz zwischen Rom und dem alten Erbfeind zum endgültigen Austrag zu bringen, Cäsar wollte durch seine Commentarien — zum Theil ungegründeten Vorwürfen seiner politischen Gegner und persönlichen Feinde gegenüber — dem römischen Volke gleichsam Rechenschaft darüber ablegen, wie er seine Aufgabe erfüllt habe und wie Gallien römisch geworden sei. Die Commentarien sind also unzweifelhaft eine politische Tendenzschrift ersten Ranges, aber diese Tendenz wird in der feinsten, freiesten und, fügen wir hinzu, nobelsten Weise verfolgt. Nirgends eine Spur von Ruhmredigkeit oder Selbstlob: wie Cäsar von sich in der dritten Person spricht, so ist es in der That immer, als ob ein unbetheiligter Zeuge, ein unparteiischer Beobachter rein objectiv uns nur die Thatsachen in ihrer chronologischen und logischen Aufeinanderfolge vorführte. Der Stil selbst entbehrt alles Schmuckes, aller Redeblumen, während doch damals schon, seit einem Jahrhunderte mindestens, die Rhetorik und Phraseologie der politischen und juristischen Beredtsam-

keit auch die römische Geschichtschreibung durchdrungen hatte. Ja, man kann sagen: Cäsar's Commentarien sind das einzige römische Geschichtswerk ohne Phrasen, welches wir haben! Und noch mehr: der Wahrheit ist Cäsar, soweit wir es selbst bei strengster Kritik zu beurtheilen vermögen, stets treu geblieben; in der ganzen Erzählung vom siebenjährigen Kriege läßt sich Cäsar absolut keine eigentliche Lüge nachweisen. Aber freilich nichts desto weniger ist die Tendenz für den tiefer Blickenden deutlich erkennbar, und die scheinbare Objectivität ist vielleicht nur das glänzendste Beispiel für jenen Satz, daß die höchste Aufgabe der Kunst ist, die Kunst zu verhüllen und Natur zu scheinen.

Während nämlich Cäsar sich niemals eine eigentliche Lüge erlaubt, hat er andererseits die Kunst des Verschweigens mit meisterhafter Geschicklichkeit geübt und es nicht minder trefflich verstanden, einerseits das Eine ausführlich und anschaulich zu erzählen und dabei Licht und Schatten seinem Zwecke gemäß zu vertheilen, andererseits Anderes kurz und bündig abzumachen. Endlich hat er sich wohl gehütet, uns in das innere Getriebe seiner Pläne und Erwägungen, seiner Mittel und Machenschaften blicken zu lassen; nur einem genauern und durch Bekanntschaft mit dem analogen Parteileben aller Zeiten ausgerüsteten Studium eröffnen sich hie und da vereinzelte, wenn auch nicht selten überraschende Einblicke in die machiavellistische Staatskunst, mit welcher der Eroberer von Gallien jenen von ihm so anschaulich gehuldigten Parteiunfug benutzt, wie er die Ritter unter sich und gegen das Volk, das Volk wiederum gegen die Ritter und vielleicht auch gegen die Druiden zu benutzen verstanden hat. Das ist unzweifelhaft, wenn wir es auch nur aus spärlichen Andeutungen im Einzelnen enträthseln können, daß Cäsar als intriguanter Staatsmann ebenso stark war, wie als genialer Kriegsmeister. —

Die neun Jahre der Unterwerfung Galliens von 58—50 v. Chr. lassen sich in vier Gruppen oder Abtheilungen theilen: die beiden Triennien von 58—56 und von 55—53, dann das große Insurrectionsjahr 52 und endlich das Nachspiel der letzten zwei Jahre 51 und 50. Nur in ganz allgemeinen Umrissen will ich Ihnen diese vier Perioden der Besitzergreifung Galliens vorzuführen suchen. —

Dem oben angeführten Prinzip „Einer nach dem Andern" getreu hat Cäsar im ersten Triennium von 58—56 gleichsam in siegreichem Fluge die Grenzen des gesammten Galliens umkreist, von der Provinz ausgehend zuerst nach Norden und Nordosten, dann von da gen Westen und Süden, bis er, im Frühjahr 58 von der Linie Genf-Lyon ausgegangen, im Herbste 56 den römischen Besatzungen in Toulouse und Narbonne die Hand reichte.

Im ersten Jahre 58 geschah zuerst das Nächste: die Helvetier, welche durch die südliche Lücke am Genfersee vorgebrochen waren, wurden nach zwei blutigen Schlachten — die erste bei Trevoux an der Saone, die zweite, nicht näher bestimmbar, westlich von Autun — in ihre Heimath zurückgewiesen und zu deren fortwährender Behauptung in der Eigenschaft von römischen Unterthanen dort festgehalten. Der Spätsommer desselben Jahres reichte hin, das neue Reich des germanischen Heerkönigs zu zertrümmern, welchem Cäsar durch einen raschen Vormarsch von Besançon über Vesoul und Lure auf Mühlhausen mit der Besetzung der nördlichen Lücke bei Belfort zuvorkam: das Schlachtfeld, auf welchem für Jahrhunderte die Abweisung der Germanen gegenüber den römischen, nicht den keltischen, Waffen entschieden wurde, ist unzweifelhaft im oberen Elsaß zu suchen, aber nicht bei Cernay unweit Mühlhausen, wo man es bisher gesucht hat, sondern weiter nördlich zwischen Colmar und Schlettstadt, zehn Meilen oberhalb der Einmündung der Ill in den Rhein, wo, wie ich fest überzeugt bin, eine gründliche Untersuchung von Sachverständigen an der Hand der cäsarischen Localangaben das Schlachtfeld mit voller Sicherheit wieder auffinden wird.

Da mit Arioviſt's Reiche zugleich auch diejenigen Stämme, welche Cäsar gegen denselben zu Hülfe gerufen hatten, selbstverständlich sich dem Sieger unterwerfen mußten, so war das Ergebniß dieses ersten Feldzugsjahres für Cäsar die Ausdehnung der römischen Provinz Gallien über die Schweiz, das ganze Elsaß, die Rheinpfalz und das südöstliche Frankreich etwa zwischen den Vogesen und zwischen der oberen Seine. —

Das zweite Jahr 57 begann mit der raschen und blutigen Unter-

werfung des belgischen Galliens. Die belgische Eidgenossenschaft, mit Recht durch Cäsar's energisches Vorgehen besorgt gemacht, war noch in voller Rüstung begriffen, als Cäsar, ohne erst Krieg zu erklären oder Verhandlungen anzuknüpfen, in raschem Vormarsche etwa von Langres auf Rheims zunächst den dort sitzenden Stamm der Remer überraschte und entwaffnete, dann auf Berry-au-Bac an der Aisne — acht Meilen südöstlich von dem jüngst vielgenannten Laon — in einem festen Standlager, welches nach der sicheren Angabe des Generals von Göler im Jahre 1862 Kaiser Napoleon hat aufdecken lassen, dem Heere der verbündeten Belgier so lange gegenüber stand, bis sie auseinander zu gehen begannen und er sie in rascher stürmischer Verfolgung vollständig auflöste. Leicht war es für Cäsar, die einzelnen Stäbe des gelösten Ruthenbündels zu brechen: ohne Kampf fielen die Stämme der Suessionen, Bellovaker und Ambianen, von welchen das heutige Soissons, Beauvais, Amiens ihre Namen haben, in seine Gewalt, aber dann folgte, als er sich von Amiens nordöstlich in der Richtung auf Maubeuge vorbewegte, die furchtbare Vernichtungsschlacht gegen die vereinigten Nervier, Atrebaten und Veromanduer dort bei Haumont auf beiden Ufern der Sambre, wie fast mit Sicherheit angenommen werden kann. Das ist die berühmte Soldatenschlacht, deren sich Shakespeare aus seinem Plutarch erinnerte, als er seinen Cäsar dichtete. Es ist ein feiner Zug des großen britischen Dramatikers, der überhaupt solche Einzelheiten seiner Quellen stets auf's Beste zu verwerthen weiß, daß sein Antonius, ehe er den zerrissenen und blutigen Mantel aufhebt, um den alten Soldaten die entstellte Leiche ihres angebeteten Feldherrn zu zeigen, dieselben daran erinnert, wann Cäsar zuerst diesen Mantel getragen:

„Er überwand den Tag die Nervier!"

Denn das war ja der Tag, hochgeehrte Versammlung, an welchem Cäsar allerdings gefochten hat, wie der letzte, aber auch wie der erste seiner Soldaten, nachdem er freilich als Feldherr aus Mangel an Vorsicht einen Fehler begangen, den er beinahe mit dem Untergange seines Heeres gebüßt hätte. Auf die Soldatenschlacht folgte dann die abenteuerliche Überwältigung jener unfindbaren Stadt der Aduatuker; ich

sage der unfindbaren, da sie in der That – ich bin selbst auf ihre Spur ausgewesen – mit Sicherheit nirgends zu finden ist, weil man sie mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit allerwärts finden kann. Die drei in einer Linie längs der Maas liegenden Orte, die Citadelle von Namur, der Berg Salhize gegenüber der Stadt Huy und die Halbinsel Embourg südlich von Lüttich, wo die neuesten Forscher, Napoleon, von Göler und von Cohausen, die Aduatukerstadt gesucht haben, diese drei Punkte mögen etwa die Gegend im Allgemeinen andeuten, wo wir sie zu suchen haben: außer jenen drei Orten streiten noch ein paar Dutzend andere um die durchaus zweifelhafte Ehre. Jedenfalls war der Eindruck, welchen die Einnahme der Aduatukerstadt machte, so groß, daß nicht nur von einem weiterem Widerstande der belgischen Stämme nicht die Rede ist, sondern auch die Bewohner der Normandie und Bretagne Cäsar's Unterfeldherrn, dem jungen Crassus, ihre freiwillige Unterwerfung anzeigten.

So war denn das Ergebniß dieses zweiten Feldzugsjahres die Vereinigung des heutigen Belgiens und des daranstoßenden diesseitigen Hollands, sowie des ganzen nördlichen Frankreichs bis an die Loire mit der römischen Provinz.

Freilich konnte diese Vereinigung noch nicht als sicher angesehen werden, und Cäsar selbst, als er die Standquartiere für den Winter 57–56 in einer etwa durch die Städte Orleans, Tours und Angers bezeichneten Linie bezog, mochte ebenso sehr auf den Fall einer Empörung gerüstet, als für den Fall, daß eine solche ausbliebe, für das Vorgehen nach Süden gegen das innere gallische Kernland entschlossen sein. Es trat aber in der That jener erstere Fall ein. Die Bewohner der Normandie und Bretagne, diejenigen Stämme, welche eine zahlreiche Flotte besaßen und die Verbindung zwischen dem Festlande und Britannien vermittelten, erhoben sich von Neuem, indem sie die römischen Requisitionsbeamten festnahmen, ein Verstoß gegen das von den Römern diktirte Völkerrecht, welcher Cäsar um so mehr anspornte, sie gründlich zu unterwerfen und zu züchtigen. Aber die Arbeit dauerte lange und nahm den größten Theil des dritten Jahres 56 ein: mit unendlicher Mühe mußte Cäsar ihre festen, auf Vorgebirgen und Landzungen

liegenden Städte vom Lande aus belagern, bis es ihm endlich gelang, aus der Mündung der Loire eine neu ausgerüstete Flotte auslaufen zu lassen, worauf dann bei der Halbinsel Quiberon, die im französischen Revolutionskriege eine so blutige Berühmtheit erlangen sollte, eine Seeschlacht die gallische Seemacht vernichtete und für Cäsar entschied. „Er glaubte an den Venetern für die Verletzung des Völkerrechtes ein strenges Beispiel statuiren zu müssen, um den Barbaren für die Zukunft den nöthigen Respekt vor dem Gesandtenrechte einzuflößen. Er ließ daher die sämmtlichen Rathsherren hinrichten und die Übrigen als Sklaven verkaufen!"

Während dessen hatte im Südwesten derselbe Crassus, welchem im vorigen Jahre ohne Schwertstreich die vorläufige Unterwerfung der Normandie und Bretagne gelungen war, nach zwei glücklichen Schlachten den größten Theil von Aquitanien unterworfen. Und so war denn am Schluß dieses ersten Trienniums nur noch ein kleiner Theil, der eigentliche Kern des keltischen Galliens, übrig, der aber von allen Seiten durch die römische Provinz eingeschlossen sich auf die Dauer natürlich nicht halten konnte. Es galt, diesen eisernen Gürtel fest zu halten und von keiner Seite durchbrechen zu lassen.

Das war die Aufgabe des zweiten Trienniums von 55 bis 53, in welchem Cäsar die östlichen und nordöstlichen Grenzen einerseits durch die blutige Abweisung, ja schonungslose Vernichtung neuer Eindringlinge, andererseits durch vollständige Ausrottung widerspenstiger Stämme und endlich durch energische Rekognoscirungen nach Deutschland und Britannien vollständig und für immer sicher stellte.

Die schwächste Seite Galliens war damals wie noch heutzutage der Nordosten, wo die letzten Ausläufer der Grenzgebirge sich in weite Ebenen verlaufen und ein Feind, der oberhalb der Maasmündung den Rhein überschritten hat, ohne alle Schwierigkeiten bis ins Herz des Landes mit großen Massen zu dringen vermag. Diese dritte Lücke in den natürlichen Grenzen Frankreichs ist größer und darum schwerer zu vertheidigen, als die beiden südlichen bei Genf und Belfort, welche jetzt vollständig in seinen Händen waren. Die meisten großen Völker- und Heereszüge nach Frankreich sind daher auch dort jene große Straße

gezogen, und Cäsar erkannte wohl die ungeheure Gefahr, welche ihm drohte, als er im Frühjahr 55 die Kunde erhielt, zwei germanische Stämme, die Usipeten und Tencteren, hätten dort den Rhein überschritten und machten Anstalt, die Maas aufwärts in's Innere des Landes sich vorzuschieben. In ganz Gallien rief diese Kunde eine ebenso allgemeine als gefährliche Gährung hervor; nicht blos die zum Theil verwandten Stämme der Belgier, auch die keltischen Gallier geriethen in Bewegung: die Germanen erschienen ihnen als Retter und Freiheitsbringer, ein allgemeiner Aufstand konnte jeden Tag losbrechen. Nicht ohne Grund hat gerade Cäsar hier eine Schilderung des gallischen Charakters gegeben, die zu bemerkenswerth ist, um sie nicht wörtlich mitzutheilen: „Er kannte ihren Wankelmuth, wie leicht sie sich zu plötzlichen Entschlüssen hinreißen lassen und wie sie fast immer revolutionär gestimmt sind. Es ist nämlich bei ihnen eine ganz allgemeine Sitte, Reisende selbst wider ihren Willen anzuhalten und nach allem Möglichen auszufragen, was sie etwa gehört und erfahren haben. In den Städten sammelt sich das Volk um die Handelsleute und zwingt sie, laut zu erzählen, woher sie kommen und was sie dort erfahren haben. Auf solches Hörensagen hin lassen sie sich oft verleiten, Entschlüsse von der größten Tragweite zu fassen, die sie nothwendig sehr bald bereuen müssen. Denn natürlich sind es immer nur unsichere Gerüchte, nach denen sie sich richten, und die Meisten heften ihnen Lügen auf, wie sie es eben hören wollen!"

Bei solcher Stimmung der Gallier meinte Cäsar nur Ein Rettungsmittel zu haben — die rasche, sichere und vollständige Vernichtung der Eindringlinge: Gefahr war für ihn im Verzuge, Gefahr bei jeder unentschiedenen Schlacht, Gefahr bei jedem Hinausziehen der endlichen Entscheidung. Den Germanen sollte für immer die Lust vergehen, den Rhein zu überschreiten, den Galliern gezeigt werden, daß er die Macht besitze und anwende, sie gegen jene selbst wider ihren Willen zu schützen. So meinte denn Cäsar, daß alle Vortheile gelten, und so hat er, hochgeehrte Versammlung, um sich zu retten, jenen Bruch des Völkerrechtes begangen, wie er schnöder nicht gedacht und dennoch mit voller Sicherheit aus seinem eigenen Berichte konstatirt werden kann. Rasch bricht

er mit seinem ganzen Heere auf, rückt trotz aller Vorstellungen, trotz aller Versuche zu unterhandeln, ihnen immer näher auf den Leib, ohne doch ausdrücklich seinen Entschluß, sie jedenfalls anzugreifen, ihnen kund zu thun, ohne seiner Vorhut die nöthigen Befehle zur Vermeidung des von ihm eben gesuchten Zusammenstoßes zu geben. So kommt es denn zu jenem Reitergefechte, welches er als einen schlagenden Beweis germanischer Treulosigkeit anzusehen sich den Schein giebt, um damit seine eigene flagrante Verletzung des Völkerrechtes zu rechtfertigen, daß er die im guten Glauben an ihre unzweifelhafte Unschuld vor ihm erscheinenden Führer und Häupter der Germanen sämmtlich festnehmen läßt, gleichzeitig aber und ohne die letzteren, die sich natürlich nichts Arges versahen, zu benachrichtigen, in raschem Vormarsche die führerlose Masse überfällt und Alles, Männer, Weiber und Kinder, ohne Erbarmen niedermetzeln läßt, ohne dabei, wie er sich noch mit besonderer Genugthuung ausdrückt, einen einzigen Soldaten verloren zu haben! Das Blutbad erstreckte sich von der Gocher Heide bis zum Zusammenfluß der Maas und Waal. Als der Bericht von diesem Siege nach Rom kam, hat Cato, der nicht unwürdige Urenkel des alten Censorius, im römischen Senate den Antrag gestellt, daß Cäsar zur Sühnung des verletzten Völkerrechtes gebunden den Barbaren ausgeliefert werden solle, auf daß der Götter Zorn nicht von seinem schuldigen Haupte auf die Republik sich entlade. Das war nun allerdings, wie Cäsar in der Motivirung seines Verfahrens mit deutlichem Hinweis auf Cato bemerkt, eine „Tollheit“: wie mag man auch einem siegreichen Feldherrn die Mittel zum Vorwurf machen, durch welche er gesiegt hat?

So schien denn jetzt nach der Niederlage der Usipeten und Tencteren die Sicherstellung der gallischen Grenzen gegen die Germanen vollendet zu sein; aber dennoch wendete sich Cäsar auch jetzt noch nicht gegen die Gallier des Binnenlandes; er wollte vorher nicht nur hier die Grenzen für immer sichern, sondern auch den „Nachbarn jenseits des Wassers“ ein für allemal die Versuchung benehmen, die Gallier diesseits als Freunde oder Feinde heimzusuchen. Wie die Germanen so oft schon den Rhein überschritten und die östlichen Gallier beunruhigt

hatten, so standen die nördlichen Küstenbewohner, insbesondere die sogenannten armorischen Stämme mit den stammverwandten Galliern in Britannien in stetem und vorzugsweise in freundlichem Verkehr, der natürlich unter Umständen zu Veranlassung und Unterstützung nationaler Erhebung dienen konnte. Germanen wie Britanniern mußte gezeigt werden, daß die Römer die Macht und den Muth hätten, wenn sie veranlaßt würden, Rhein und Ocean zu überschreiten und die Barbaren im eigenen Lande heimzusuchen. So unternahm denn Cäsar zuerst in diesem und dann in vergrößertem Maßstabe im folgenden Jahre — 54 — seine beiden Übergänge, zuerst über den Rhein und dann über den Ocean nach Britannien. Wo Cäsar die beiden Male über den Rhein ging, ist aus seinen höchst mangelhaften und unvollständigen Andeutungen trotz aller aufgewandten Mühe nicht mit Sicherheit zu bestimmen; man kann nur sagen, daß diese zwei Punkte etwa zwischen Düsseldorf und Bonn gelegen haben müssen, und daß die gewöhnliche Annahme, er sei das zweite Mal in der Gegend von Neuwied übergegangen, entschieden falsch ist. Ebenso wenig läßt sich der Hafen mit Sicherheit bestimmen, aus welchem er ausgefahren — Boulogne, wie Napoleon will, ist es gewiß nicht gewesen —, dagegen wird der Landungsplatz mit großer Wahrscheinlichkeit bei Deal oberhalb Dover angenommen. Es sind diese Übergänge, wie bereits angedeutet, nichts Anderes, als Recognoscirungen in großartigem Maßstabe und zugleich mit dem Zwecke, die Barbaren von weiterem aggressivem Vorgehen abzuschrecken. Vielleicht kam auch der Gedanke hinzu, welche Sensation es in Rom machen müßte, wenn es hieße, Cäsar sei über den „fürchterlichen“ [7]) Rhein und über den Ocean gegangen und habe so zu sagen eine neue Welt entdeckt. Und große Wirkung haben allerdings diese Übergänge in Rom gehabt: dachte doch selbst Cicero ernstlich daran, das britannische Abenteuer, an welchem auch sein Bruder betheiligt war, in lateinische Verse zu bringen! Aber an Festsetzung jenseits der beiden Gewässer und an Eroberung hat Cäsar sicherlich nicht gedacht: er wußte sich seine Ziele zwar weit und schwer, aber doch stets erreichbar zu stellen.

Welche Aufgabe es war, vor Allem nur das nordöstliche Gallien

vollständig zu beruhigen, sollte er noch im Herbste des Jahres 54 erfahren. Er war diesmal genöthigt, seine Legionen etwas weiter, als sonst, in dem nordöstlichen Frankreich und in Belgien auseinander zu legen; am weitesten östlich im Hennegau, etwa zwischen Namur und Lüttich, standen fünfzehn Cohorten unter Sabinus und Cotta: diese wurden, kaum in ihrem Winterlager installirt, von den Eburonen herausgelockt, überfallen und vollständig niedergemacht. Cicero's Bruder Quintus, der mit einer zweiten Legion westlich davon ihnen zunächst stand, entging nur durch seine Standhaftigkeit und seiner Leute zähe Ausdauer einem gleichen Schicksal: wochenlang wurde er belagert, ehe Cäsar eine Ahnung davon hatte, bis er es endlich erfuhr, ihm zu Hilfe eilte, die Empörer schlug, aber die gerettete Legion mit sich zurückführen mußte.

Den Winter über konnte Cäsar nichts weiter thun, als wachen und rüsten, aber mit dem Frühjahre 53 brach er zu raschen, sichern Schlägen los; sein Ziel war die Vernichtung der Eburonen: nach römischem Begriff von Völkerrecht hatten sie durch ihre „Missethat" ihre Existenz verwirkt. Es galt zunächst, sie nach allen Seiten hin vollständig zu isoliren. Zu diesem Behufe drang er zum ersten Male in das echt keltische Binnenland ein, indem er durch raschen Überfall die Carnuten, deren Hauptstadt das heutige Orleans, und die Senonen, von denen Sens seinen Namen hat, im Westen und dann die Treverer, die Erbauer von Trier, im Süden niederwarf. Dann wurden die Menapier im Norden unschädlich gemacht, und schließlich machte er dann jenen zweiten Rheinübergang, um auch jeden germanischen Zuzug von Osten her den unglücklichen Eburonen abzuschneiden. Jetzt erst galt es, „die ruchlose Bande mit Stumpf und Stiel auszurotten!" Wie er das mit kaltblütiger Berechnung und schonungsloser Grausamkeit vollbracht, hat er ausführlich und ganz behaglich erzählt.

Aber das Ergebniß war vollständig und von Dauer. Die belgischen Stämme, durch das furchtbare Schicksal der Eburonen geschreckt, haben sich nicht wieder gerührt, und von seinem Hauptquartier in Sens aus hauste er im Spätherbst des Jahres 53 auch im innern Gallien als unumschränkter und rechtmäßiger Herr und ließ die widerspenstigen

Häupter als Rebellen hinrichten. So schien mit dem Schlusse des zweiten Trienniums die Unterwerfung von ganz Gallien so ziemlich vollendet zu sein, und Cäsar glaubte, ruhig den Winter wieder in Oberitalien zubringen zu dürfen. —

Da erhoben sich denn endlich noch mitten im Winter des siebenten Jahres 52 vor Christus — zwar nicht die ganze Nation, aber doch wenigstens — die eigentlichen keltischen Gallier, an ihrer Spitze die bisher vollkommen intakt gebliebenen Arverner unter der Führung ihres jugendlichen Heerkönigs Vercingetorix, in welchem zum ersten Male dem Cäsar ein wirklicher Nationalheld als ebenbürtig entgegentrat, dessen Thaten und Schicksale daher der Imperator mit unverkennbarer Vorliebe geschildert hat, was ihn freilich später nicht abhielt, den Jahre lang gefangen gehaltenen Gegner während seines Triumphzuges auf das Capitol nach alter Sitte im Kerker erdrosseln zu lassen!

Es war also der mächtige Stamm der Arverner — in der heutigen Auvergne, nördlich von den Sevennen —, welche einstmals mit den Häduern um die Hegemonie von ganz Gallien gerungen hatten, welche in Folge einer allgemeinen Verschwörung gleichzeitig mit den Carnuten in den ersten Tagen des Jahres 52 losbrachen. Der Aufstand begann zu Genabum, wahrscheinlich doch dem heutigen Orleans, mit einer allgemeinen Niedermetzelung aller Römer, deren man dort habhaft werden konnte. Vercingetorix, nicht ohne Widerstreben der Stammältesten mit der höchsten Gewalt bekleidet, entwickelte dieselbe sofort durch eigene Machtvollkommenheit zu einer bis dahin unerhörten Energie, indem er namentlich sofort mit einem Terrorismus ohne Gleichen ein Massenaufgebot der aufgestandenen Stämme organisirte. Cäsar sagt darüber wörtlich: „Mit der äußersten Thätigkeit verbindet er die äußerste Strenge; durch harte Strafen bringt er die Schwankenden zum Entschluß; bei größeren Vergehen läßt er die Fehlbaren verbrennen oder sonst martervoll hinrichten, bei leichteren Übertretungen mit abgeschnittenen Ohren oder auf einem Auge geblendet heimschicken, damit sie den Übrigen zum warnenden Exempel dienten". Aber er verstand auch wenigstens Etwas vom Kriege und führte denselben persönlich mit ebensoviel Umsicht und Klugheit als Tapferkeit und Ent-

schlossenheit, zuletzt freilich mit einer Tollkühnheit, die ihn in's Verderben stürzte.

Ich bedaure, daß es mir an diesem Orte nicht vergönnt ist, Ihnen diesen letzten großen Feldzug mit seinen Wechselfällen und Schachzügen im Einzelnen vorführen zu können; ich muß mich begnügen, nur an die letzte Katastrophe, die Belagerung und Übergabe von Alesia zu erinnern.

Cäsar's Schnelligkeit war es gelungen, den Verbündeten, welche einen Einbruch in die römische Provinz vorhatten, zuvorzukommen, seine sämmtlichen Legionen — er zählte damals deren zehn, etwa 50000 Mann römischer Linieninfanterie, ohne die Hülfstruppen und die irregulären Leichtbewaffneten — bei Sens zu vereinigen und von da aus zunächst gegen Südwesten operirend drei Städte, darunter Orleans und Bourges, letzteres erst nach verzweifeltem Widerstande, zu erobern. Interessant ist es, wie während der Belagerung des letzteren Ortes, während Vercingetorix in der Nähe ein trefflich verschanztes Lager inne hatte, wegen eines noch dazu gänzlich mißlungenen Handstreiches, welchen Cäsar in Vercingetorix' Abwesenheit auf dieses Lager machte, der letztere von seinen Leuten so allgemein und entschieden des Verrathes und geheimen Einverständnisses mit Cäsar bezüchtigt wurde, daß er nicht allein durch eine ausführliche Beweisführung sich rechtfertigen, sondern sogar zu den lügenhaftesten Vorspiegelungen und Prahlereien seine Zuflucht nehmen mußte. Da freilich schlugen sie wieder klirrend die Waffen zusammen und schrieen: Vercingetorix sei der größte Feldherr! Und als dann Bourges wirklich von den Römern mit Sturm genommen und die gesammte Einwohnerschaft, nahezu 40000 Menschen, niedergemacht worden war, da mußte er wieder zu neuen Ausflüchten und Beschönigungen seine Zuflucht nehmen, wobei er freilich auch nicht unterließ, durch zweckmäßige Anordnungen die erlittenen Verluste zu ergänzen.

So nahm denn auch der Feldzug nach der Einnahme von Bourges für Cäsar eine bedenkliche Wendung. Er glaubte sich stark genug, sein Heer theilen zu können, um auch die Vereinigung der Feinde zu hindern: gleichzeitig sollte Labienus mit der kleineren Hälfte des Heeres, mit

vier Legionen, die Seine abwärts gegen Paris operiren, während er selbst an der Spitze der größeren Hälfte, sechs Legionen, gegen die Hauptstadt der Arverner auf dem Gergoviaberge, eine Stunde südlich von Clermont, vorging. Hier erwartete ihn Vercingetorix, welcher in und um Gergovia mit einem der Zahl nach bedeutend stärkern Heere Stellung genommen hatte. Alle Versuche Cäsar's, seinen Gegner zu einer Entscheidungsschlacht hervorzulocken oder Gergovia selbst zu nehmen, scheiterten vollständig, und der Eindruck dieses plötzlichen Stillstandes in Cäsar's gewöhnlichem Kriegsglück war ein so überwältigender, daß es einigen Häuptlingen der Häduer gelang, durch eine raffinirt angelegte Lügenkomödie sogar den Abfall dieser bis dahin unwandelbar treuen Bundesgenossen zu veranlassen. Dadurch sah sich Cäsar mitten in Feindesland ebenso von der Provinz isolirt, wie von dem entsendeten Corps des Labienus abgeschnitten; nur seiner Schnelligkeit und seinem Glücke verdankte er es, daß er in schnellem Rückzuge von Gergovia Sens zu erreichen und sich dort wieder mit Labienus zu vereinigen vermochte, welcher unterdessen zwar bei Paris auf dem linken Seineufer einen Sieg erfochten, aber dennoch, von allen Seiten bedrängt, ebenfalls sich zurückgezogen hatte.

Über diesen Operationen war der Spätsommer des Jahres 52 hereingebrochen, und Cäsar faßte den Entschluß, seinen Rückzug in die Provinz zu nehmen, um dort neue Kräfte zu sammeln. Er marschirte etwa in der Richtung von Sens übes Langres nach Besançon, als ihm dort, etwa auf halbem Wege, unsinniger Weise Vercingetorix entgegen trat und ihn zur Entscheidungsschlacht zwang, welche Cäsar bis dahin vergebens gesucht hatte. Freilich hatte er vorher seine Reiter dergestalt begeistert, daß sie einstimmig riefen, man müsse sich durch einen heiligen Eidschwur verpflichten, daß Keiner wieder unter ein Dach treten, Keiner Eltern, Weib und Kinder wiedersehen solle, der nicht zweimal durch die feindliche Marschkolonne durchgebrochen sei. Wir wissen freilich nicht, wie die gallischen Reiter diesen Schwur gehalten, aber das wissen wir, daß trotz dieses Eidschwures germanische Reiter, welche Cäsar in Sold genommen, die Gallier über den Haufen warfen und die Schlacht für die Römer entschieden.

Wenn man Langres und Dijon durch eine Linie verbindet und von den beiden Endpunkten zur Bildung eines gleichschenkligen Dreiecks zwei Linien, von Langres in südwestlicher, von Dijon in nordwestlicher Richtung zieht, so treffen diese auf dem Berge Auxois im heutigen Departement Côte d'or zusammen, auf dessen nordwestlichem Abhange das Dorf Alice-St.-Reine noch heutzutage an die feste Hauptstadt der Mandusier, Alesia, erinnert, wo die letzte Katastrophe des großen gallischen Freiheitskrieges ausgekämpft wurde. Vercingetorix warf sich mit dem Kern seiner Truppen, nicht weniger als 80000 Mann, in jene durch Natur und Kunst so starke Feste, daß er mit Sicherheit der römischen Belagerung trotzen zu können glaubte. Cäsar sollte so lange dort festgehalten werden, bis die aus ganz Gallien aufgebotenen Massen von allen Seiten ihn angriffen und er, durch einen gleichzeitigen Ausfall von Alesia bestürmt, der vereinigten Volkskraft ganz Galliens erliegen müßte.

Ich kann Ihnen an diesem Orte die gewaltige Belagerung, die freilich Alles in Allem nur etwa sechs Wochen gedauert hat, im Einzelnen nicht vorführen: wie Cäsar zunächst durch ein entscheidendes Reitergefecht auf der Ebene Des-Laumes, westlich von Alesia, wobei wiederum die Germanen die Entscheidung brachten, den Feind zurück und in die Stadt hineinwarf, wie er dann zunächst, um dieselbe vollständig zu cerniren, eine Contravallationslinie von 11 Millien – fünfthalb Stunden – trotz aller Ausfälle der Belagerten gezogen, wie er dann, um sich gegen das herannahende Ersatzheer zu schützen, diese Linie und die dahinter liegenden römischen Lager mit einer Circumvallationslinie von 14 Millien – nahezu 6 Stunden – umgeben hat, wie dann das große Ersatzheer, 260000 Mann stark, herankam und Cäsar mit seinen 50000 gleichzeitig gegen dieses und gegen die wüthenden Ausfälle der eingeschlossenen 80000 seine beiden Linien siegreich vertheidigte, und wie endlich nach mehrtägigem mörderischen Kampfe durch einen gewaltigen Massenausfall, bei welchem wiederum die germanischen Reiter in verhängnißvoller Weise für die Gallier thätig waren, das Ersatzheer vollständig auseinander gesprengt und damit das Schicksal der Eingeschlossenen entschieden wurde. Auch sie waren also nicht durch

die römiſchen Waffen, ſondern nur durch den Hunger zur Unterwerfung gezwungen worden, nicht ohne auch im Kampfe gegen dieſen noch die letzte Phraſe erſchöpft zu haben. Es iſt gewiß nicht zufällig, daß die einzige längere Rede, welche Cäſar in ſeinen Commentarien in directer Rede mitgetheilt hat, die jenes alten, wilden Terroriſten iſt, der als Mittel gegen den Hunger einen Vorſchlag machte, der allerdings in unſern Tagen nicht wieder aufgetaucht iſt, der aber nach ſeiner Verſicherung bereits zur Zeit des Cimbernkrieges von den alten Kelten gefunden und ausgeführt worden ſein ſoll: „Eingeſchloſſen in ihre Städte", ſchließt Kritonatus, „und von gleichem Mangel bedrängt, haben ſie ihr Leben mit dem Fleiſche der kriegsuntüchtigen Greiſe gefriſtet und an Unterwerfung nicht gedacht. Hätten wir aber auch dieſes Vorbild ſolcher Handlungsweiſe nicht, ſo würde es uns ehren, um der Freiheit willen ein ſolches zu ſchaffen und der Nachwelt zu überliefern." Und allerdings wurde darauf wirklich beſchloſſen, im äußerſten Falle doch eher auch zu jenem Mittel greifen, als zu Unterwerfung und Frieden ſich bequemen zu wollen! Es iſt aber bei dem Beſchluſſe geblieben: zwiſchen Phraſe und That war eben auch bei den alten Galliern eine weite Kluft, und als es dann nach der Niederlage des Erſatzheeres wirklich ſo weit gekommen war, ſo haben ſie das edelmüthige Anerbieten ihres bis dahin vergötterten Heerkönigs, ihn den Römern auszuliefern, gar gern angenommen und ſich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Nicht von Cäſar ſelbſt, welcher dergleichen pittoreske Scenen nicht zu erzählen pflegt, aber ſonſt aus glaubhafter Quelle iſt uns der letzte Auftritt der Tragödie dieſes keltiſchen Freiheitskampfes überliefert. Weſtlich von dem genannten Berge Auxois breitet ſich, von drei kleinen Flüſſen eingeſchloſſen, jene etwa anderthalb Stunden lange Ebene aus, auf welcher der erſte entſcheidende Kampf unter den Mauern von Aleſia geliefert worden war. Dort nahm jetzt Cäſar hoch auf dem Feldherrnſtuhle Platz; hinter und neben ihm marſchirten ſeine Cohorten in voller Schlachtordnung auf, und in langen Zügen bewegten ſich aus den Thoren der Stadt die Gallier, vor dem ſiegreichen Heere ihre Waffen niederzulegen. Da mit einem Male erſchien hoch zu Roß, in

glänzendem Waffenschmuck, Vercingetorix; in wilden Sätzen jagte er gerade auf seinen siegreichen Gegner los, umkreiste ihn dann, mit Sicherheit das Roß lenkend, bis unmittelbar zu den Füßen Cäsars. Da mit einem Ruck parirt er es, daß es regungslos steht, mit einem Sprung ist er herab vom Roß auf den Boden und hat sich zu des Siegers Füßen niedergeworfen, welchem er seine Waffen mit den stolzen Worten übergibt: „Du hast gesiegt, Tapferster; so nimm denn mich, den Tapfern, hin zu Deinem Eigenthum!“ [8])

Das, hochgeehrte Versammlung, war der tragische oder, wenn Sie wollen, der theatralische Ausgang des letzten Ritters der Gallier, das ist auch der Ausgang der Unabhängigkeit der Gallier gewesen. Die Bewegungen des Jahres 51 sind nur die letzten ohnmächtigen Zuckungen eines vollständig entseelten Leichnams. Die vereinzelten Versuche der um Bourges und Orleans wohnenden Stämme der Bituriger und Carnuten wurden rasch niedergeschlagen, und auch der Widerstand der Bellovaker, der sich zuletzt in der Gegend des heutigen Compiegne concentrirte, zog sich nur wegen der Schwierigkeit des Terrains etwas länger hin. Die Erhebung endlich einiger aquitanischer Stämme endete gleichsam mit einem Nachspiele von Alesia, mit der Belagerung und Eroberung der Bergfeste Uxellodonum, welche Napoleon in Puy d'Issolu der Dordogne, westlich von Cahors, glücklich erkannt und nachgewiesen hat. –

Unbesorgt konnte Cäsar im Jahre 50 seine Vorbereitungen zum Bürgerkriege treffen, konnte im Januar 49 mit seinen gallischen Legionen über den Rubicon gehen, Italien durch einen militärischen Spaziergang in Besitz nehmen, dann im Laufe des Sommers den langen und schwierigen Feldzug in Spanien zu Ende führen, dann in den folgenden Jahren in Epirus und Griechenland, in dem fernen Osten und in dem gefährlichen Afrika Kriege führen und alle seine Feinde niederschlagen – Gallien blieb ruhig. Ja noch mehr: Gallien blieb ruhig auch während der folgenden Bürgerkriege und Unruhen und nach dem kurzen aquitanischen Aufstande auch unter Augustus und den folgenden Kaisern. Und als es dann im 1. und 2. Jahrhunderte nach Christus der Schauplatz neuer Aufstände und Kämpfe wurde, da trugen diese

einen ganz andern Charakter, als den eines Freiheitskrieges zur Wiedergewinnung der keltischen Nationalität. Diese war und blieb unwiederbringlich verloren; reißend schnell hatte sich die vollständige Romanisirung Galliens in Sprache und Sitte, in religiösen und socialen Zuständen vollzogen.

Die Haupturſache dieſer merkwürdigen Erſcheinung war, daß der galliſche Volkscharakter Elemente beſaß, welche dem römiſchen Geiſte, insbeſondere der ſpätern Zeit, verwandt waren. Es iſt kein Zufall, daß der durch unſere Siege geſtürzte, nicht durch eine Erhebung des franzöſiſchen Volkes entſetzte Kaiſer Napoleon einerſeits dem letzten Keltenritter Vercingetorix auf dem Berge Auxois ein ehernes Standbild errichten ließ, andrerſeits die Geſchichte des erſten Cäſar mit zu Tage liegender Tendenz zu ſchreiben unternommen hat. Es iſt kein Zufall, daß gerade die modernen Franzoſen ſeit 70 Jahren zweimal eine bewußte und geſuchte Nachahmung des römiſchen Cäſarenthums zu Tage gefördert haben.

Auf dieſe Verwandtſchaft des Kelten- und des Römerthums wollen wir ſchließlich noch kurz hindeuten. —

Schon etwa 100 Jahre vor Cäſar hatte der alte Cato, dem man nicht Schuld geben kann, daß er darauf aus war, ſeine derben Urtheile zu epigrammatiſchen Spitzen auszufeilen, geſagt: «pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur, rem militarem et argute loqui»; d. h. „zweierlei Dinge verfolgt ganz Gallien mit größtem Eifer, das Militärweſen und die geiſtreiche Phraſe", oder, kurz geſagt, „gloire und esprit". Kann man die heutigen Franzoſen kürzer und ſchlagender charakteriſiren, als mit dieſen zwei Worten?

Aber freilich, auch bei den Römern hatten dieſe beiden Dinge ſchon ſeit Jahrhunderten ihren ganz beſonderen Kult. Wie lautete denn nach der poetiſchen Sage das politiſche Teſtament des Romulus-Quirinus an ſein Volk, welches er, auf feurigem Wagen gen Himmel fahrend, dem Senator Proculus gegeben? „Soldatenthum und Kriegsweſen ſollten ſie über alles Andere ſetzen, dann würden ſie die Herren der Welt werden!" [9]) Und ſeit Jahrhunderten war ihnen dieſe Doctrin Fleiſch und Blut übergegangen. Der griechiſche Geſchichtſchreiber

Polybios, ein nüchterner Mann, der zu resigniren verstand, hatte, um sein Volk über seine Unterjochung zu trösten, bewiesen, durch Tüchtigkeit nicht minder, als durch Glück gehöre den Römern unbestritten die Weltherrschaft; und der mildeste römische Dichter, der Epiker des Cäsarenthums, Vergilius, hatte im Gegensatz zu der künstlerisch kulturhistorischen Mission der Griechen seinen Römern zugerufen:

„Dein sei, Römer! das Amt, die Völker mit Macht zu regieren:
Das ist die Kunst, die dir ziemt; die Gesetze des Friedens zu ordnen,
Unterworfne zu schonen und niederzuwerfen die Trotzer!“ [10])

Aber das trotzig siegreiche Rom selbst war auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft seinerseits von dem besiegten Griechenland erobert worden, und schon zu Cato's Zeit begann es bei griechischen Philosophen und Poeten, Grammatikern und Rhetoren in die Schule zu gehen, um von ihnen Regel und Norm für römische Poesie und Prosa, für römische Beredtsamkeit und Geschichtschreibung zu erlernen. Diese, wenigstens zum Theil — wie namentlich in der römischen Beredtsamkeit — in selbstschöpferischer Thätigkeit wiedergeborne, Gräcisirung trug namentlich seit der Zeit Cäsar's den Sieg davon, und in der ersten Kaiserzeit entwickelte sich ganz besonders als eine spezifisch römische Umbildung hellenischen Geistes die kurze, epigrammatisch zugespitzte Phrase, deren Wesen man mit dem Worte esprit zu bezeichnen pflegt. Seneca und Tacitus, in welchen gerade diese Eigenthümlichkeit, wenn auch in verschiedener Weise sich gipfelt, sind darum nicht ohne Grund schon seit Jahrhunderten die Lieblinge und theilweise die Lehrer der Franzosen geworden.

So wurden auch damals die erobernden Römer als Geistesverwandte zugleich die wirksamen Lehrer der unterworfenen Gallier, wobei freilich zunächst das gewöhnliche Volk wenig in Betracht kam, was, wenn es auch der römischen Bildung nicht gerade entgegenkam, doch sonst der Romanisirung keinen Widerstand leistete: befand es sich doch unzweifelhaft unter der geordneten Provinzialherrschaft des römischen Kaiserthums behaglicher, als unter der anarchischen Zuchtlosigkeit seiner Ritter und Herren! Diese selbst aber, um in der neuen Ordnung der Dinge Etwas zu gelten, mußten römische Sprache und

Sitte annehmen, und sie thaten es gern und leicht, da ein inneres Band sie an ihre literaturlose Nationalsprache nicht fesselte. Nur die Druiden scheinen eine Zeit lang, freilich mehr im Verborgenen als öffentlich, Widerstand geleistet zu haben; aber gerade an die Nachtseite ihres religiösen Aberglaubens, die sich namentlich in Menschenopfern gipfelte, scheinen sie sich gehalten zu haben, und so ergingen denn auch frühzeitig — eine seltene Erscheinung im Alterthum überhaupt und auch bei den Römern — Verbote und Verfolgungen gegen ihre Religion, die denn auch ohne große Schwierigkeit bald und gänzlich beseitigt worden ist. Kein Wunder: festen Halt konnte diese Religion weder im Volke, noch bei den Rittern haben; und da sie, wie oben bemerkt, für ihre religiösen Lehren und Satzungen keine schriftliche Aufzeichnung duldeten, so mußte die ausschließlich mündliche Tradition unter den Störungen und Hindernissen aller Art schon nach einigen Menschenaltern abnehmen und verschwinden; von all' ihrer gerühmten Weisheit ist Nichts, aber auch gar Nichts mehr vorhanden!

Dafür aber rühmte man schon seit dem 2. Jahrhundert nach Christus die in den bedeutendsten Städten Galliens aufblühenden Rhetorenschulen, wie z. B. zu Lyon, Autun, Rheims, Toulouse und Bordeaux, welche von den Kaisern begünstigt, zu höheren Staatsanstalten mit besoldeten Lehrern und fester Organisation erhoben, bis in die Zeiten der Völkerwanderung fortbestanden. Während die keltische Sprache sich rasch und vollständig auch in dem gewöhnlichen Verkehr verloren zu haben scheint, pflegte man an jenen gallischen Rhetorenschulen die Reinheit des lateinischen Stils mit mehr Eifer und Erfolg, als in Rom und Italien selbst. So war es namentlich noch in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts nach Christus die Hochschule zu Autun, wo man noch die Sprache Cicero's, wenn auch freilich nur in leerer Phraseologie und geschmackloser Schmeichelei, aber formell rein und unverfälscht nachzubilden sich bemühte.

So vollzog sich, hochgeehrte Versammlung, die innige Verschmelzung des alten Keltenthums und des cäsarischen Römerthums so gründlich und vollständig, daß die neue franco-gallische Nationalität, obwohl sie schließlich ihren Namen von den germanischen Franken ent-

lehnte, dennoch die Tropfen des germanischen Blutes, welche sie in sich aufgenommen, sich vollkommen assimilirt hat und daher trotz jenes germanischen Namens gerade im Gegensatz zu den Völkern germanischer Abstammung sich als die Vorkämpferin und das Haupt der romanischen Völker ansieht und geltend macht. Und als sich nach den Jahrhunderten des Mittelalters das moderne Franzosenthum herausbildete, so gründete es nicht weniger auf das „militärische Prestige", als auf den nur ihm eigenthümlichen „Esprit" den bis auf unsere Tage bis zur lächerlichen Carricatur festgehaltenen Anspruch, die erste Nation der Welt, die große Nation vorzugsweise zu sein, welche an der Spitze der Civilisation marschire, für welche ein besonderes Recht, eine besondere Ehre existire, von deren Anerkennung und Befriedigung durch die übrigen Völker, wie man stolz es aussprach, die Ruhe Europas, ja der ganzen Welt abhänge!

Wir sind Zeugen der geschichtlichen Nemesis, welche sich gegenüber dieser Überhebung vollzieht, einer Nemesis so reißend schnell und fürchterlich, wie kaum eine andere jemals hereingebrochen: nach einem halben Jahre beispielloser Niederlagen ohne Unterbrechung, so daß die Kriegsgefangenen nach Hunderttausenden zählten, ein Bürgerkrieg, der binnen weniger Wochen an Thaten der Narrheit und des Wahnsinnes, an Greueln und Grausamkeiten alles Dagewesene überboten hat; und von Selbsterkenntniß, Reue, Besserung bis zur Stunde noch kaum eine Spur! Wenn aber die Vorsehung gerade die deutsche Nation in ihrer werdenden Einheit dazu bestimmt hat, das Werkzeug dieser Nemesis zu sein, so mag in diesem Bewußtsein Nichts liegen, was uns verführen könnte und dürfte, nun unsrerseits uns zu überheben und uns einzubilden, jetzt müßten wir als die erste Nation an die Stelle der Franzosen treten, der alle die andern sich zu unterwerfen hätten. Es ist wahr, Deutschland hat erreicht, was noch vor zehn Monden die kühnste Phantasie nicht zu träumen gewagt hätte: in einem Kriege, so nothwendig und gerecht je einer im Laufe der Jahrtausende gekämpft worden, ist durch eine Reihe von Siegen, wie sie nach der Fülle und Macht der beiderseitigen Wehrkräfte und Streitmittel, nach Raschheit, Sicherheit und Zusammenhang der Erfolge ihres Gleichen nicht hat in

der Weltgeschichte, nicht nur einstiges in den Zeiten der Schwäche und der Zersplitterung schmählich geraubtes Eigenthum wieder erkämpft, sondern auch zu der langersehnten und langerstrebten Einheit ein fester, unerschütterlicher Grund gelegt worden, mit dessen Ausbau und Vollendung freilich noch Jahrhunderte zu thun haben mögen. Aber wie wir es nicht waren, welche diesen furchtbaren Nationalkrieg angehoben oder verschuldet haben, wie wir selbst nach dem vollständigen Siege weder erobern noch unterjochen wollten, sondern uns begnügten, von dem alten Raube nur so viel zurückzunehmen, als zur Sicherung unserer Grenzen und des Friedens nothwendig ist, so wird auch in Zukunft das Alles, was wir gethan und erfahren, uns nicht verführen, gleich den alten Römern und den modernen Franzosen Eroberungsgelüsten nachzugeben oder von einem Berufe der germanischen Race zu allgemeiner Weltherrschaft zu träumen! Wir werden vielmehr zufrieden sein, daß wir endlich nach Jahrhunderten der Schmach und Zersplittung, wir, das Volk der Dichter, Denker und Schulmeister, endlich in unserer politischen Stellung den übrigen Völkern ebenbürtig und eben dadurch befähigt sind, ohne Gefährdung unserer Selbstständigkeit mit ihnen wiederum auf einem anderen Felde den guten Wettkampf in den Werken des Friedens frei von Neuem zu beginnen!

Ja, auch den Franzosen gegenüber, welche sich selbst schwerer geschädigt und tiefer gestürzt haben, als unsere Waffenerfolge es thun konnten und sollten, auch den unglücklichen Franzosen gegenüber schlagen wir nicht an unsere Brust wie jener Pharisäer und sprechen: „Ich danke Dir, Gott, daß wir nicht sind, wie diese!“ Sondern wir bekennen nicht ohne Beschämung, daß in Einer Beziehung diese so tief gesunkenen Franzosen doch besser sind als wir: in ihrem allgemeinen, unbedingten und begeisterten Nationalgefühl! Weder im siegreichen, noch im besiegten Frankreich sind Parteien möglich, wie die unserer Ultramontanen und Pseudodemokraten, denn der wahre Demokrat hat vor Allem ein Herz für sein eigen Volk! — nie würde ein Franzose die Großthaten des eigenen Volkes in der armseligen Weise verkleinern und benergeln, nie würde ein Franzose zum Lobredner des

Nationalfeindes und seiner Tollheiten mit der überschwenglichen Bewunderung sich aufwerfen, wie es von jenen Seiten nicht selten bei uns geschieht: und sogar der kosmopolitische Theoretiker wie der internationale Fanatiker wird dort, sobald es sich um eine thatsächliche Frage handelt, nie vergessen, daß er in erster Linie doch Franzose ist; auch die Verirrungen eines ehrlichen und ehrenwerthen, aber verkehrten und querköpfigen Idealismus sind dort unmöglich. In dieser Beziehung also, wir müssen es bekennen, im lebendigen Nationalgefühl, stehen wir, die Sieger, noch dem besiegten Feinde nach; das macht: wir werden erst eine Nation, die Franzosen sind es bereits seit Jahrhunderten! Und darum müssen wir in dieser Beziehung wenigstens von ihnen lernen und wollen wir auch im Übrigen, was einst an ihnen groß und löblich gewesen und was — wie wir trotz alledem hoffen und wünschen! — bald wieder nach dieser furchtbaren allseitigen Niederlage in ihnen von Neuem sich entwickeln wird, auch ferner anerkennen und zum Muster nehmen.

Sonst aber wollen wir unserm alten deutschen Wesen unentwegt treu bleiben, wollen mit nichten die militärische Gloire als solche für die einzige Ehre eines Volkes ansehen, wollen zwar ein Volk in Waffen sein und bleiben, welches nöthigenfalls in sich einig und stark einer feindlichen Welt ringsum trotzen darf, aber nicht zu Eroberungen und Vergewaltigungen seine Waffen kehrt, sondern zu Schutz und Wehr des Friedens. Wir wollen nicht einseitig, wie uns wohl gewisse Realpoliker einreden wollen, in „Kanonen und Bajonnetten" die einzigen Stützpfeiler des modernen Staates sehen, sondern vielmehr in den beiden Stützen, welche der letzte große Staatsmann Griechenlands namhaft gemacht hat, in Macht und Recht: in der Macht, welche sich auf die vereinigte und einheitlich geführte Kraft des gesammten Volkes stützt; in dem Recht, welches Jedem das Seine gibt, wie jener Solon, der Gesetzgeber der atheniſchen Demokratie, es von sich rühmte, in dem Recht, welches dem Reichen wie dem Armen, dem Hohen wie dem Niedern, in voller Gleichheit vor dem Gesetze, Jedem zutheilt, was ihm zukommt. — Wir wollen ferner nach wie vor, ja mehr noch als bisher, die geistreiche Phrase, die bunte Lüge verschmähen und dafür

das einfache, schlichte Wort der Wahrheit hören und aussprechen, welches die deutsche Wissenschaft auf die Höhe gebracht und jetzt auch in diesem Kriege so große Dinge gethan hat: dieses Wort der Wahrheit soll uns auch in der Berathung über den freiheitlichen Ausbau unserer Verfassung über Alles gehen!

Wenn wir also thun, hochgeehrte Versammlung, wenn wir, in festem Zusammenschluß „ein einzig Volk von Brüdern“ [11]), in Macht und Recht und zugleich, in freier Wahrheit und wahrer Freiheit zu wachsen suchen für und für, dann werden wir „größer als der Neid“, der unsere Erhebung und Einigung begeifert, von den stammverwandten Nachbarn im Norden bis zu den „freien Schweizern“ und den undankbaren Italienern im Süden, von dem großen Slavenreiche im Osten bis zu den Kleinstaaten der Holländer und Belgier und dem einst befreundeten England im Westen, dann werden wir über diesen Neid auch ohne neues Blutvergießen siegreich emporsteigen, und die Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, wird hoffentlich einst nach Jahrhunderten, ja nach Jahrtausenden sagen dürfen:

Im Gegensatze zu altem und neuem Kelten- und Cäsarenthum mit seinen Kriegs- und Eroberungsgelüsten hat das neue deutsche Reich jenes Wort, was der Franzosen-Kaiser trügerisch gesprochen — „das Kaiserreich ist der Friede!“ — zur Wahrheit gemacht; das deutsche Reich, welches, mit dem Neujahre 1871 erstanden, die Bedeutung jener Weihnachtsglocken, die einst vor 1070 Jahren zu Rom die Krönung des ersten römischen Kaisers deutscher Nation einläuteten, erst zur Erfüllung gebracht hat:

„Ehre Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Anmerkungen.

[1]) Cic. de prov. consul. cap. 13: Bellum Gallicum — C. Caesare imperatore gestum est, antea tantummodo repulsum: semper illas nationes nostri imperatores refutandas potius bello, quam lacessendas putaverunt. Ipse ille C. Marius, cujus divina atque eximia virtus magnis populi Romani luctibus funeribusque subvenit, influentes in Italiam Gallorum maximas copias repressit, non ipse ad eorum urbes sedesque penetravit. Modo ille — C. Pomptinus, fortissimus vir, ortum repente bellum Allobrogum — proeliis fregit eosque domuit, qui lacessierant, sed ea victoria contentus republica metu liberata quievit. C. Caesaris longe aliam video fuisse rationem: non enim sibi solum cum eis, quos jam armatos contra populum Romanum videbat, bellandum esse duxit, sed totam Galliam in nostram ditionem esse redigendam. Itaque cum acerrimis nationibus et maximis Germanorum et Helvetiorum proeliis felicissime decertavit: — et quas regiones quasque gentes nullae nobis antea litterae, nulla vox, nulla fama notas fecerat, eas noster imperator nosterque exercitus et populi Romani arma peragrarunt. Semitam tantum Galliae tenebamus antea — ceterae partes a gentibus — immanibus et barbaris et bellicosis tenebantur; quas nationes nemo unquam fuit quin frangi domarique cuperet; nemo sapienter de republica nostra cogitavit jam inde a principio hujus imperii, quin Galliam maxime timendam huic imperio putaret. — Restitimus semper lacessiti. Nunc denique est perfectum, ut imperii nostri terrarumque illarum idem esset extremum.

[2]) Liv. V, 36: Quodnam id jus esset, agrum a possessoribus petere aut minari arma, Romanis quaerentibus — cum illi se in armis jus ferre et omnia fortium virorum esse ferociter dicerent — ad arma discurritur.

[3]) Cic. l. c. § 34: Alpibus Italiam munierat antea natura non sine aliquo divino numine.

[4]) Flor. I, 20: Gallis corpora plus quam humana erant — sicut primus impetus eis major quam virorum est, ita sequens minor quam feminarum. Vgl. denſ. ebenda 37, 5: Invicta illa rabies et impetus, quem pro virtute barbari habent.

[5]) Cic. ep. ad Att. II, 19, 2: Atque in republica nunc quidem maxime Gallici belli versatur metus. Nam Aedui, fratres nostri, pugnant; Sequani permale pugnarunt, et Helvetii sine dubio sunt in armis excursionesque in provinciam faciunt. Senatus decrevit, ut consules duas Gallias sortirentur, delectus haberetur, vacationes ne valerent, legati cum auctoritate mitterentur, qui adirent Galliae civitates darentque operam, ne eae se cum Helvetiis conjungerent.

[6]) Caes. b. G. VI, 13, 1: In omni Gallia eorum hominum, qui aliquo sunt numero atque honore, genera sunt duo. Nam plebes paene servorum habetur loco, quae nihil audet per se, nullo adhibetur consilio. — Sed de duobus generibus alterum est Druidum, alterum equitum.

[7]) Catull. 11, 9:

Sive trans altas gradietur Alpes,
Caesaris visens monimenta magni
Gallicum Rhenum horribilem ultimosque in
Usque Britannos. (So!)

[8]) Flor. II, 45, 26: Habe, inquit, fortem virum, vir fortissime, vicisti!

[9]) Liv. I, 16: Abi, nuntia, inquit, Romanis caelestes ita velle, ut mea Roma caput orbis terrarum sit: proinde rem militarem colant sciantque et ita posteris tradant nullas opes humanas armis Romanis resistere posse!

[10]) Verg. Aen. VI, 851—853:

Tu regere imperio populos, Romane, memento, —
Hae tibi erunt artes — pacique imponere morem,
Parcere subjectis et debellare superbos.

[11]) Ich mache bei dieſer Gelegenheit auf eine intereſſante „Volksvariante“ aufmerkſam, welche ſich ſeit einem Menſchenalter vielleicht zu dem berühmten Verſe Schillers gebildet hat, der in allen Ausgaben, welche ich nachſchlagen konnte, übereinſtimmend lautet, wie ich ihn hier anführe:

„Wir wollen ſein ein einzig Volk von Brüdern!“

Und daß dies auch das allein Richtige iſt, ließe ſich leicht beweiſen. Trotz alledem aber iſt allenthalben die Variante durchgedrungen, welche wir auch am Abende des erhebenden 16. Juni in ſo manchem Transparent haben prangen ſehen:

„Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern!“

Und nur ſo habe ich den Vers auch in der Schweiz, wo er bei jeder Gelegenheit angeführt wird, unzählige Mal gehört, ohne daß es möglich geweſen wäre, die echte Faſſung zur Geltung zu bringen. Vielleicht geſchieht dies nunmehr bei uns, da es ſich ja nicht blos um die Einigkeit, ſondern auch um die Einheit Deutſchlands handelt, und wir alſo nicht blos ein „einig“, ſondern auch ein „einzig“ Volk von Brüdern ſein wollen!

II. Über den Hippolytos des Euripides,

mit Bezugnahme auf

die Phädra des Racine.

Die Aufführung der Antigone hat nicht nur die Philologen zu fruchtbaren und allseitigen Sacherörterungen veranlaßt, deren sie über trockener und einseitiger Wortkritik nur zu oft vergessen hatten, sondern auch in weitern Kreisen Aufmerksamkeit und Theilnahme für die griechische Tragödie in einem höhern Grade erweckt, als selbst Freunde derselben hoffen zu können geglaubt hatten. Die Aufführung der Antigone hat sonach von Neuem den Beweis geliefert, wie viel näher uns vom allgemein menschlichen Standpunkte aus die griechische Literatur steht als die römische, welche eigentlich nur in der Geschichtschreibung mit jener in die Schranken treten kann. Möchte doch diese Wahrheit, seit Voß' Homer-Übersetzung von den Gebildeten des Volks anerkannt oder wenigstens geahnt, von Schiller und Göthe praktisch dadurch bethätigt, daß sie trotz mangelhafter Sprachkenntniß in mehrfacher Hinsicht Schüler der Griechen wurden, möchte diese Wahrheit endlich auch auf den Gymnasien Eingang finden: möchte doch die griechische Sprache und Literatur nicht länger neben der lateinischen stiefmütterlich behandelt, sondern ihr vielmehr das Kapital an Zeit, Kraft und Lust zugewiesen werden, was in der Fertigung lateinischer Aufsätze und Gedichte, im Einüben des jetzt größtentheils nur noch mechanischen Lateinsprechens fruchtlos, ja zum Nachtheile wahrer alt-classischer Bildung, verschwendet wird.

Man verzeihe mir diese kleine Abschweifung. Ich muß einmal und werde bei jeder Gelegenheit das alte Lied wiederholen, daß Kar-

thago zerstört werden muß, bis es zerstört ist. Und es wird kommen der Tag! — Jetzt zurück zu den griechischen Tragödien. Wie unter den oben angedeuteten Verhältnissen die Versuche gerechtfertigt, ja geboten erscheinen, das Verständniß derselben durch Entwickelung ihres Ganges und ihrer Idee zu eröffnen — eine Arbeit, welche noch keineswegs zu einem einigermaßen genügenden Abschlusse gediehen ist —; so dürfte eine Vergleichung von antiken und modernen Stücken, welche denselben Stoff behandeln, von besonderem Interesse sein. So will ich denn hier eine Analyse von Euripides' Hippolytos mit kurzer Hinweisung auf Racine's Phädra geben.

Eine treffliche vollständige Vergleichung beider Stücke hat bereits im Jahre 1807 Aug. Wilh. Schlegel in der comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide (jetzt in seinen oeuvres écrites en français et publiées par Böcking. t. II, p. 332—405) geliefert. Es könnte somit scheinen, als wenn diese Arbeit ganz unnütz wäre. Allein einerseits hat Schlegel vorzugsweise den Zweck verfolgt, gegenüber der rechtfertigenden Vorrede Racine's und den überschwenglichen Lobeserhebungen seiner Landsleute nachzuweisen, daß die Veränderungen in Plan und Charakteristik, welche der Franzose nicht ohne einiges Selbstgefühl vorgenommen hat, nur dazu dienen, seine Nachbildung tief unter das Original herabzudrücken. Diesem Zwecke gemäß steht denn eigentlich bei Schlegel die Racine'sche Phädra im Vordergrunde, und wenn er auch von den einzelnen Situationen und Charakteren der Euripideischen Tragödie so schön und treffend urtheilt, daß ich oft nur auf ihn zu verweisen nöthig hätte, so ist er doch nicht zu einer ganzen und zusammenhängenden Analyse derselben gekommen, welche gerade den Hauptinhalt dieser Abhandlung bilden wird. Ich möchte sie daher, natürlich sans comparaison, als eine ergänzende Nachlese zu jener Meisterarbeit betrachtet wissen. Daß aber ein solcher nachträglicher Versuch nicht ganz überflüssig ist, zeigen am besten die trotz Schlegel keineswegs gerechten Ansichten, welche die neuesten Literaturhistoriker O. Müller und G. Bernhardy über den Hippolytos ausgesprochen haben, den doch die alten Kunstrichter zu den ersten Dramen des Euripides zählten. Jener — Geschichte der griechischen Literatur.

Bd. 2, S. 159 f. — meint, daß er „viel Verwandtschaft mit der Medea habe, aber doch weit dagegen zurückstehe in Einheit des Planes und harmonischer Wirkung". Indem er sodann ganz richtig den „reinen, jungfräulichen Jüngling Hippolytos" als „die erste Hauptperson" ansieht, nimmt er dagegen einseitig „den Untergang dieses Jünglings durch den Zorn der von ihm verachteten Aphrodite" als „den Inhalt des Ganzen" an, und kommt daher ganz consequent zu dem schiefen, von dem Geiste der alten Theologie ganz absehenden Urtheile: „Es ist nicht zu läugnen, daß diese Anlage, der die Annahme eines eigensüchtigen und grausamen Hasses einer Gottheit zu Grunde liegt, keineswegs befriedigen kann". Bernhardy dagegen — Grundriß der griechischen Literatur. Bd. 2, S. 869 f. — erkennt allerdings an, daß die Liebe der Phädra in ihrem Stufengange von Euripides „in der feinsten psychologischen Zeichnung entwickelt" worden ist; dagegen „befriedigt ihn der nächste Verlauf des Intriguenspiels weniger", und von dem Schlusse sagt er gar: „Am wenigsten gelungen und im Geiste des Themas ausgeführt, zumal bei so großer Ausdehnung, ist der mechanische Epilog, der vor den Augen des Vaters seinen verkannten Sohn rechtfertigt und beide zum Opfer eines Streites zwischen zwei göttlichen Kräften macht". Ebensowenig werden wir das Folgende unterschreiben können, wovon die beiden Schlußsätze mir geradezu unverständlich sind: „Hieran trägt einige Schuld der allzu ideale Charakter des Hippolytos, der zum eigenen Verderben ein Märtyrer seines Edelmuthes wird und keine Gegenwirkung aus sich hervorruft, mithin ein getheiltes oder doppeltes Interesse begründet".

Der Hippolytos wurde im Jahre 428 v. Ch. aufgeführt, also im vierten Jahre des peloponnesischen Krieges, welcher, das endliche nothwendige Resultat von Athens und Spartas entgegengesetzt auseinandergehender Entwickelung, ganz Griechenland in zwei erbittert feindselige Lager theilte und nach 28jährigem Kampfe damit endete, Sieger und Besiegte für fremde Zwingherrschaft gereift zu haben. Athen, unter Perikles' 30jähriger Leitung bei vollendeter Demokratie im Innern zu weit und mächtig gebietender Meereskönigin nach Außen emporgestiegen, die erste Stadt von ganz Griechenland in Literatur und

Wissenschaft, wie in den schönen Künsten, für welche mit Freigebigkeit und Geschmack die Abgaben der unterthänigen Staaten und die Einkünfte eines ausgebreiteten Welthandels verwendet wurden, Athen hatte mit eben so großer Leidenschaft als Hoffnung den verhängnißvollen Kampf begonnen. Aber als gleich die Ereignisse des ersten Jahres dem nicht entsprachen, als man auf Perikles' Rath sich genöthigt sah, hinter den Ringmauern Athens Schutz vor dem überlegenen Landheere der Peloponnesier zu suchen und ihm die blühenden Felder und Pflanzungen Attikas zur Verwüstung zu überlassen, ohne daß die Rachefahrt der athenischen Flotte genügende Vergeltung zu üben schien, da regten sich in einer religiös-politischen Reaction gegen Perikles' überwiegenden Einfluß zuerst die Elemente, welche durch seinen Tod entfesselt die athenische Demokratie zerrütten sollten. Nicht zunächst gegen den Gewaltigen selbst, welchen sogar die Feinde durch den Spottnamen des Olympischen Zeus ehrten, waren die Angriffe gerichtet; aber gegen die Personen, welche ihm zunächst standen: Pheidias starb im Gefängnisse, Aspasia entging nur durch Perikles' persönliche Fürsprache der Verurtheilung, und Anaxagoras, des Atheismus angeklagt, mußte Athen räumen. Daß ja überhaupt der nahe Verkehr mit der Gottheit den Sterblichen durch Überhebung ins Verderben stürzt, davon ist Tantalos ein schlagendes Beispiel; und derselben Ansicht gehören die wenn auch immerhin verschieden gestalteten Mythen von dem traurigen Loose oder Untergange einzelner Götterlieblinge, eines Adonis, Hyakinthos, Teiresias, einer Daphne, Danae, Semele u. s. w. an. So ist denn auch der Untergang des Hippolytos, welcher gleich im Eingange als unabwendbar beschlossen angekündigt wird, keineswegs „der Inhalt des Ganzen", ebensowenig wie dieß mit dem Tode des Ajas in der Tragödie des Sophokles der Fall ist, deren Exposition überhaupt mit der unsrigen verglichen werden kann.

Im schneidenden Contraste mit dem nah und sicher drohenden Verderben steht die folgende Scene [1]), in welcher Hippolytos und seine Diener im Wechselgesange die Artemis und zwar nicht allein als die „Heilige", die „Ehrwürdigste", sondern wiederholt als die „Schönste" der Götterjungfrauen feiern, ich meine, in ziemlich offener Hinweisung

auf die Aphrodite, welcher ja einst als der Schönsten der verhängnißvolle Apfel zugefallen war. Dann weiht Hippolytos seiner Göttin einen Kranz — woher dieses Stück Hippolytos Kranzträger hieß —, den er er auf einer von Menschen und Thieren unentweihten Flur gepflückt hat; er rühmt sich dabei der Huld, die ihm allein unter allen Sterblichen zu Theil geworden, daß die Göttin obwohl unsichtbar um ihn ist und mit ihm sich unterredet, und schließt mit dem Wunsche, welcher freilich auf eine andere Weise in Erfüllung gehen sollte:

„Mög' ich das Ziel des Lebens seh'n, wie ich's begann!"

Die Schuld des Hippolytos in ein noch helleres Licht zu setzen, dient die folgende Scene. Ein Diener tritt ihn warnend an, er erinnert ihn, daß die Götter wie die Menschen den Hochmuth hassen; Hippolytos erkennt auch dieses Gesetz nach seiner allgemeinen Gültigkeit an, will es aber nur der Kypris nicht zu Gute kommen lassen, will als „Reiner" von ihr Nichts wissen, und als auf seinen Spott:

„Kein Gott gefällt mir, welcher Nachts gefeiert wird"

der Diener ihm entgegnet:

„Die Götter muß man ehren, Sohn, wie sich's gebührt";

so würdigt er ihn zunächst keiner Antwort, sondern gebietet den Übrigen, für ihre und der Pferde Erholung zu sorgen, und dann erst schließt er verächtlich:

„Doch Deiner Kypris wünsch' ich Heil und Segen viel!"

So war hier dem Hippolytos noch einmal die Möglichkeit gegeben, seinen Frevel gut zu machen, gerade wie Ajas vor dem Zorne der Athene gerettet wäre, wenn er nur einen Tag seine Schande und das Leben ertragen könnte. Nach dem aber, was wir gehört haben, kann das gutgemeinte Gebet des zurückbleibenden Dieners, Aphrodite möge verzeihen und thun als höre sie es nicht, „wenn Einer in zu raschem Jugendmuth Thorheiten redet", die Göttin nicht versöhnen. Denn gerade nach dem alten volksthümlichen Anthropomorphismus machen die Götter auf nichts weniger Anspruch, als auf den Vorzug, welchen ihnen sehr naiv der Diener zumuthet:

„Denn weiser müssen Götter sein als Sterbliche".

Jetzt macht uns der Chor, welcher aus trözenischen Frauen besteht, mit dem geheimnißvollen Leide der Phädra bekannt, welche seit drei Tagen ohne Speise in stummem Grame dem Todesziele zusteuern wollte; ob nun ein Wahn, von einer erzürnten Gottheit gesendet — gerade wie der Chor bei Sophokles Ähnliches von Ajas vermuthet —, sie bethöre, oder eine Unglücksbotschaft über des Gatten Untreue oder das Vaterland sie betrübe.

Phädra selbst tritt heraus, auf ihre Frauen gestützt, von ihrer Amme begleitet[2]). Diese beginnt mit den Worten:

„Weh' Menschengeschick und der Krankheit Noth";

und weiter:

„Krankseín ist besser als Wärterin sein;
Denn jenes ist einfach, diesem gesellt
Sich Gram für die Seel' und Mühe dem Leib";

Worte, deren volle Wahrheit die Athener erst vor Kurzem erfahren hatten, als bei der Menge der Kranken und der Gefahr der Krankenpflege Viele ohne die nöthige Wartung dahinschmachteten[3]). Und auf der Phädra Bitte, ihr Haupt zu stützen, ihre Hand zu fassen, ihr das Stirnband abzunehmen, antwortet sie mit Ermahnungen, die sich in derselben Zeit der Noth erprobt hatten:

„Sei ruhig, o Kind, und wirf dich nicht
So verdrießlich umher:
Viel leichter erträgt sich die Krankheit doch
Mit ruhigem Sinn und ergebnem Gemüth."

Phädra aber schwärmt: sie will hinaus in Wald und Feld, aus reinem Quell trinken, auf blumiger Wiese ruhen, den Hirsch erjagen, das Roß tummeln. Die Wärterin, noch ganz unkundig des Sinnes dieser wahnwitzigen Reden, erinnert sie, des Durstes eingedenk — auch dieser war eine Hauptplage bei der athenischen Pest gewesen — vergebens, daß auch auf dem Hügel der Burg ein Quell sei. Endlich kommt Phädra wieder zu sich: — auch solche Vergessenheit wird uns als ein Symptom jener Krankheit geschildert — sie bittet, ihr Haupt zu verhüllen, sie schämt sich dessen, was sie gesagt hat, und doch kommt mit der Besinnung der Schmerz zurück; darum

— — — „am glücklichsten ist,
wer hinstirbt ohne Besinnung!"

Es folgt nach einer kurzen Betrachtung der Amme, daß man wie in Allem, so auch in der Freundschaft Maaß halten müsse, endlich das Geständniß der Phädra, was ihr nach langem Kampfe abgedrungen wird. Nachdem die Amme dem Chor versichert hat, wie ganz umsonst bisher ihre Mühen gewesen sind, die Herrin von dem Entschlusse Hungers zu sterben ab- oder auch nur zum Sprechen zu bringen, beginnt sie gleichwohl noch einmal, sie zu beschwören. Lange schweigt Phädra, endlich wird sie durch die zufällige Erwähnung des Hippolytos dazu gebracht. Die Amme sagt:

— — — „wenn Du stirbst, verräthst Du Dein
Geschlecht, entziehst ihm seinen Theil am Vaterreich,
Ja, bei der reisigen Amazonenkönigin,
Die Deinen Kindern einen Herrn geboren hat,
In einem Bastard edlen Sinnes, — Du kennst ihn wohl,
Hippolytos.

Phädra.
Weh', wehe!

Amme.
Rührt das Dein Gemüth?

Phädra.
Du tödtest mich, o Amme; bei den Himmlischen!
Ich bitte, fortan schweige mir von diesem Mann" [4]).

Es folgt nun eine von jenen Stichomythieen, in denen immer ein Vers dem andern entgegnet, so zu Anfange:

Amme.
„O Tochter, Deine Hände sind von Blute rein.

Phädra.
Rein sind die Hände, doch befleckt ist mein Gemüth" [5]).

So geht es eine Weile fort: Phädra weicht aus, die Amme beharrt auf ihren Bitten, und endlich giebt jene nach:

Phädra.
„Entweiche, bei den Göttern, und laß meine Hand!

Amme.
Nie, weil Du mir verweigerst, was Du schuldig bist.

Phädra.
Ich will's gewähren; denn ich ehre Deine Hand.

Amme.
So schweig' ich also; denn das Reden ist an Dir.

Phädra.

O Mutter, wie hast Du geliebt, Unselige!

Amme.

Da sie den Stier liebt'? Oder, Kind, was meinst Du da?

Phädra.

Auch Du, o arme Schwester, Dionysos' Weib!

Amme.

Was hast Du, Tochter! Auf Verwandte schmähest Du?

Phädra.

Und ich, die Dritte, wie vergeh' ich Elende!

Amme.

Ich steh' erschüttert: wo hinaus will solches Wort?

Phädra.

Von dort und nicht von gestern her ist meine Noth.

Amme.

Noch weiß ich um Nichts besser, was ich hören will.

Phädra.

Ach, möchtest Du mir sagen, was ich sagen muß.

Amme.

Kein Seher bin ich, der das Dunkle klar erkennt.

Phädra.

Was ist doch das, was unter Menschen Liebe heißt?

Amme.

Das Süß'ste, Tochter, und zugleich das Bitterste.

Phädra.

Von Beiden Eines hab' ich selbst an mir erprobt.

Amme.

Was sagst Du, Tochter? Hängt Dein Herz an einem Mann?

Phädra.

Wer ist er doch, der Amazonenfürstin Sohn?

Amme.

Hippolytos meinst Du?

Phädra.

Du, nicht ich, hast ihn genannt.

Amme.

Was muß ich hören, Tochter? Weh'! Du tödtest mich.
Unduldbar ist es, ich ertrag' es lebend nicht,
Ihr Fraun; verhaßtes Sonnenlicht, verhaßter Tag!
Des Körpers Hülle werf' ich ab, ich sterbe hin,
Vom Leben scheidend; fahret wohl! Nicht mehr bin ich.
Denn die Vernünft'gen lieben, widerstrebend zwar,
Dennoch das Böse. Kypris war nicht Göttin, nein,
Ist etwas über jeden Gott Erhab'nes, sie,
Die Phädra, mich und dieses Haus vernichtet hat" [6]).

Man sieht, die Amme ist in Verzweiflung; sie erkennt aber zugleich, daß Phädra, die sonst Untadlige, nur durch die Macht der Liebesgöttin in solchen Wahn gestürzt worden sein kann; Phädra muß ihr als krank, als bemitleidenswerth, nicht als ausgelassen und schuldig erscheinen. In ähnlicher Weise spricht sich der Chor aus:

Nun nimmt Phädra das Wort[7]). Nach allgemeinen Betrachtungen über die Schwäche der Menschen, „welche das Gute kennen aber nicht thun", schildert sie ihr Verhalten: sie habe zuerst ihre unselige Leidenschaft verschwiegen und durch Vernunft zu besiegen getrachtet; da aber dieß unmöglich gewesen, den Entschluß des freiwilligen Todes gefaßt, um nicht ihr Haus zu entehren. In den stärksten Ausdrücken spricht sie sich gegen die Sünde aus:

— — — „Schand und Tod verderbe sie,
Die, fremden Männern zugesellt, ihr Ehebett
Zuerst geschändet".

Darum eben will sie sterben:

„Denn eben dieses tödtet mich, ich möchte nie
Als meines Mannes Ehrenschänderin, o Frau'n,
Und meiner Söhn' erscheinen: mögen sie Athens
Gepriesne Stadt in hohem Muthe blühend, frei
Bewohnen, ihrer Mutter wegen hochberühmt!
Denn nieder beugt es auch den kühnen Mann, sobald
Er um des Vaters, um der Mutter Frevel weiß."

Man sieht also: trotz ihres Geständnisses, trotz des Bewußtseins, daß sie die Leidenschaft nicht besiegen kann, ist ihr auch nur der Gedanke an die Möglichkeit von deren Befriedigung durchaus fremd. Indem sie aber die Rücksicht auf den Gatten und besonders die Kinder so stark ausspricht, werden wir schon auf das Hauptmotiv der letzten Katastrophe vorbereitet. Die Amme hat sich indessen besonnen, und „die zweite Überlegung ist oft die weisere"; sie sucht Phädra zu beruhigen; sie habe ja nichts Außerordentliches erfahren, da die Macht der Liebe Götter und Menschen unwiderstehlich in's Joch beuge, sie solle sich also fügen und ihren Trotz bannen,

— — — „denn nichts Anderes,
Trotz ist es, will man stärker sein, als Götter sind".

Am Schlusse weist sie darauf hin, daß es noch Bann und Zaubersprüche gegen solche Liebe gäbe; ein bekannter Aberglaube der Zeit,

der bekanntlich später noch mehr in Aufnahme und Blüte kam. Phädra verwünscht zwar die Schönrednerei, welche Städte und Häuser zerstöre, — eine Anspielung auf die damals beginnende verderbliche Einwirkung schmeichlerischer Volksredner; — die Amme aber sagt in ihrer naiven Derbheit:

„Was soll die hohe Rede? Nicht des Wörterprunks,
Des Manns bedarfst Du".

Dann deutet sie, aber unklar und von Phädra unverstanden, ihren Entschluß an, sich an den Hippolytos zu wenden; warum sie aber so handelt, spricht sie offen aus:

„Denn wenn in solchem Ungemach Dein Leben jetzt
Nicht schwebte, wenn Du nüchtern und besonnen wärst;
Ich triebe wegen Deiner Lust und Liebe Dich
Niemals bis hieher; aber nun gilt's großen Kampf,
Das Leben Dir zu retten. Ist das tadelnswerth?"

Nicht also aus Leichtsinn, aus Schwäche oder Liebedienerei, sondern lediglich, weil sie Phädra für krank hält und vom Tode retten will, schreitet sie zum Äußersten. Phädra dagegen ist empört über die Weise, wie die Amme sich ausspricht, und wird erst dadurch beruhigt, als jene bestimmt erklärt, sie habe Zaubermittel zur Bannung der Liebe im Hause, zu denen man nur noch ein Stück von Hippolytos' Gewande oder etwas Ähnliches bedürfe. So entläßt sie denn Phädra in gutem Glauben, nachdem sie nochmals ihr empfohlen, dem Hippolytos Nichts zu sagen.

Die Amme aber entdeckt diesem drinnen Alles, während der Chor die unwiderstehliche Macht des Eros in ihrer Verderblichkeit mit Hinweisung auf Jole und Semele schildert. Da hört Phädra die Schmähungen des empörten Hippolytos herausschallen, sie erkennt, daß sie verrathen und verloren ist, aber auch ihr Entschluß ist schnell gefaßt, und auf die Frage des Chors:

„Was wirst Du thun in dieser unheilbaren Noth?"

antwortet sie:

„Ich weiß nicht, außer Eines: ungesäumter Tod
Entreißt allein dem gegenwärt'gen Leide mich".

Da tritt Hippolytos im heftigsten Zorne heraus. Vergebens beschwört ihn die verzweifelnde Amme, zu schweigen; desto lauter schreit er, und

auf ihre Erinnerung, doch des gethanen Schwurs zu achten, entgegnet er in seiner leidenschaftlichen Hitze jenes berüchtigte Wort, um dessen Willen Euripides von Aristophanes und Andern so viel verspottet worden ist:

„Die Zunge schwur es, Nichts vom Schwure weiß das Herz".

Wie er hier gegen seine bessere Überzeugung frevelt, so ist auch sein weiteres Benehmen trotz aller Berechtigung maßlos[8]). Ohne zu untersuchen, ob überhaupt und in wie weit Phädra schuldig ist, ohne sie nur eines Wortes zu würdigen, bricht er in einen jener geschraubten und übertriebenen Angriffe gegen das ganze Geschlecht aus, welche dem Euripides den Vorwurf eines Weiberhassers — wenigstens in der Tragödie — zugezogen haben. Es sollte gar keine Weiber geben, man sollte von den Göttern gegen Erz, Eisen oder Gold Kindersamen kaufen können. Um die Mädchen nur los zu werden, gäbe der Vater noch die Aussteuer dazu. Die Heirath aber erschöpfe das Vermögen. Am allerschlimmsten seien namentlich die gescheiten Weiber, die am meisten zu verbotener Liebe geneigt seien; sie sollten auch darum nur „stumme Thiere", keine Sclavinnen um sich haben, welche nur ihren Lüsten dienten, wie es jetzt die Amme gethan. Nicht ohne Selbstüberhebung schließt er:

„Mit Wasserfluthen will ich das abwaschen mir,
Die Ohren netzend. Wie vermöcht' ich schlecht zu sein,
Der, solches auch nur hörend, nicht für rein sich hält?"

Doch erinnert er sich seines Schwurs und verspricht dem Könige Nichts zu sagen, aber freilich erst, nachdem er in und vor dem Hause die Sache ausgeschrieen und die oben angeführte Äußerung entgegengesetzten Sinnes gethan hat. Ja, er hebt gewissermaßen jenes Versprechen durch die indirecte Drohung auf, er werde mit dem Vater wiederkehren und beobachten, wie sie und die Königin ihn anblicken würden. Er schließt:

„Tod über euch! Ich werde niemals satt, die Frau'n
Zu hassen, sag' auch Einer, daß ich eifre stets;
Denn stets betreiben Böses wohl die Frauen auch,
So lehre sie denn Einer weise Mäßigung,
Wo nicht, vergönn' er, ewig sie zu schmähen, mir".

Darauf entfernt er sich. Phädra bricht in verzweiflungsvolle Klagen aus, welche sie aber, ihre Schuld anerkennend, mit den Worten be-

ginnt: „Ich fand meine Strafe“. Dann verwünscht sie, und zwar mit ganz anderm Rechte, als bei Racine, die Amme, denn jetzt kann nicht einmal der bloße Tod mehr helfen:

— — — — — — — — — „also darf ich ehrenvoll
Nicht sterben, sondern neuen Raths bedarf ich nun.
Denn er, von Zornwuth heftig aufgeregt im Geist,
Wird gegen uns dem Vater kund thun Deine Schuld
Und füllt mit bitter schmäh'ndem Wort die ganze Welt.“

Nur zu gerechten Grund für diese Besorgniß hat Phädra, wie wir sahen[9]). Aber eben darum hat sie auch rasch ihren Entschluß gefaßt; fest weist sie die Entschuldigungen und Anerbietungen der Amme zurück, sie selbst will ihre Angelegenheiten wohl hinausführen, und verlangt nur von den Frauen des Chors den Schwur des Geheimnisses. Dann spricht sie ihren Entschluß aus, für die Ehre ihrer Kinder und ihres Hauses zu sorgen, und auf des Chores Frage:

„Und welches unheilbare Leid beschlossest Du?“

entgegnet sie gefaßt:

„Den Tod; doch wie, das überlegen will ich noch“ [10]).

Daß sie aber auch den Hippolytos in ihren Tod verstricken will, spricht sie in den Schlußversen klar aus, in denen sie zugleich in dem Hinblick auf den freigewählten Tod und die sichere Bestrafung des Übermüthigen sich zu klarer Beruhigung über ihr gottverhängtes Unglück erhebt:

„Denn Aphrodite, welche mein Verderben ward,
Werd' ich an diesem Tage durch mein Scheiden noch
Erfreu'n, von herber Liebesqual bewältiget.
Doch werd' ich einem Andern auch durch meinen Tod
Unglück bereiten, daß er nicht auf meinen Fall
Stolz niederschaue; sondern diese Qual mit mir
Gemeinsam theilend, lernt er weise Mäßigung.“

Überschaun wir noch einmal den Gang der Ereignisse, so ist Phädras Beginnen vom antiken Standpunkte aus vollkommen gerechtfertigt. Von einer unwiderstehlichen Leidenschaft schuldlos nach hartem Kampfe überwältigt, hat sie durch freiwilligen Tod das unselige Geheimniß begraben, sich, ihren Gatten und ihre Kinder vor Schande bewahren wollen; wider ihren Willen wird das Geheimniß dem Hippolytos verrathen, und von seinem rücksichtslosen, übermüthig das ganze Geschlecht

in den Staub tretendem Hohne muß sie das Ärgste, — nicht für sich, denn sie blieb ja zu sterben entschlossen, — sondern für ihre Kinder und ihr Haus befürchten. So ist es also zunächst im Interesse für diese ein Act der Nothwehr, den Hippolytos zu verderben; es tritt aber noch hinzu die Sehnsucht nach Rache, welche den alten Griechen nicht bloß als natürlich, sondern auch als vollkommen berechtigt erscheint. Ich erinnere in dieser Hinsicht an das, was ich in Jena über die Hekabe gesagt habe[11]). Alles Gehässige aber, was immerhin noch der That der Phädra ankleben mag, schwindet bei dem Gedanken, daß sie ja selbst im Tode dem geliebten Feinde vorangehen wird.

Der Chor, in Erwartung der Trauerkunde, wünscht sich weit über Land und Meer hinweg. Daß aber auch er die Schuld und den Selbstmord der Phädra in keinem andern Lichte erblickt, zeigen die Worte:

„Von unheiliger Liebe, die
Ihr einhaucht' Aphrodite, brach
Nun das kranke Gemüth ihr".

Und die Motive zur Katastrophe:

„Vor dem Graungeschick sich schämend
Wird sie schönen Ruhmes Preise
Allem vorzieh'n, und die bittern
Liebesqualen aus der Brust verbannen".

Da ertönt Wehgeschrei. Ein Diener tritt heraus und meldet, daß Phädra sich erhängt hat. In diesem Augenblick kommt Theseus festlich geschmückt vom Delphischen Orakel heim; er erfährt das Schreckliche, was ihn um so mehr betäubt, da er keine Ahnung irgend einer Veranlassung hat; er läßt die Thüren öffnen und bricht beim Anblick der Leiche in die rührendsten und herzzerreißendsten Klagen aus, welche deutlich zeigen, was er an ihr verloren hat. Da erblickt er in der Hand der Todten einen an ihn gerichteten Brief; er vermuthet, daß er ihre letzte Bitte, sich nicht wieder zu vermählen, enthält, und verspricht es[12]). Der Chor ahnt Böses und ruft die Götter um Beistand an. Da verkündet Theseus den entsetzlichen Inhalt des Schreibens: Hippolytos hat es gewagt, mit Gewalt des Vaters Bett zu entehren; in der ersten Hitze spricht der tiefbetrübte Gatte, der schwer beleidigte Vater den verhängnißvollen Fluch aus[13]): noch an diesem

Tage solle Poseidon den Sohn tödten; und er selbst will ihn aus der Heimath verbannen.

In diesem Augenblicke erscheint Hippolytos, der den Lärm vernommen. Natürlich ist er über den plötzlichen Tod derjenigen, die er soeben lebend verlassen hat, mehr erstaunt als betrübt. Der Vater soll ihm die Ursache sagen, und da er nicht sogleich antwortet, stellt er über das Schweigen des Vaters Betrachtungen an, die wenigstens nicht von tiefer Erschütterung zeugen. Dieses Benehmen muß die Überzeugung des Vaters von des Sohnes Schuld befestigen: er sieht in ihm einen von Grund aus verderbten, glattzüngigen Heuchler, und muß darin immer mehr sich bestärken, da Hippolytos etwas aberweise, aber ganz kaltblütig auf des Vaters bezügliche Reflexionen eingeht. Da beginnt Theseus mit einem Ausrufe, in welchen gerade damals bei der oben angedeuteten allgemeinen Sittenverderbniß mancher wohlgesinnte Athener einstimmen mochte:

„Weh', dieser Geist der Menschen, wohin schrettet er?
Wo findet Frechheit und Verwegenheit ihr Ziel?
Wenn diese mit der Menschen Lebensalter wächst
Und wenn der Spät're jederzeit in arger List
Besiegt den Frühern: fügten doch zur Erde dann
Ein andres Land die Götter, das in seinem Schooß
Den Frevler aufnimmt und den ungerechten Mann."

Das wendet er nun auf Hippolytos an. Dieser, den er allerdings übereilt durch der Gattin Tod für überführt hält, hat immer seiner Frömmigkeit und Gottvertrautheit, seines geheimen Gottesdienstes sich gerühmt, wie wir im Eingange sehen; das wirft ihm jetzt der Vater vor:

„Du lebst mit Göttern, als ein auserwählter Mann?
Du bist ein Reiner, unentweiht vom Sündendienst?
Nie rührt mich Deine Prahlerei, des Unverstands
In argem Wahn die Götter anzuschuldigen.
So rühme Dich denn immerhin, und prunke stolz
Mit Pflanzennahrung, diene Bakchos, huldige
Dem Meister Orpheus und der grauen Bücher Dunst!
Du bist entlarvt. Ich warne Jedermann, zu flieh'n
Vor Solchen, die Dir gleichen; denn sie sinnen nur
Auf Schnödes, jagen diesem nach mit frommem Wort."

Man sieht, es gab schon damals pietistische Gleißner, welche unter

dem Mantel mystischer Weihe schändliche Lüste bargen. Solche Leute waren es wohl auch zum Theil, welche gegen Perikles' Freund Anaxagoras die Anklage des Atheismus erhoben hatten. Indem dann Theseus immer von Neuem wiederholt, daß der Tod der Phädra der sicherste Beweis gegen Hippolytos sei, spricht er in den stärksten Worten das Verbannungsurtheil gegen diesen aus. Die Rechtfertigung des Hippolytos kann nur dazu dienen, den Vater weiter zu bestärken. Er leitet mit einer Entschuldigung ein, daß er vor dem Volk zu reden nicht geschickt sei, während gerade die vor Weisen Nichts verständen, dazu sich eigneten, — wiederum eine Anspielung auf die ungleichen Nachfolger des Perikles; — dann beginnt er mit dem doch selbst im Munde eines Alten überschwenglichen Selbstlobe, ganz in der schon öfter angedeuteten Weise:

„Siehst Du dieses Licht
Und diesen Erdkreis? Hier verweilt kein Mann, wie ich,
Der tadelloser wäre, läugnest Du es auch".

Und das wird dann im Folgenden weiter ausgeführt, indem er besonders auf seine Keuschheit pointirt. Dann kritisirt er die Gründe, welche ihn zu der Unthat bewogen haben könnten, äußerlich und kalt reflectirend, — natürlich, weil ihm die Liebe überhaupt fremd ist: — sie sei ja weder die schönste Frau gewesen, noch habe er dadurch etwa den Eigennutz befriedigen können, und von Herrschsucht sei er weit entfernt. Endlich schließt er mit einem furchtbaren Eide, daß er nie an einen solchen Frevel gedacht habe. Trotz der Eindringlichkeit trägt aber dieser Schwur, mit welchem ein unbefangenes Gemüth in seiner natürlichen Entrüstung eher begonnen hätte, sowie die ganze Rede den Stempel des Gemachten und Gesuchten. Die doctrinaire Überhebung des auf den Umgang mit der Artemis stolzen Jünglings tritt in einen scharfen Gegensatz zu der einfachen Geradheit des Vaters, welcher daher trotz des Chores Mahnung in dem beredten Schwur nur eine Gaukelei sieht. Und was entgegnet Hippolytos? Er macht den Vater darauf aufmerksam, daß sein Spruch eigentlich inconsequent sei, er würde im gleichen Falle den Sohn mit dem Tode, nicht mit der Verbannung bestrafen. Erst als der Vater, dadurch gereizt, ganz in an-

tikem Geiste ihm vorhält, wie diese Strafe viel größer als jene sei, bricht die gekünstelte Haltung des Hippolytos zusammen; und vergebens sucht er jetzt zu spät den Vater zu bewegen, noch zu warten, auf seinen Schwur, auf der Seher Wort zu achten. Aber treu dem geschwornen Eide schweigt er über den Hergang, selbst als der Vater auf seine rührende Klage:

„Wo soll ich hinfliehn? Welches Freundes gastlich Haus
Betret' ich Armer, wegen solcher Schuld verbannt?"

mit dem höhnenden Wort entgegnet:

„Dorthin entweiche, wo man Frauenschänder hegt,
Wo Schandgenossen freundlich aufgenommen sind[14]).

Da Alles, Bitten und Thränen, nichts hilft, da der Vater selbst ihn gewaltsam hinauszustoßen droht, so nimmt er endlich tiefbewegt von seiner Heimath Abschied und fordert am Schlusse seine Gefährten auf, ihm das Geleit zu geben. Denn, sagt er,

„Ihr werdet niemals einen tugendhaftern Mann
Als mich erblicken, glaubt es auch mein Vater nicht".

Er schließt also, womit er begonnen hat[15]).

Im heftigsten Schmerze hat er übrigens einen Ausruf gethan, welcher für Athen noch eine besondere schmerzliche Wahrheit haben mochte. Er sagt:

„O jammervolle Mutter! Bittrer Schmerzen Kind!
Daß nie ein Bastard unter meinen Freunden sei!"

Es war nämlich auf Perikles' Antrag mit großer Strenge eine Sichtung der Bürger Athens vorgenommen und die unächten, welche nicht aus einer vollgültigen Ehe abstammten, ausgestoßen, ja in die Sklaverei verkauft worden. Zu Perikles' Gunsten selbst hatte kurz vor seinem Tode das Volk Athens eine Ausnahme gemacht, indem es ihm gestattete, nachdem er seinen ebenbürtigen Sohn durch die Pest verloren, einen unebenbürtigen an dessen Statt anzunehmen.

Der Chor beginnt mit einem beruhigenden Gedanken:

„Wahrlich, das Walten der Götter, betracht' ich es sinnend, entfernt mir
Der Sorgen Trauer";

um sich dann von den Göttern mäßigen Ruhm und mäßiges Glück zu

erbitten. Innige und rührende Trauer um Hippolytos' unverdientes Geschick schließt sich an.

Jetzt tritt der Bote auf, um das furchtbare Schicksal des Hippolytos zu verkündigen. Noch einmal spricht sich Theseus in der vollen Überzeugung von dessen Schuld mit Bitterkeit gegen ihn aus. Er fragt auf die Nachricht, daß er dem Tode nahe sei:

„Durch wen? Er hat wohl Einen sich zum Feind gemacht,
Dem er die Gattin, wie dem Vater, schändete?"

Die Botenerzählung des Euripides hat Racine frei nachgeahmt. Daß aber das Original bei weitem vorzüglicher sei, hat schon Schlegel nachgewiesen[16]). Die Vorbereitungen zur Abreise werden bei dem griechischen Dichter ausführlich geschildert: die Klagen der Freunde und Diener des Hippolytos, sein eigener Schmerz, endlich die Fassung, mit der er sich losreißt und zuletzt betet:

„Zeus, nimmer mög' ich leben, wenn ich frevelte;
Und fühle noch mein Vater, daß er mich entehrt,
Ich möge sterben oder schau'n der Sonne Licht."

Nichts von alle dem bei dem Franzosen, welcher uns dagegen in vier Versen das Mitgefühl seiner — Pferde schildert. Im weitern Verlaufe wird der einfache „Stier" des alten Dichters zu einem gehörnten, schuppenbedeckten Ungeheuer, halb Stier halb Drache; und nicht genug, daß Hippolytos seine scheu gewordenen Rosse zu bändigen sucht, muß er hier noch ganz unnöthiger Weise dem Unthier mit dem Wurfspieß eine „breite Wunde" schlagen, worauf dieses durch Gebrüll die Rosse scheucht, ohne sie weiter zu verfolgen, während bei Euripides der Stier erst nach langem Nachjagen den Wagen umzustürzen und den Hippolytos zum Tode zu bringen im Stande ist: so bewährt der Heldenjüngling noch zuletzt die bei den Griechen hochgeehrte Kunst im Rosselenken. Da aber der Diener so lässig ist, so muß bei Racine der Gott selbst nachhelfen:

«On dit qu'on a vu même, en ce désordre affreux,
Un dieu qui d'aiguillons pressait leur flanc poudreux».

Doch ich breche hier die Vergleichung ab. Sie zu vollenden, müßte ich den ganzen Bericht aus Euripides abschreiben. Am Schlusse sagt

der Bote in seiner derben Weise, von der Unschuld des Hippolytos überzeugt:

„Ich glaub' es nicht und hängten alle Frauen sich,
Und füllte Jemand alle Fichten Idas an
Mit Klageschreiben; denn ich kenn' als edel ihn."

Theseus ist doch nachdenklich geworden; der Tod des Sohnes freut und betrübt ihn nicht; auf die Frage des Boten befiehlt er ihn hieher zu bringen, damit er den Leugnenden überführe

„Durch Worte so, wie durch der Götter Strafgericht".

Das letztere mag also etwa die Stelle der Folter vertreten. Eine derartige Untersuchung würde aber für den Leidenden wie für den Vater gleich peinlich gewesen sein, übrigens aber nicht einmal zu einem sichern Resultate geführt haben. So ist also ein der Lösung würdiger Knoten für den deus ex machina vorhanden.

Es erscheint noch vor Hippolytos' Ankunft Artemis, seine hochverehrte Göttin, und erst mit ihrer Erscheinung tritt die Peripetie des Stückes ein. Sie ist gekommen, „des Sohns gerechten Sinn darzulegen"; sie erzählt in aller Kürze den Hergang, jedem sein Theil gerecht zusprechend. Phädra, von Kypris aus Haß gegen Hippolytos' Keuschheit bethört, hat ihre Liebe „durch Vernunft zu besiegen gesucht", aber „sie verdarb, nicht freiwillig, durch der Amme Trug". Hippolytos aber ging unter, weil er den der Amme gegebenen Schwur nicht brechen wollte. Dann zeigt die Göttin auch die Schuld des Theseus auf, daß er, ohne Beweise oder Seherspruch zu erwarten, in leidenschaftlicher Heftigkeit den Sohn umgebracht hat[17]). Als aber dieser in Verzweiflung ausruft: „Ach, stürb' ich, Göttin!" da spendet sie Trost und weist auf die Sühnung hin: Alles dieß ist durch Aphrodites Willen geschehen, welchem sie nach allgemeinem Göttergesetz nicht entgegentreten durfte, um „den ihr von allen Sterblichen liebsten Mann" zu retten. Theseus aber ist dadurch entschuldigt, daß er Nichts gewußt und der Gattin Selbstmord ihm die Möglichkeit der Untersuchung geraubt hat. Nicht er allein, sondern auch sie hat Kummer:

„Denn der Frommen Tod
Ist nicht der Götter Wonne; nein, die Bösen nur
Und ihre Kinder und ihr Haus vertilgen sie."

Jetzt wird der Unglückliche hereingetragen. Er bricht in die schmerzlichsten Klagen aus, nicht allein über den furchtbaren körperlichen Schmerz, sondern auch darüber, daß er durch des ungerechten Vaters ungerechten Spruch verdammt, er, welcher fromm und heilig Alle an Tugend übertraf — hier ist dies Selbstlob ganz am rechten Orte — ohne alle Schuld eines grausamen Todes stirbt, daher mißt er diesen denn der Schuld der uralten Stammväter bei. Man sieht, Hippolytos muß dem Vater versöhnt und wegen seines Verhältnisses zu den Göttern belehrt und beruhigt werden.

Dieß Geschäft übernimmt in der herrlichen Schlußscene Artemis. Schon ihre ersten bedauernden Worte, welche zugleich anerkennen, daß seines Herzens edler Sinn ihn getödtet hat, lassen ihn in der Göttin Nähe sich erleichtert fühlen. Sie beklagt ihn als ihren Liebling, sie theilt ihm aber auch mit, daß Kypris wegen seines Mangels an Ehrfurcht und seiner Sittenstrenge auf ihn erzürnt, Alles angestellt und namentlich auch den Vater berückt habe. So ist denn die Schuld des Hippolytos auch hier, aber natürlich von der Göttin, um derentwillen er in sie verfiel, und dem Sterbenden gegenüber so mild und schonend als möglich angedeutet. Das erkennt auch Hippolytos schweigend an: keine Schmähung der Göttin, welche er im Eingange so arg verhöhnt hat, kommt über seine Lippen, und ohne Groll verbindet er sogar die Phädra mit sich und dem Vater: „Mir ahnt, die Eine bracht' uns Drei'n den Untergang". Daß er aber keine eigentliche Reue über seinen Fehl ausspricht, wie wir vom christlichen Standpunkte aus erwarten dürften, ist wieder ganz im Geiste des Heidenthums, welches die Sühnung des Vergehens in der Äußerlichkeit der schmerzenden Strafe, nicht in der Innerlichkeit des zerknirschten und bußfertigen Gemüths findet. Er wendet sich bedauernd zum Vater:

„Ach armer Vater, daß Du dieses Leid erfuhrst!

Theseus.

Ich bin dahin, Kind! Nimmer reizt das Leben mich.

Hippolytos.

Ob Deines Irrthums seufz' ich mehr um Dich als mich."

Als aber die weitere Wechselklage zwischen Vater und Sohn bei Er-

wähnung des grausamen Geschenkes des Poseidon zu Vorwürfen gegen die Götter zu führen droht, indem letzterer schon ausruft:

„O daß den Göttern fluchen könnt' ein Sterblicher!"

da thut Artemis Einhalt, indem sie dem Hippolytos volle Genugthuung, und zwar — ächt antik — durch Rache an der Aphrodite verheißt, welcher auch sie einen Liebling tödten wird. Hippolytos selbst aber wird zu Trözene fortan Herrenehren genießen; die Bräute werden ihm ihr Lockenhaar weihen und mit Thränen sein Andenken feiern, — auch im Gesange wird sein Untergang und der Phädra verderbenbringende Liebe fortleben. Dann ermahnt sie Vater und Sohn, versöhnt von einander zu scheiden:

„sündigen
Muß, wenn's die Gottheit also fügt, der Sterbliche!"

und entfernt sich, da sie keinen Todten sehen darf.

Hippolytos aber, vollkommen beruhigt, nimmt von ihr, der sel'gen Jungfrau, Abschied — und so erfüllt sich der in der ersten Scene (s. S. 54) ausgesprochene Wunsch —; spricht mit heiligem Schwur bei ihr den Vater von aller Schuld frei, und erinnert ihn, als er seine Tugend und Frömmigkeit preist, bedeutsam genug nochmals daran, er solle sich solche ächte Kinder erflehen. Dann stirbt er standhaft und ruhig [18]), und was der Vater ihm nachruft: „Welch' eines Mannes wirst Du, Athen, beraubt!" das bestätigt der Schlußgesang des Chors:

„Auf die Bürger herein brach, keinem geahnt,
Das gemeinsame Leid.
Nun strömen so heiß viel Thränen des Grams;
Denn schmerzlich tönt weithin das Gerücht,
Das treffliche Menschen bedauert!"

Durch ihn mußten freilich die Athener nothwendig an den großen Verlust erinnert werden, den sie vor Kurzem erlitten hatten.

So sehen wir denn: nicht der Tod, sondern die Verklärung des durch Aphrodites nicht unverdienten Zorn untergehenden Hippolytos durch Artemis ist die eigentliche Katastrophe des Stückes, welches trotz der furchtbaren Konflicte mit allgemeiner Versöhnung schließt und, wie es hoffentlich meiner Analyse zu beweisen gelungen ist, wirklich als ein Meisterstück der Euripideischen Muse erscheint. Nur eine Er-

wähnung der Phädra möchte man vom modernen Standpunkte aus vermiſſen; es iſt aber genug, daß nach ihrer Rechtfertigung durch Artemis Hippolytos ſie, wie wir ſehen, mit ſich und dem Vater zugleich erwähnt, und daß ferner nirgends mehr ihrer Schuld gedacht, ſondern Alles der Aphrodite zugeſchrieben wird. Ganz ebenſo geſchieht es mit der Deianira in der Schlußſcene der Trachinierinnen des Sophokles, nachdem Herakles erfahren hat, daß ſie verblendet aus übergroßer Liebe ſündigte.

Schon früher hatte Euripides dieſen Stoff in dem Hippolytos καλυπτόμενος (d. h. der ſich verhüllt oder der verhüllt wird) — wie Manche annehmen, ſo genannt, weil er bei dem Liebesantrag der Phädra das Geſicht verhüllte — behandelt, aber, nach den vorhandenen Bruchſtücken und Andeutungen, ſowie nach der wahrſcheinlichen Nachbildung des römiſchen Tragikers Seneca zu ſchließen, auf eine ganz andere Weiſe (vgl. Valcken., de fragm. Eur. p. XX.), welche nach dem Zeugniſſe der Didaskalia zu unſerem Hippolytos anſtößig und tadelnswerth erſchien. Fremd war dieſem Stücke wohl die eigenthümliche Stellung des Hippolytos zur Artemis, wenn er auch in ihm als ein Verächter der Liebe[19]) erſchien. Dagegen ſcheint Aphrodite aus Haß gegen das Geſchlecht des Helios, welcher einſt ihren Ehebruch mit dem Ares entdeckte, die Phädra zu jener leidenſchaftlichen Liebe entflammt zu haben, welche zunächſt ihr, nicht dem Hippolytos zur Strafe gereichen ſollte. So wenigſtens Seneca V. 122—127, wo Phädra klagt:

„Den Stamm des Sol haßt Venus, des feindſeligen,
Und rächt an uns die Feſſeln, welche ſie empfand
Mit ihrem Mars; belaſtet das Geſchlecht des Sol
Mit Schande; keine Minostochter kam davon
Je leichten Kaufs; ihr Lieben war auch Sünde ſtets.“

Und daſſelbe Motiv hat auch Euripides in unſerm Hippolyt (ſ. oben S. 55) wenigſtens angedeutet, klarer Racine Acte I. Sc. III ausgeſprochen:

«O haine de Vénus! ô fatale colère!»

ohne es jedoch gehörig auszubeuten.

Jener Anlage gemäß geſtand dann Phädra dem Hippolytos ſelbſt ihre Liebe[20]), nachdem ſie, wie es ſcheint, von der Amme dazu über-

redet worden war[21]), und die Vorsteherin geheimen Liebeszaubers, die Selene, zur Hülfe angerufen hatte[22]). Von diesem schroff zurückgewiesen[23]), klagte sie wohl wieder in eigner Person bei dem nicht von Delphi, sondern aus dem Hades zurückkehrenden Theseus[24]) den Hippolytos an[25]), welcher — anders als jetzt — den Frevel des Hippolytos daraus ableitend, daß es ihm zu wohl gegangen[26]), aber — wie jetzt — seine beredte Rechtfertigung als Heuchelei zurückweisend[27]), den Fluch ausspricht. Die Katastrophe ist dann natürlich dieselbe gewesen[28]), aber nur der zerrissene Leichnam des Hippolytos wurde auf die Bühne gebracht; bei seinem Anblicke gestand Phädra ihre Schuld und tödtete sich. Der Vater mochte wohl dann unter Klagen den Leichnam verhüllen, denn so möchte ich den oben angeführten Beinamen lieber deuten. Es ist klar, daß bei einer solchen Behandlung nicht Hippolytos, sondern Phädra die Hauptperson ist, und daß man wohl Grund hatte auszurufen:

„Nein, nicht gerecht verhängt die Gottheit solch' Geschick![29])"

wenn auch die Artemis hier am Schlusse erschien und in einem „mechanischen Epiloge" den Theseus tadelte[30]) und dem Umgekommenen die Ehren verhieß, wegen deren der Schlußchor den Hippolytos glücklich pries und die Überzeugung aussprach, daß Tugend und Frömmigkeit früh oder spät ihren Lohn finde[31]). Diese oder eine ähnliche Betrachtung dürfte auch unser Stück befriedigender schließen; desto bestimmter drängt sich die Vermuthung auf, daß Euripides durch die Klage mit Bewußtsein an des Perikles Hinscheiden habe erinnern wollen.

Denselben Gang nun verfolgt so ziemlich Seneca, dessen Studium auch sonst bekanntlich auf den französischen Tragiker einen großen und nicht sehr glücklichen Einfluß gehabt hat. Daher kein Wunder, daß Racine ihm nicht bloß im Allgemeinen gefolgt ist, sondern auch manche nicht gerade lobenswerthe Einzelheiten entnommen hat. So ist namentlich die berühmte Stelle, wo Phädra ihre Liebe gesteht, Acte II. Sc. V.: Oui, prince, je languis, je brûle pour Thésée — se serait avec vous retrouvée ou perdue, nur eine freie Bearbeitung von V. 643—659 bei Seneca; so bleibt ferner auch bei diesem V. 710 ff.

das Schwert des Hippolytos, mit welchem freilich er sie tödten will, in Phädras Hand zurück und dient vorzugsweise zum Beweise gegen ihn; endlich ist die Preisgebung der Phädra, welche im schneidendsten Contraste mit Euripides' allversöhnendem Schlusse steht, bei dem römischen und französischen Dichter nur der Form nach verschieden. Jener endigt, nachdem er des Hippolytos feierliche Verbrennung angeordnet hat, die Tragödie mit den harten Worten:

„Sie grabt tief mir in den Boden ein,
Daß schwer die Erde last' auf dem verruchten Haupt!"

Racine's Theseus entgegnet auf der Panope Wort:

«elle expire, seigneur!»

nicht viel milder:

«d'une action si noire
Que ne peut avec elle expirer la mémoire!»

Freilich aber ist auch die Phädra beider Dichter, sowie die frühere des Euripides, eine große Sünderin. Und dieß führt uns denn auf eine kurze Schlußbetrachtung über die ganze Anlage der französischen Tragödie.

Durch Euripides' glückliche Motivirung erscheint Phädra an der Liebe gegen ihren Stiefsohn, sowie an dem diesem gemachten Bekenntnisse ganz unschuldig, und man kann ihr nur den Vorwurf machen, daß sie der Amme nicht bestimmter untersagt hat, dem Hippolytos etwas zu entdecken. Ihre wirkliche Sünde, die Verläumdung des Hippolytos, deren verderbliche Wirkung sie nicht einmal voraussehen kann, wird nach antiken Begriffen vollkommen motivirt und durch ihren Tod gesühnt. Daß nicht sie, sondern Hippolytos die Hauptperson ist[32]), worin dessen Schuld, Strafe und Genugthuung bestehe, habe ich ausführlich dargethan, ebenso die Übereilung und Beruhigung des Theseus.

Racine konnte nun allerdings als moderner Dichter jenes unmittelbare Eingreifen zweier gleichsam im Kampfe begriffenen Gottheiten, sowie das ganze damit eng verbundene Verhältniß des Hippolytos zu ihnen nicht zu Grunde legen; er scheint es überhaupt nicht einmal geahnt, geschweige denn klar begriffen zu haben, sonst würde

er nicht in ſeiner Vorrede auf den Charakter der Phädra den Hauptaccent legen: «Quand je ne lui devrais que la seule idée du caractère de Phèdre, je pourrais dire que je lui dois ce que j'ai peut-être mis de plus raisonnable sur le théâtre. Je ne suis point étonné que ce caractère ait eu un succès si heureux du temps d'Euripide etc. Die nothwendige Folge davon iſt, daß ſeine Phädra zu ſchuldig, ſein Hippolytos zu ſchuldlos, wenigſtens für eine ſo harte Strafe, erſcheint. Seine Verſuche, die Schuld der Phädra zu mindern, ſind ganz verunglückt; ich erinnere hier nur daran, daß ihr Benehmen, den Hippolytos durch die Amme anklagen zu laſſen, eine Wendung, auf welche ſich Racine viel einbildet, nur größere Schwäche und Feigheit verräth, als wenn ſie es bei Seneca ſelbſt thut; die Niederträchtigkeit («bassesse»), welche Racine ſeiner Phädra erſparen wollte, laſtet alſo gerade in noch größerem Maße auf ihr als auf der des Seneca. Hippolytos ferner, welchen Racine durch ſeine Liebe zur Aricia „etwas ſchwach" und „ein wenig ſchuldig" gegen den Vater darſtellen wollte, iſt dadurch zu einem gewöhnlichen faden Liebhaber altfranzöſiſcher Schule voll Etiquette und Delicateſſe herabgeſunken[33]); Theſeus ſelbſt erſcheint als ein ausſchweifender Abenteurer, der ſeiner und ſeines Freundes Lüſten Alles zu gut hält, während er mit blinder Wuth den nicht erwieſenen Verſuch, ſeine Ehre anzutaſten, an dem unſchuldigen Sohne rächt. Önone weiß eigentlich in ihrem ewigen Schwanken nicht, was ſie will; Aricia, Theramenes, Panope ſind Schattengeſtalten, Puppen ohne Fleiſch und Blut.

Doch Alles dieſes hat Schlegel bis in die kleinſten Einzelheiten mit ſolcher Schärfe, Eindringlichkeit und Klarheit nachgewieſen, daß es ſehr überflüſſig wäre, hierüber noch etwas ſagen zu wollen. Es wäre wahrhaft eine Ilias nach Homer! Möge die nochmalige Hinweiſung auf jene treffliche Abhandlung diejenigen mit mir ausſöhnen, denen ich zu lang und trocken geworden bin. —

Anmerkungen.

[1]) Vgl. Schlegel a. O. S. 363.

[2]) Diese Scene ist von Racine im Ganzen und Einzelnen in Acte I. Sc. III nachgeahmt und benutzt worden. Vgl. Schlegel a. O. S. 343.

[3]) Auf diese und einige andere Beziehungen hat Boeckh zuerst aufmerksam gemacht in graecae tragoediae principum etc., p. 180—184.

[4]) Vgl. Racine, Acte I. Sc. III: «vous trahissez enfin — de ta bouche».

[5]) Vgl. ebenda: «Grâces au ciel, mes mains ne sont point criminelles.
Plût aux dieux que mon coeur fût innocent comme elles!»

[6]) Vgl. ebenda: «Madame, au nom des pleurs — de tes bords dangereux».

[7]) Vgl. ebenda: «Mon mal vient de plus loin — prêt à s'exhaler».

[8]) Vgl. Schlegel a. O. S. 363.

[9]) Vgl. Schlegel a. O. S. 363 ff.

[10]) Vgl. Racine, Acte III. Sc. IV: «mourons — vivre».

[11]) S. die Verhandlungen, S. 35 f. Vgl. Schlegel a. O. S. 343.

[12]) Vgl. Schlegel a. O. S. 377.

[13]) Vgl. Schlegel a. O. S. 366.

[14]) Vgl. Schlegel a. O. S. 367 f., freilich etwas abweichend.

[15]) Vgl. Racine, Acte IV. Sc. IV: «Chargé — tel que toi».

[16]) a. O. S. 370 f.

[17]) Vgl. Schlegel; S. 377.

[18]) Herrlich hat diese Schlußscene Schlegel, S. 402 f., in ihrer ganzen Schönheit aufgefaßt. Ich bitte diese Stelle mit dem oben angeführten Urtheile Bernhardys zu vergleichen.

[19]) Eur. fragm. ed. Matth. Hippol. VI.

[20]) Ibid. fragm. III.

[21]) Ibid. fragm. I. II.

[22]) Schol. ad Theocr. II, 10. Auch hiervon findet sich bei Eurip. Hippol. 514 ff. eine Andeutung.

[23]) Ibid. fragm. IV. VII.

[24]) Ibid. fragm. VIII.

[25]) Ibid. fragm. XI.

[26]) Ibid. fragm. IX. u. X.

[27]) Ibid. fragm. XII.

[28]) Ibid. fragm. XVI.

[29]) Ibid. fragm. XIV.

[30]) Ibid. fragm. XV.

[31]) Ibid. fragm. XVII.

[32]) Vgl. Schlegel a. O. S. 340 f.

[33]) Vgl. dens. a. O. S. 351. 358 ff.

III. Die Iliaslieder.

1) Der Zorn (μῆνις).

Mit raschem, sicherem Griff versetzt uns der Dichter „mittten in seine Welt"; Frage und Antwort folgen Schlag auf Schlag einander: Welcher Gott ließ sie zusammenstoßen? Apollon war's in seinem Zorn, in seiner verderblichen Rache ob der Unbilde, die sein Verehrer von dem Heeresfürsten Agamemnon erfahren. Und nun wird sofort in kurzen aber anschaulichen Zügen der Frevel vorgeführt. Chryses kommt im geheiligten Priesterschmuck, die Tochter aus der Knechtschaft zu lösen gegen reiches Lösegeld. Als Geweiheter des Gottes, als demüthig Bittender gleich ehrwürdig erfleht er unter Segenswünschen für der Landesfeinde Waffenglück der Tochter Freiheit „um des Gottes Willen". Alles spricht für ihn; Alles ist einig ihm zu willfahren, nur Agamemnon nicht: wir ahnen, daß gerade die allgemeine Theilnahme sein trotzig Herrschergemüth zum Abschlag reizt. Er thut noch mehr; mit schnödem Worte droht er dem Priester schmähliche Mißhandlung: selbst seines Gottes Schmuck mag ihn in Zukunft nicht schützen! Damit hat er an dem Gotte selbst gefrevelt. Und gegen die Bitte um Freilassung setzt er — vielleicht mehr in leidenschaftlichem Frevelmuth als im Ernst — den ärgsten Trumpf, der das Vaterherz am tiefsten verletzen muß. Gründe kennt der Selbstherrscher nicht:

„Fort und reize mich nicht, daß du heil nach Hause davon kommst!"

Das ist sein letzter Machtspruch, gegen den jede Erwiderung unnütz, ja gefährlich erscheint.

Der Greis erschrickt, schweigend geht er hin, bis er aus dem Bereich des Entsetzlichen ist. Dann bricht er aus in das nur zu gerechte

Rachegebet: wenn er je seinem Gotte Tempel gerichtet, Opfer gezündet hat, so mögen dessen Geschosse seine Thränen an den Danaern rächen! Es ist der alte Fluch, der sich bis zu diesem Tage immer von Neuem gebiert: Wenn die Könige raufen, so lassen die Völker die Haare. Und der Gott erhört ihn und steigt nieder von den Gipfeln des Olympos,

„zürnend im Herzen,
Über die Schulter den Bogen und wohlverschlossenen Köcher;
Und es klirrten die Pfeil' auf den Schultern des zürnenden Gottes,
Als er so vorwärts stürmte: er schritt der düsteren Nacht gleich,
Setzte sich dann von den Schiffen entfernt und schnellte den Pfeil ab:
Und gar schauerlich klirrte die silberne Sehne des Bogens."

Neun Tage wüthen die Geschosse, denen Thiere und Menschen zum Opfer fallen. Da beruft am zehnten auf der Here Eingebung Achilleus die Heerversammlung.

Damit ist gerade er als der bedeutendste der Fürsten nach Agamemnon bezeichnet: dessen Aufmerksamkeit muß sich bei seinem bösen Gewissen zu stillem Groll steigern, als jener — immerhin bescheiden und wohl motivirt — die Initiative ergreift und in seiner an ihn gerichteten — immerhin bescheidenen und wohl motivirten — Rede des Heeres Noth als Apollons Werk bezeichnet und den Oberkönig auffordert, einen Seher oder Priester oder Traumdeuter nach der Ursache zu fragen. Aber noch ist keine Veranlassung zum Zwist vorhanden. Der erste Anstoß beginnt, als jetzt — ziemlich voreilig, wie das Prophetenart ist — Kalchas, ohne des angeredeten Oberkönigs Antwort abzuwarten, Achilleus' allgemeine an jenen gerichtete Aufforderung als einen besondern Befehl auf sich bezieht, sich zwar bereit erklärt Apollons Zorn zu deuten, aber einen feierlichen Eid sich erbittet, ihn zu schützen mit Worten und Werken gegen den Zorn dessen, „der mächtig über alle Argeier herrscht". Die Hinweisung auf Agamemnon ist allverständlich: Agamemnon muß sie verstehen und nach solcher Vorbereitung von dem vorsichtigen Seher erwarten, daß er seinen Zorn verdiene; auch Achilleus hat sie verstanden, seiner guten Absicht sich bewußt leistet er sicher und zuversichtlich den Schwur den Seher zu schützen gegen männiglich, selbst wenn es Agamemnon wäre,

„Der sich jetzo bei Weitem der Danaer Erster zu sein rühmt!"

Diese offene Nennung seines Namens, dieses zuversichtliche Auftreten des Achilleus muß den kochenden Ingrimm des Herrschers steigern: er muß das Alles als Provocation, das ganze gemeinschaftliche Handeln des ersten Kriegers und des ersten Priesters als einen geheim abgeredeten Anschlag auf seine Hoheit ansehen; und da nunmehr Kalchas ohne Umschweif und Milderung das entscheidende Wort ausspricht: Agamemnons Weigerung sei des Gottes Zorns Ursache und nimmer werde er die verderbliche Pest wenden, bis das Mädchen „ohne Ersatz, ohne Lösgeld" dem Vater zurückgegeben sei, — da ahnen wir, daß der Sturm losbrechen muß.

Der König erhebt sich in furchtbarster Aufregung. Er ist sich seines Fehls bewußt, er erkennt wohl, daß Kalchas die Wahrheit gesagt, aber das Mädchen war seine rechtmäßige Kriegsbeute und dem Sieger theuer geworden — die Art, wie man sie ihm abtrotzt, erscheint ihm ungerecht. So wendet sich sein Groll natürlich zunächst gegen den Seher, den er als parteiischen Lügenpropheten schilt. Aber trotz alle dem, nachdem er so seiner Leidenschaft genug gethan, erklärt er bestimmt das Mädchen zurückgeben zu wollen:

„Lieber ja will ich des Volks Wohlfahrt, als daß es verderbe!"

Der König hat über den Menschen gesiegt. Aber als König hat er ganz Recht, von den Seinen eine Entschädigung zu begehren, die ihm nach Kalchas' Ausspruch von dem Vater der Gefangenen nicht zu theil werden soll: es ziemt sich nicht, daß gerade er allein leer ausgehe. Gewiß, und wir werden ihn darob bei kühler Überlegung des Eigennutzes nicht zeihen.

Aber herrisch hat er in seiner Hitze Ein böses Wörtlein ausgestoßen, was den Hörern der Scheltrede als Verräther eigennützigen Gelüstes erscheinen muß: gleich auf der Stelle soll man ihm das neue Geschenk rüsten. Achilleus selbst uneigennützig greift es scheltend auf — „habsüchtigster unter den Männern!" — und gleichsam als Vertreter der Gesammtheit erklärt er nicht minder bestimmt, daß davon jetzt, wo Alles schon vertheilt sei, nicht die Rede sein könne, aber bei Trojas Fall das Opfer dreifach und vierfach ersetzt werden solle. Wiederum der Sache nach gerecht und billig, aber daß es von Achilleus so ein-

seitig und kategorisch ausgesprochen wird, muß in dem leidenschaftlich aufgeregten und mißtrauischen Herrscher nicht bloß neuen Zorn, sondern sogar den Gedanken wecken, daß jener über ihn zu verfügen, ihm in seine Rechte zu greifen, sich anmaße. So faßt er denn Achilleus' Auftreten principiell und tritt ihm mit dem wuchtigen Bewußtsein seiner Würde und Hoheit entgegen: „So geht's nicht mit deinen Ränken, Achilleus. Mein Geschenk muß mir werden, jetzt werden; gibt man es mir freiwillig, gut; wo nicht, so hol' ich mir selber eins, von dir, oder Ajas, oder Odysseus, dem Betroffenen zum Trotz und Verdruß. Doch davon später: jetzt wollen wir die Chryseis zurücksenden; mag sie einer, der Fürsten heimgeleiten, Ajas, Idomeneus, Odysseus,

„Oder du selbst, Pelide, du schrecklichster unter den Männern,
Daß du den Fernhintreffer mit uns durch Opfer versöhnest!"

Der schneidende Hohn, mit welchem er so dem Anstifter der Befreiung das Geleit der Befreiten zuwirft, kann nur die Erbitterung auf den höchsten Gipfel steigern, welche der ganze Ton und Geist der Rede in Achilleus hervorgerufen hat. Agamemnon hat entschieden, daß er seinen Theil haben muß, wie, da mögen sie zusehen; sonst nimmt er es, wo und von wem es ihm beliebt; nicht als Milderung nennt er nicht bloß Achilleus, bei dem er sich entschädigen will, sondern behält sich die Wahl vor, wie er sie hinsichtlich des zweideutigen Ritterdienstes der Heimführung frei läßt: in seiner Macht ruht es, wen von den Höchsten des Heeres er seiner Ehrengabe berauben oder zu dem und jenem Geschäfte bestimmen will.

So bricht denn nicht minder principiell das stolze Selbstgefühl des Achilleus gegen die Anmaßung und den Eigennutz des Oberkönigs los; zugleich im Namen Aller. Nicht aus „Haß der Troer", sondern „um seinen Dank", freiwillig und aus Gefälligkeit ist er mit den Andern dem Atridenpaar gefolgt; und nun will Agamemnon ihm gar seine Ehrengabe entreißen, ihm, der stets das Meiste thut und an dem Wenigsten sich genügen läßt, wenn es ja einmal zur Theilung kommt! Denn daß jene Drohung nur ihm allein gelte, nicht den Mitgenannten, muß Achilleus im Zorne annehmen, der immer vom Feinde das

Schlimmste glaubt. Da ist's ja besser heimzukehren gen Phthia, als entehrt noch länger der Habsucht zu dienen! Dies Wort ist kein im Ernst gefaßter Entschluß, sondern nur eine in der Leidenschaft ausgestoßene Drohung. Aber der ebenso leidenschaftliche Oberkönig nimmt ihn nicht nur als Ernst, sondern verdreht ihn sogar in der verletzendsten Weise:

„Fliehe denn, wenn dein Herz es begehrt: ich werde dich niemals
Bitten, um meinetwillen zu bleiben. Ich habe noch Andre,
Die mich in Ehren halten, vor Allen Zeus der Berather!
Siehe, du bist mir verhaßt wie der göttlichen Könige Keiner."

Ein lange verhaltener Groll bricht gewaltsam durch, ja sogar sein Verdienst wird ihm abgesprochen und in einen Vorwurf verkehrt:

„Immer liebst du ja Zwietracht nur und Kriege und Schlachten.
Bist du stark und gewaltig, so hat's ein Gott dir verliehen!"

Die Drohung endlich, dem Achilleus gerade seine Ehrengabe, die Briseis in eigener Person zu entführen, wird nun bestimmt und zugleich als Regierungsmaßregel ausgesprochen:

„daß du lernest, wie viel ich
Mächtiger bin als du, und auch ein Andrer sich scheue,
Mir sich in Worten und Werken als gleich gegenüber zu stellen".

Er hält es als eine von der Klugheit gebotene Nothwendigkeit, ein Exempel zu statuiren.

Aber damit ist auch für Achilleus der Conflict auf die höchste Spitze getrieben: seine freie Selbstbestimmung ist angetastet. Er kann seinem Charakter und dem überstürzenden Drange der Verhältnisse nach nur mit der That antworten. Unauflöslich verschlungen für Menschenwitz ist der Knoten; Achilleus greift zum Schwerte ihn zu durchhauen; nur ein Gott vermag ihn zu lösen. So steigt denn Athene nieder vom Himmel, gesendet von Here,

„Die für beide zugleich in liebender Seele besorgt war".

Die Göttin faßt den Helden beim Haar; rasch wendet er sich und im Gefühl seiner gerechten Sache ruft er sie als Zeugin des an ihm geübten Frevels, der von ihm beabsichtigten Rache an. Aber Athene gebietet in Heres Namen, den Zorn zu bändigen, doch gibt sie zugleich zu, daß Achilleus gekränkt werde, gestattet ihm Genugthuung zu nehmen in der Gegenwart durch kränkendes Wort und stellt thatsäch-

liche dreifache Vergeltung für die Zukunft in Aussicht. Und der erhitzte Held fügt sich dem Gebote der Göttin, denn

„Wer den Unsterblichen willig gehorcht, den hören sie wieder".

Sie mag ruhig in den Olymp zurückkehren. Aber nunmehr von der Göttin gleichsam autorisirt, überläßt er sich mit vollem Bewußtsein, ja mit wahrer Lust seiner ungezügelten Leidenschaft; er wird mit Wissen und Willen ungerecht:

„Weinschwelg du mit dem Auge des Hunds und dem Herzen des Hirschen".

Es sind die schlimmsten Vorwürfe, die man einem Feldherrn machen kann: Trunkenheit, Unverschämtheit, Feigheit; er thut das Mindeste und begehrt das Meiste. Aber auch gegen die Achäer, so solches dulden, wendet sich sein Zorn:

„Volksverschlingender König, ja elenden Menschen gebeutst Du!"

Und nun folgt jener charakteristische Schwur — der ja auch in die Tannhäusersage übergegangen ist — bei dem Scepter, der nie mehr grünen wird:

„Einst wohl sehnen die Söhne der Danaer sich nach Achilleus
Alle zumal",

wenn Agamemnon vor Hektors Wüthen sie nicht zu schützen vermag! Der Plan der Heimkehr ist stillschweigend aufgegeben: gemäß Athenes Weisung will er abwarten, bis man ihn braucht — und versöhnt.

Diese homerische Heldenwelt hat etwas Kindliches, was ihrer Herrlichkeit nicht nur keinen Eintrag thut, sondern sie uns sogar näher bringt. Welch' ein Gegensatz zwischen diesem Achilleus, der von der Göttin berechtigt durch Scheltworte sich Luft macht und Genugthuung nimmt, und dem raffinirten point d'honneur unserer mittelalterlichen Ritter!

Aber freilich schlimm genug hat er sich gehen lassen. Agamemnon, bleibt er sich anders getreu, muß jetzt seinerseits losbrechen, und das Ende wäre doch der Kampf. So tritt jetzt Nestor als Mittler ein, „der drei Menschenalter sah", dem das Wort wie Honigseim vom Munde geht. Er beginnt mit dem wirksamsten Motive, der Freude, welche die gehaßten Feinde haben werden, wenn sie vom Hader der Fürsten erfahren. Er beruft sich dann auf seine Autorität, der einst ganz

„andere Majeſtäten geſehen", die ſich ſeinem Rathe gefügt haben. Sein Wort geht unparteiiſch an Beide: Beide erkennt er in ihrer eigenthümlichen Berechtigung an:

„Wenn du der Stärkere biſt und dich eine Göttin geboren,
Iſt Er mächtiger doch, weil über Mehre er herrſchet."

Darum ſollen Beide nachgeben, Agamemnon dem Achilleus die Briſeis laſſen, dieſer ſeinen Trotz gegen jenen aufgeben. Neſtor hat bereits die Stellung wie der Chor in der Tragödie.

Agamemnon ſieht wohl ein, daß auch er zu weit gegangen, man hört heraus, daß er gern einlenken möchte, wenn es nur geſchehen könnte ohne ſeine Autorität zu gefährden.

„Doch der Mann will ſtets Herr ſein und Meiſter von Allen;
Allen will er gebieten und Alle will er beherrſchen,
Allen will er befehlen; das läßt ſich nicht Jeder gefallen!"

Kurz und würdig weiſt er die Schimpfreden ab.

Aber eben weil Agamemnon ſeinen principiellen Standpunkt entſchieden feſthält, kann auch Achilleus nicht zurück; auch er muß ſeine Selbſtſtändigkeit feſthalten. Zwar das Ehrengeſchenk iſt er bereit zurückzugeben, weil die Geber ſelbſt, die ihn im Stich laſſen, es ihm wieder nehmen, aber ſonſt hat ihm Agamemnon nichts zu befehlen, ſonſt ſoll er ihm ſein Eigenthum nicht antaſten:

„Haſt du Luſt, ſo verſuch' es, damit auch dieſe es ſehen,
Wie alsbald an der Lanze dein ſchwarzes Blut mir herabtrieft!"

So trennt ſich die Verſammlung. Der Conflict hat den höchſten Gipfel erreicht; ja er muß ſogar noch thatſächlich geſteigert werden. Agamemnon, ſelbſt wenn er ihn *wollte* fallen laſſen, kann es nach der blutigen Drohung am Schluſſe nicht: es würde als Feigheit gelten. Aber er führt wenigſtens die nothwendige Maßregel ſo glimpflich als möglich aus. Nachdem er die erforderlichen Anordnungen zur Heimſendung der Chryſeis und zur Sühnung des Heeres getroffen, ſendet er zunächſt die Herolde, um wo möglich ein perſönliches Zuſammentreffen mit ſeinem Gegner zu vermeiden. Das gelingt denn auch. Nach ihrer Stellung als „Boten des Zeus und der Menſchen" ſind ſie vor Achilleus' Lanze ſicher, durch ihr Benehmen, wie ſie ſich ſchüchtern und fürchtend dem Gefürchteten nahen, müſſen ſie ſeinen

Zorn entwaffnen. Mild und gefaßt empfängt er die unschuldigen Werkzeuge fremden Frevelmuthes und liefert ohne Weiterung ihnen die Gefangene aus, die übrigens in diesem Liede nirgend als Geliebte oder gar als Gattin des Helden erscheint. Aber zu Zeugen ruft er sie an des an ihm geübten Frevels und der unausbleiblichen Folgen.

Die Schlußverse schildern das Resultat bündig und bedeutsam:

aber Achilleus
Saß seitdem voll Zorns bei den schnellhinfahrenden Schiffen:
Niemals ging er mehr in die ehrende Männerversammlung,
Niemals mehr in den Kampf; mit verzehrendem Schmerz in der Seele
Weilte er dort, und sehnte sich stets nach Kampf und nach Schlachtruf.

Gleich in diesem ersten Liede haben wir eine dramatische Scene voll der höchsten Vollendung und der allgemeinsten Bedeutung. Es ist, wie so oft später in der Tragödie, der Conflict zweier an sich gleich berechtigter Principien, welcher von einem fast unscheinbaren Anfange durch beiderseitige Schuld Schritt für Schritt zur tragischen Katastrophe sich steigert. Und diese beiden Principien sind es, welche mit verändertem Namen die ganze griechische Geschichte bewegen, deren unversöhnlicher Gegensatz endlich die hellenische Nation unter den makedonischen Speer beugte; diese beiden Principien sind es, welche bis auf unsere Tage in ähnlichen Staatenverhältnissen im Kampfe liegen: Hegemonie und Autonomie hießen sie damals, Centralisation und Sonderfreiheit heißen sie jetzt. In unserm Liede ist es die nothwendige Machteinheit des anerkannten Heerbefehls einerseits, gegenüber der Seherkunst, die blinden Gehorsam fordert, wie der selbstbewußten Emancipation einer gewaltigen Individualität; andrerseits die Selbstbestimmung des freien Bundesgenossen, und die Forderung an den Oberfeldherrn, daß auch er seine Ansprüche dem Wohle des Ganzen unterordne. Die Vertreter beider Principien sind an sich edel und uneigennützig, aber leidenschaftlich: der königliche Kriegsherr Agamemnon für seines Volkes Wohl zu Opfern bereit und mit Recht entschlossen, seine eben darum nothwendige Machtherrlichkeit sich nicht schmälern zu lassen, aber nur zu eifersüchtig darauf und darum dergleichen Angriffe überall mißtrauisch vermuthend, endlich nicht bloß in ihrer Abweisung, sondern auch überhaupt herrisch und heftig; der tapfere Degen Achilleus,

freimüthig, gerade, ohne Falsch, aber auch ohne Fernsicht, aufbrausend und nur zu geneigt, dieser Zornmüthigkeit wenigstens in Worten selbst bis zur bewußten Ungerechtigkeit den Zügel schießen zu lassen. So kann selbst die doppelte Vermittelung Athenes, der „verständigen" Tochter des Zeus, und Nestors, des weisen und beredten Greises, nichts fruchten. Vergebens hält jene den raschen Achilleus von der rächenden That zurück, vergebens legt dieser ihm wie seinem königlichen Gegner das richtige Verhältniß beider aus und dar: nur das Äußerste, der persönliche Zusammenstoß beider Gegner wird vermieden; Achilleus trennt sich in verderblichem Zorn, der den Griechen tausendfaches Weh schuf!

2) Die Fürbitte (λιταί).

Dieses Lied ist mit dem unverkennbaren Bestreben gedichtet, zu dem ersten Liede in Situationen und Charakteren gleichsam ein Gegenstück zu liefern. Daher neben der freisten, kühnsten Dichtung nach Inhalt und Form die vielen gelegentlichen Reminiscenzen, ja, zumal in der Anklage des Helden, die zahlreichen Entlehnungen ganzer Verse.

Wie dort der Priester auf die Seite geht und am Ufer des Meeres hinschreitend zu seinem Gotte fleht, so sitzt hier Achilleus fern von den Gefährten am Ufer, „blickt hinaus in die unendliche See" und weint und fleht, die Hände zur lieben Mutter erhoben. Der Priester in seinem Gott gekränkt, den er geehrt, bittet den um Rache um seinetwillen. Der Held, welchen die Mutter zu einem kurzen Leben geboren, ist in seiner Ehre, — seinem einzigen Gut und Streben — gekränkt worden, und Zeus (auf den sich Agamemnon 175 berufen) soll ihm dazu verhelfen. Und wie dort der gewappnete Apollon vom Gipfel des Olympos mit klirrenden Schritten niedersteigt „der Nacht gleich", so rauscht hier die göttliche Mutter aus den Tiefen des Meeres empor, leicht und luftig „wie eine Nebenwolke". Jener beginnt sofort das Werk der Vernichtung; diese aber setzt sich zu dem weinenden Sohne und streichelt ihn mit der Hand und fragt:

„Kind, was weinest du so? Was hat für ein Leid dich betroffen?
Sag' es heraus, verhehl' es mir nicht, daß wir beide es wissen!"

Sein Leid zu erzählen, sein bekümmert Herz auszuschütten einer liebenden Mutter, einem treuen Freunde ist ja des Trostes Anfang! Darum

die Frage, darum Achilleus' ausführliche Erzählung des Geschehenen, trotz des scheinbar ablehnenden Wortes:

„Weißt es ja selbst, was soll ich darum dir das Alles erzählen?"

Die Erzählung selbst 366—392 ist, so weit möglich, aus Versen des ersten Liedes verkürzt zusammengesetzt. Daher nahm Aristarchos vom Standpunkte der Einheit aus an dieser Recapitulation Anstoß. Bei uns ist's umgekehrt: „sie ist sehr schön in einem andern Liede, in einer Fortsetzung, die so an einen andern beliebten Gesang anmuthig zurückerinnert" [1]). Aber die Erzählung trägt trotz dieser Wiederholungen ihren bestimmten Charakter durch Zusatz, Weglassung und Färbung. Theben ist zerstört worden; selbst ohne daß es ausdrücklich hervorgehoben wird, errathen wir, vorzugsweise durch Achilleus' tapfern Arm: Chryseis wie Briseis sind als köstlichste Beute daraus dem Heeresfürsten und dem besten Helden gegeben worden. Die harte Weigerung des Ersteren gegenüber der mit allgemeiner Zustimmung aufgenommenen Bitte des priesterlichen Vaters hat die Rache des Gottes hervorgerufen. Ein Seher hat die Sachlage verkündet. Achilleus ist nur der Erste gewesen, der die Heimsendung der Gefangenen begehrt hat. Darauf hat Agamemnon im Zorn gedroht, die Drohung wahr gemacht, dem Peliden sein Ehrengeschenk geraubt; nichts hier von der Berufung der Heerversammlung durch diesen selbst, nichts von seinem Versprechen an Kalchas, nichts überhaupt von dem leidenschaftlichen ohne Athenes Eingreifen in Thätlichkeit ausartenden Wortwechsel: Agamemnon ist der verblendete Frevler, Achilleus der leidende Dulder! Daß man nun aber den offensten der Griechen, der das Herz auf der Zunge trägt, nicht für einen hinterlistigen Sachwalter halte, der durch bewußtes und geschicktes Verschweigen, durch eine wohlgesetzte Sophistenrede den abwesenden Feind verläumdet — dafür ist eben durch jenen Eingangsvers gesorgt: die göttliche Mutter weiß ja schon Alles; also hat er nicht nöthig zu einer vollständigen und objectiven Darstellung des Thatbestandes sich zu zwingen; er darf sich frei, wie im ersten Liede mit seinen Schimpfreden, so hier mit seiner rein subjectiven Herzensergießung gehen lassen!

Und nun die Bitte an die Mutter, sie solle sich an Zeus wenden

— der ihr verpflichtet ist, wie dort Apollon dem Chryses, der Große dem Kleinen, was die spätere Sabeldichtung in der Rettung des Löwen durch die Maus ausgeprägt hat —, wie erinnert sie zugleich an das trauliche Verhältniß der Mutter zum Kinde im väterlichen Hause, wie sie dem „oftmals" erzählt hat von dem hundertarmigen Seeriesen, den sie einst heraufgeholt in den Olymp, um den Götterkönig vor einem Attentat seiner eigenen nächsten Familienglieder zu schützen[2]). Darum soll der jetzt dem Sohne helfen und den Troern Sieg verleihen und die Achäer drängen lassen bis an's Meer, bis zu den Schiffen, auf daß Agamemnon seine Schuld erkenne, den besten der Achäer nicht geehrt zu haben.

In der Antwort der Mutter tritt die tragische Bestimmung des Achilleus in den Vordergrund: nur ein kurzes Lebensloos ist ihm beschieden. Soll er nun auch mehr Leid haben als irgend ein Andrer? Nein, er solle nur ruhig und theilnahmlos sich verhalten; sobald Zeus zurück ist von den Äthiopen, zu deren Festmahl er auf zwölf Tage gegangen[3]), will sie hinauf zu ihm, seine Kniee umfassen, „und ich denke, er wird mich erhören!"

Und so geschieht's auch. Kaum sind die Götter zurück, so steigt sie empor zum Olymp, auf dessen hochoberstem Gipfel sie den Götterkönig in seiner Einsamkeit überrascht. Mit Geberde und Wort gar kläglich beweglich sucht sie ihn zu gewinnen: die stärksten Motive läßt sie sprechen, die Dankbarkeit für ihr Verdienst, was doch nur fein und und obenhin angedeutet wird, und das Mitleid für den Sohn, dem das kürzeste Lebensloos vor Allen beschieden, dem sein einziger Ersatz dafür, seine Ehre, geschmälert worden, die solle ihm Zeus retten. Man denkt unwillkürlich an jenen Percy, dem Ehre Alles ist, der selbst eines Strohhalms Breite verficht, wenn Ehre auf dem Spiel. Aber lange sitzt Zeus schweigend, sinnend: er kennt die ganzen schweren Folgen seiner Zusage; als aber Thetis mit echt weiblicher Keckheit zur Entscheidung drängt — sie will wissen, wie so tief sie unter allen Göttern steht! — da ist's doch mehr der Gedanke an Here und ihr Keifen, als an die Geschicke der Völker, was den Götterkönig einen Augenblick beunruhigt: seiner Majestät gewiß liebt er doch keinen unnöthigen

Hauszwist; darum soll sich Thetis von Here ungesehen hinwegstehlen. Doch sein Entschluß ist gefaßt, unwandelbar:

„Sprach's und winkte zugleich mit den dunkelen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königes wallten hernieder
Von dem unsterblichen Haupt: es erbebte der hohe Olympos."

Die berühmte Stelle, welche Pheidias nach seinem Ausspruche zu der Idee seines olympischen Zeus begeistert haben soll; eine Anekdote, welche, wie wir später sehen werden, viel tiefere Bedeutung hat, als man gewöhnlich annimmt.

Aber Zeus hat seine Hausfrau wohl gekannt; indem er den Götterssaal betritt, ist er auf eine häusliche Scene gefaßt und entschlossen, sie abzukürzen. In stummer Ehrfurcht erheben sich die andern Götter von ihren Sitzen: nur Here empfängt ihren Herrn mit scheinbar neugieriger Frage, mit wem er insgeheim berathen, mit herausfordernder Klage, daß er immer gerade sie von seinem Rathe ausschließe. Ernst und fest, aber noch gemäßigt weist sie Zeus ab: was ihr zu wissen gebührt, das soll sie vor Allen erfahren, mehr nicht; und in seine Geheimnisse möge sie nicht wagen sich zu drängen. Da zeigt Here, daß sie beobachtet, daß sie richtig Alles erkundet hat; ihre erste Frage war also ein verstelltes Necken gewesen, und ihre keck ausgesprochene Besorgniß läßt eine lange Erörterung besorgen. Die erstickt Zeus im Keime; er hat seinen unabänderlichen Beschluß gefaßt — wozu noch lange Reden? — und als Hausvater sieht er vor all' seiner Familie sich in seiner Würde, in seinem Rechte bedroht. Eine harte Abfertigung erfolgt, vor welcher jeder Widerspruch verstummen muß, da demselben die äußerste Anwendung des Hausrechts entgegengesetzt wird. Die Gescholtene schweigt, aber die Freude des Göttermahles ist gestört, Verstimmung ist allgemein.

Doch nur einen Augenblick. Hephästos, der gute Sohn, lahm und häßlich, aber „hochgelehrt in Erz und Thon" und nicht minder geschickt, störrische Gemüther zu entwaffnen; er weiß, wie die Mutter, wie der Vater zu beschwichtigen sind: „Das wären mir schöne Sachen", meint er, „wenn ihr um der «Sterblichen» willen euch zanken und uns das Vergnügen verderben wolltet! Flugs, Mutter, gieb dem guten Vater hübsch nach, daß er nicht noch einmal zankt oder gar Alles zusammen-

schlägt, denn sein ist die Macht; aber — ein gut Wort von dir, und gleich ist er uns wieder ein gnädiger Herr!" Und ehe noch die Schmollende sich recht besonnen, ist er neben ihr mit dem Sorgenbrecher, dem vollen Becher: „Nimm es ruhig hin, sonst giebt's am Ende noch Schläge; und ich kann dir beim besten Willen nicht helfen; denkst du daran, wie er mich damals beim Beine packte und von der himmlischen Schwelle herunterwarf, daß ich den ganzen Tag fiel und immerfort fiel und am Ende auf der Insel Lemnos für todt liegen blieb, wo mich gute Menschen aufhoben und pflegten". Da lächelt die Mutter und nimmt den Becher: wir ahnen, daß auch Zeus, der Geschmeichelte, keinen Groll behalten hat. Und der gute Gesell, der selbst seinem Mißgeschicke eine humoristische Seite abzugewinnen weiß, nun humpelt er herum von einem zum andern und schenkt jeglichem voll ein; und

„Unauslöschlich Gelächter erhuben die himmlischen Götter!"

Der augenblickliche Mißton ist verklungen, in leere Luft gehaucht; sie freuen sich wieder am Mahle bei Apollons Saitenspiel und an der Musen Wechselgesang, bis die Sonne untergeht und jeder sein Lager sucht!

Das Lied hat seine ganz besondern Eigenthümlichkeiten, so die mannigfachen Götterfagen von dem Äthiopenschmaus, Zeus' Rettung durch den Seerieſen, Hephästos' Kunstfertigkeit und Himmelssturz. Nirgend fast sprudelt ein so kecker, so frisch sinnlicher und doch naiver Theanthropismus. Es ist ganz eigentlich das Lied von den Göttern. In ihre tiefinnerste Häuslichkeit und Heimlichkeit werden wir eingeführt, und es wird uns wohlich und heimelich darin, denn es ist ja „ganz wie bei uns!" Aber doch anders und besser! Da drunten auf Erden hat im Zwiste der Könige ein böses Wort das andere gegeben, und alle Vermittelung der weisesten Göttin, des verständigsten Alten hat nichts geholfen, und Alle, Schuldige wie Unschuldige, werden es büßen müssen, Tage lang. Da droben im Himmel nimmt man's nicht so schwer, da lebt sich's leichter: schon denkt man, Vater und Mutter werden übel an einander gerathen, aber ein Wort, ein Witz über ein Gebrechen, was auf Erden recht unbequem, und die Lösung, die Versöhnung ist da, die einen Augenblick gestörte „ungeheure Heiterkeit" ist von Neuem hergestellt!

3) Drittes und viertes Lied.

Zeus sinnt nach, wie er den Achilleus ehre und den Achäern Verderben bringe, er sendet daher den Traumgott zu Agamemnon und läßt diesem befehlen zu rüsten; denn jetzt werde er Troja einnehmen. Agamemnon glaubt es, ja er meint noch am heutigen Tage werde dieß geschehen; in dieser Erwartung beruft er die Volksversammlung (1—52). Bis hierher hängt Alles wohl zusammen. Das folgende Stück (53 bis 86): der Rath der Greise ist schon von den alten Kritikern theilweise angezweifelt, von Lachmann aus triftigen Gründen ganz verworfen worden. Es steht mit dem spätern Benehmen der Fürsten in Widerspruch; die Reden des Agamemnon und des Nestor enthalten gar nichts, und von einer Berathung ist auch nicht eine Spur. Ich füge noch hinzu, daß jene sämmtlichen Verse entweder Wiederholungen oder Flickwerk aus andern Stellen sind. — Das Volk ist versammelt; Agamemnon tritt auf, von dem Götterkönige selbst zum Kampfe aufgemuntert, aufgemuntert durch das Versprechen von Trojas schleuniger Eroberung; und Agamemnon glaubt an diese Verheißung. Was muß er also nach dieser Anlage thun? Mit Hinweisung auf Zeus' Befehl und Versprechen zur Schlacht, zum Siege aufrufen. Was thut er aber? Das Gegentheil davon: er räth kleinmüthig zur Flucht. Ist dieß nun an sich und im Allgemeinen unwahrscheinlich, so wird vielleicht, könnte man einwenden, dieser nicht ernstlich gemeinte Rath durch geschickte rhetorische Einkleidung um so sicherer den Ehrgeiz zum muthigen Ausharren aufstacheln. Nun, wir wollen sehen. Agamemnon beginnt mit einer Lüge: „Zeus hielt sein Versprechen nicht, daß ich Ilion zerstören soll, er befiehlt mir jetzt schmählich nach Argos heimzukehren, nachdem ich viel Volk verloren" (85—115). Dieß klingt ganz ernst, und wie kann hier jemand an Verstellung denken? Damit im Widerspruche folgt gleich: „So wird es dem Zeus genehm sein, der schon viele Städte zerstört hat und noch zerstören wird, denn er ist allmächtig. Denn welcher Schreck für uns, unverrichteter Sache heimzukehren, ohne die viel weniger zahlreichen Troer besiegt zu haben." Die große Übermacht der Griechen wird dann durch eine gesuchte und übertriebene Ver-

gleichung anschaulich gemacht (116–130). Diese ganze Stelle ist nur bei einer directen Aufforderung zum Kampfe passend. Wie kommt aber Agamemnon auf den Rath der Flucht zurück? Dadurch, daß er plötzlich sehr auffallend der Bundesgenossen erwähnt, die ihn Troja nicht einnehmen ließen. Nichts vom Treubruche, vom Befehle des Zeus (–141). Wie wir auch diese zweideutige Rede nehmen mögen, die Griechen nehmen sie im Ernst. Sie stürzen zu den Schiffen, sie beginnen sie zur Fahrt fertig zu machen; Agamemnon rührt sich nicht, die andern Fürsten auch nicht, Zeus sitzt unthätig im Olymp und die Rückkehr wäre ὑπέρμορα, gegen des Schicksals Schluß, vor sich gegangen, wenn nicht Here die Athene abgesendet hätte, durch ihre Worte das Heer zurückzuhalten. Diese läßt es durch Odysseus thun, der Hohe und Geringe, jeden auf seine Weise behandelt. Das Volk wogt zurück: eine neue Volksversammlung (–210). Man erwartet nun, daß Agamemnon zunächst über seine wahre Gesinnung aufklären oder Odysseus durch kräftige Aufforderung sein Werk krönen werde; Keines von beiden geschieht: Thersites erhebt sich, das Urbild eines gemeinen, häßlichen Demagogen, und er schmäht nicht seinen Erzfeind Odysseus, der doch das Heer zurückgebracht, sondern Agamemnon, der ja, wie jedermann glauben muß, im Ernste zur Flucht aufgefordert hat. Und was wirft er diesem vor? Daß er aus Habsucht und Egoismus zum Kampfe treibe. Und so schließt er mit dem Rathe an die Griechen, heimzukehren und den Agamemnon in Troja zu lassen (–244). Daß eine solche Rede nur nach einer Aufforderung zum Kampfe von Seiten des Agamemnon Sinn habe, ist klar. Und dafür stimmt dann auch die Gegenrede des Odysseus, „er solle nicht allein mit den Königen hadern" (–264). Auf die Züchtigung des Thersites (265–277) folgt dann eine zweite längere Rede des Odysseus (278–332), welche Lachmann streicht. In der That konnte sie nicht unpassender eingerichtet werden. Kein Wort von der Aufforderung des Agamemnon zu fliehen, kein Wort von der Griechen nur zu schnellem Gehorsam, kein Wort von seiner eignen erfolgreichen Thätigkeit, die Flucht zu hemmen. Dagegen heißt es: „Atride, jetzt wollen die Griechen dir Schimpf anthun und das gegebene Versprechen nicht halten". Das hat doch nur Sinn,

wenn Agamemnon zum Kampfe aufgefordert hatte, und die Griechen ihm nicht ferner folgen wollten. Und so entschuldigt er denn auch diese mit der langen Abwesenheit, daß in ihnen der Gedanke an Heimkehr aufgestiegen sei. Und in derselben Voraussetzung erzählt er diesen (299 τλῆτε φίλοι) ausführlich das von Zeus gesendete Wunderzeichen mit den Spatzen, was Kalchas auf die Eroberung der Stadt im zehnten Jahre gedeutet hatte, ohne auf die von Agamemnon vorgegebenen Befehle des Zeus Rücksicht zu nehmen. Daß Niemand auf diese Rede hört, hat schon Lachmann bemerkt. Aber auch die folgende des Nestor (336–368) enthält ähnliche Bedenken, wie die vorige. Daß sie auf diese nicht folgen konnte, zeigt schon der Eingang: „Ihr redet gleich unmündigen Knaben"; denn Nestor bringt auch nichts Anderes herbei, als was Odysseus herbeigebracht hat, das Versprechen der Griechen und ein Zeichen vom Zeus. Beide Reden laufen somit ganz parallel und sind als zwei verschiedene Bearbeitungen desselben Themas anzusehen. Auch Nestors Rede paßt nur dann, wenn Agamemnon zum Kampfe aufgefordert hat, und einige Griechen (345 ἄρχει' Ἀργείοισι κατὰ κρατερὰς ὑσμίνας, Τοὔσθε δ'ἔα φθινύθειν ἕνα καὶ δύο etc.) sich widersetzt haben: auch nicht die entfernteste Hindeutung auf den wirklichen Hergang der Sache. Und diesem entspricht ebensowenig die endliche Schlußrede des Agamemnon (369–393): keine Hinweisung auf seine verstellte Aufforderung zur Flucht; nur der innern Zwistigkeiten wird gedacht; kein Wort des Dankes dem Odysseus, der doch Alles gerettet hat; dagegen überschwengliche Lobsprüche dem Nestor als Rathgeber; endlich unter schwerer Drohung Aufforderung zum Kampfe. Nun folgt das gemeinsame Mahl, Agamemnons Opfer und Gebet an Zeus, in welchem er auf die Eroberung Trojas am heutigen Tage zurückkommt. Dann die Rüstung und der Ausmarsch, was durch eine Reihe prachtvoller Gleichnisse geschildert wird, die aber alle nicht ursprünglich verbunden waren. — Daß der Katalog als ein Stück für sich zu betrachten ist, haben bekanntlich schon die alten Kritiker angenommen.

Jene Widersprüche und Schwierigkeiten, welche sich bei einfacher Betrachtung des Inhalts ergeben, lassen sich nicht durch bloße Aus-

scheidungen, sondern lediglich durch die Annahme lösen, daß hier zwei ursprünglich verschiedene, aber in vielen Stücken ähnliche Lieder von den Pisistraten zusammengeschweißt worden sind. Beide Lieder lassen sich mit einigen Versetzungen und Änderungen ohne große Mühe herausfördern; dieß im Einzelnen nachzuweisen, bleibt einer andern Gelegenheit vorbehalten. Hier muß es genügen, den Gang und Zusammenhang derselben im Allgemeinen anzugeben.

Im ersten Liede sendet Zeus einen Traum, den Agamemnon zur Rüstung aufzufordern. Agamemnon beruft eine Volksversammlung, erzählt den Traum und muntert die Völker zum Kampfe auf. Diese murren; Thersites leiht ihrer Unzufriedenheit Worte, wird aber von Odysseus bedroht und gezüchtigt, der nun als Vermittler einerseits die Griechen beim Agamemnon entschuldigt, andrerseits sie auch zum Kampfe aufruft. Aber den Ausschlag giebt Nestor, der an der Griechen Versprechen und des Zeus glückverheißenden Blitz erinnert. Daher wird er vorzugsweise von Agamemnon gelobt, der nochmals zur Einigkeit und Tapferkeit nachdrücklich auffordert. Darauf Mahl, Opfer, Rüstung, Aufmarsch.

Im zweiten Liede, welches nach schwerer Niederlage zu denken ist, fordert Agamemnon die versammelten Völker in vollem Feste zur Heimkehr auf; sie gehorchen und rüsten zur Abfahrt, sie wäre geschehen, wenn nicht Here die Athene gesendet, diese den Odysseus begeistert hätte. Dieser bringt die Fliehenden zurück und ermahnt sie zum Ausharren, indem er an das Wunderzeichen mit dem Drachen erinnert. Darauf beruhigen sich die Völker und sind zufrieden. Hieran konnte sich nun noch auf gleiche Weise Mahl, Rüstung und Auszug anschließen.

So hatten diese Lieder, selbst wenn wir sie uns möglichst selbständig und in der Ausführung getrennt annehmen, viele gemeinsame Züge. In beiden beruft Agamemnon eine Volksversammlung; in beiden hält derselbe eine Rede, in beiden spricht, rettet, braucht den Scepter Odysseus; in beiden wird ein Zeichen von Zeus erwähnt, beide endigen mit Rüstung und Ausmarsch, beide schließen sich mit Gleichnissen; beide endlich haben manche ähnliche Übergangs- und Schlußpunkte.

Daher konnten dann leicht beide Lieder wechſelsweiſe Stücke aus einander aufnehmen, und ſo mag denn ſchon der Anfang einer Verſchmelzung gemacht geweſen ſein, als die Redaction der Piſiſtratäer eintrat. Dieſen blieb nur die Wahl, entweder eins ganz zu caſſiren oder beide getrennt aufzunehmen, oder ſie zu contaminiren. Das Erſte unterließen ſie aus Ehrfurcht vor dem als homeriſch Überlieferten, das Zweite wegen der zu großen Ähnlichkeit und der Maſſe des Gemeinſamen; ſo blieb ihnen nur an das Dritte die letzte Hand anzulegen. Sie zogen die doppelten Reden des Agamemnon und des Odyſſeus, ſo gut es ging, zu Einer zuſammen, ſchoben die Lieder ineinander und um noch beſſer das Widerſtrebende zu einigen, ſetzten ſie aus der Traumerzählung des Agamemnon und ſonſtigen Centonen den Rath der Greiſe (53–86) hinein, wozu in 404–408 eine entfernte Veranlaſſung lag. Daß dabei mancher Vers und manches Versſtück weggeſchnitten worden, iſt ſehr glaublich.

Trotz der Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Verſtümmelung, wie übereinſtimmend, wie in ſich abgeſchloſſen iſt die Compoſition der beiden Lieder, welche wir durch die nothwendige Sonderung gewinnen. Wir nennen das eine ältere den Traum (Ὄνειρος), das andere, ſpäter nachgedichtete die Heerverſammlung (Ἀγορά).

Ob der Traum gerade die im vorigen Buche „angegebene Situation und Stimmung“ urſprünglich vorausſetzte, iſt trotz Vers 3 u. 4 mehr als zweifelhaft. Wenigſtens iſt ſonſt von Achilleus' Zorn nirgend die Rede, der ſonſt als Gegenſatz zu Zeus' Gunſt von Agamemnon wie gegen dieſen von Therſites zu erwähnen war. Zeus will Agamemnon zu einem „allgemeinen“ Sturme (πανσυδίη, V. 29) aufſtacheln, während offenbar weder er noch das Heer den bisherigen Erfahrungen gemäß dazu geneigt ſind. Es bedarf daher eines ganz außerordentlichen Mittels der Ermuthigung. Der homeriſche Zeus bedenkt ſich nicht zu einer ebenſo zeitgemäßen als wahrſcheinlichen Lüge zu greifen: das dünkt ihm „der beſte Rath!“ In Neſtors Geſtalt erſcheint „der verderbliche Traum“ – ein perſönlich dämoniſches Weſen – dem Kriegsherren und „als Zeus' Bote“ bringt er die wichtige Meldung, endlich ſei Here im Rathe der Götter durchgedrungen, ſie ſeien Eins,

und jetzt endlich werde die hohe Veste fallen. Agamemnon faßt die verderbliche Botschaft in allzu sanguinischem Glauben: noch am heutigen Tage — so wähnt der Thor — wird Priamos' Stadt erliegen. Mit mächtiger Stimme ruft er das Heer zur Versammlung. Das Gerücht, nicht minder „Zeus' Bote" als jenes Traumgesicht, treibt zu raschem Erscheinen. Eifrig, gespannt versammelt sich das Volk, und Agamemnon, noch voll der göttlichen Sendung, beginnt mit wörtlicher Wiederholung dessen, was sie ihm verkündet. Also Zeus will endlich Trojas Verderben,

„Der ja bereits viel Städten die ragenden Häupter gestürzt hat,
Und noch stürzen sie wird, denn sein ist die Kraft und die Herrschaft!"

Und welche Schande in alle Ewigkeit, wenn die Achäer unverrichteter Sache heimkehren wollten, die Achäer mit ihrer ungeheuern Überzahl: wollten sie in Fried' und Freundschaft zu Zehntschaften vertheilt von je einem Troer Wein schenken lassen, wie manche Zehntschaft würde des Schenken entbehren! Darum frisch zum Werke, und die Speere gewetzt, die Schilde gerüstet, die Rosse gefüttert, die Wagen geschirrt: denn heut gilt's zu streiten, bis Priamos' Stadt gefallen!

Aber das Volk theilt die Siegesgewißheit und Kampflust seines Kriegsherrn mit nichten. Eine bedenkliche Bewegung, den Sturmfluthen des Meeres vergleichbar, bemächtigt sich der Masse. Noch zwar halten sie sich auf ihren Sitzen, aber — es bedarf nur eines rechten Wortes, gesprochen von einem rechten Manne, und die Bewegung wird zur Empörung: offene Weigerung beantwortet den Aufruf zum Kampfe. Da erhebt sich zum Glücke des Königs — Thersites. Schon sein Name — etwa dem modernen „Wühlhuber" entsprechend — erinnert uns daran, daß wir es mit dem Urbilde des Demagogen zu thun haben, wie sich ihn die Aristokratie alter und neuer Zeit so gern denkt, so eifrig malt. Von seinem Geschlechte erfahren wir natürlich Nichts — als schlechter Mann hat er ja keines![4]) — Desto mehr von seinem Äußern: er gehört ja durch und durch zum „scrophulösen Gesindel!" Krummbeinig und an einem Fuße lahm, buckelig dazu und ein Spitzkopf — Pädagogen kennen auch ohne Kranioskopie diese unglückliche Formation — mit spärlichem Borstenhaar: welch' ein Gegensatz zu

den schönen, starken, schnellfüßigen, hauptumlockten Fürsten. Und dazu schimpft und kohlt er (ἐκολφα) ohne Maß und Ziel, allzeit bereit – nicht „wohlgemeinten Tadel", sondern – ungebührliche Schmähungen gegen die Könige auszustoßen. Natürlich, daß er darum dem Achilleus als dem schönsten und dem tapfersten, wie dem Odysseus als dem verständigsten und beredtesten der Fürsten am meisten verhaßt ist. Seine Rede gegen Agamemnon entspricht diesem Bilde: „Was begehrst du noch? Glänzend Metall und hübsche Weiber hast du die Fülle. Oder begehrst du solcher Waare mehr, sei es von mir, sei es durch eines Andern Dienst?"

„Memmen, verworfenes Pack, Achä'rinnen, nimmer Achäer!"

„Kehren wir heim, lassen wir ihn hier in Geschenken sich voll fressen, daß er unsern Beistand schätzen lernt."

So prahlt der Feigling, als ob er einer der Helden wäre. Damit ist sein und seiner Gegenrede Schicksal entschieden, das Gelüst zur Widersetzlichkeit, welches im Volke sich regte, ist im Keime erstickt, da es einen so verächtlichen Vertreter gefunden hat. „Die Leidenschaft der ungebildeten Masse wird durch Einschüchterung niedergeschlagen oder durch die Gewalt des Lächerlichen gebrochen." Was Thersites unwillkürlich begonnen, vollendet Odysseus' wohlberechnete Energie: „Du elender Schwätzer"; fährt er ihn an, „du willst allein es dir herausnehmen, mit den Königen zu hadern, du, der schlechteste Mann vor Troja? Du willst von Heimkehr reden? Unterstehe dich das noch einmal, und ich will nicht Telemachos' Vater heißen, wenn ich dich nicht mit schimpflichen Streichen aus der Versammlung scheuche." Gesagt, gethan: dem herben Worte folgt ein derber Schlag; der häßliche geprügelte Thersites macht ein so dummes Gesicht, daß er noch ausgelacht wird und die Billigung von des beliebten Fürsten kecker That, die von Mund zu Mund geht, bereitet am besten dessen einschmeichelnde Vermittlerrede vor. Denn der ist weit entfernt gegen das Volk in dem gleichen Tone fortzufahren, den er gegen den unberufenen Volksvertreter so glücklich angeschlagen hat: das Haupt schlagen, der Glieder schonen, ist von jeher gewandter Volksunterdrückung Praxis und Princip ge-

weſen. Schlau redet Odyſſeus den Atriden an und bedauert ihn, daß die Achäer ihn zum Schmachbedeckteſten der Sterblichen machen wollen: „Weinen ſie doch", ſo ſagt er in übertreibender Schilderung, „um die Heimkehr wie Weiber und Kinder. Freilich", entſchuldigt er dann das Volk gegenüber dem Kriegsherrn, „iſt's auch natürlich dieſes Heimweh: iſt's doch ſchon ſchwer Einen Mond durch Sturm und Wellen von ſeinem Weibe fern gehalten zu werden; und bei ihnen iſt es ſchon das neunte Jahr. Aber Schande wäre es gerade nach ſo langer Friſt mit leeren Händen heimzukehren. Darum alſo Ausdauer bis an's Ende!"

Die Rede hat gezündet. Die Gemüther ſind zu einer entſchiedenern Anſprache vorbereitet. Neſtor, durch Alter und Perſönlichkeit gleich ehrwürdig, verdammt in den ſtärkſten Ausdrücken alles bisherige Gerede, was ſich eher für Kinder als für Krieger ſchickt. Haben ſie doch mit Hand und Mund Verſprechen und Eidſchwur dem Kriegsherrn geleiſtet. Möge der alſo nach wie vor ſie zum Kampfe führen, unbekümmert um die ohnmächtige Oppoſition des Einen oder des Andern! Sie wollten doch ſehen, ob Zeus' Verſprechen eine Lüge ſei, da er ſelbſt einſt mit glückverheißendem Donner die Abfahrt der Achäer begleitet habe. Darum kein Gedanke an die Heimkehr, bis für Helenas Raub das Wiedervergeltungsrecht erſchöpft worden: denkt einer daran, wehe ihm! Agamemnon läßt den Achäern keine Zeit, über die kräftige Rede des Alten ſich zu beſinnen. An das wohlverdiente, lebendige Lob für ſein durchſchlagendes Wort ſchließt ſich der kurze Befehl an die Völker, ſich durch ein tüchtiges Mahl für den bevorſtehenden, ſchweren Kampf zu ſtärken, und zugleich die Todesdrohung wider den Säumigen.

Dem Heer, welches in vierfacher Steigerung von dem zweifelhaften Mißfallen zu energiſcher Kampfluſt umgeſtimmt worden, bleibt nichts übrig als durch donnernden Ruf ſeinen Beifall zu bezeugen. Ein feierliches Opfer vereinigt die vorzüglichſten Führer um Agamemnon, der in heißem Gebet den höchſten Zeus anfleht, die Sonne nicht eher zur Rüſte gehen zu laſſen, bis Priamos' Haus gefallen und Hektors Bruſt durchbohrt iſt. Ein Gebet freilich, deſſen Erfolgloſigkeit unſer Dichter noch ausdrücklich hervorhebt, um dann an die Schilderung des Opfer-

mahls noch zum Schluß die Rüstung und das feurige Anrufen des gänzlich umgestimmten Heeres anzuknüpfen.

Mit welcher Meisterschaft unser Dichter diese Umstimmung vom zweifelhaften Mißbehagen bis zur begeisterten Kampflust durchgeführt hat, ist uns hoffentlich klar geworden. Der Dichter dieses Liedes wußte offenbar aus Erfahrung, wie leicht es energischen und klugen Führern wird, die unerfahrene Menge zu leiten und zu bestimmen. Seine ganze Sympathie gehört jenen: er ist Aristokrat durch und durch, aber ebenso naiv: in seiner Vorstellung ist der plebejische Demagog nothwendig körperlich wie geistig ein Lump, ohne daß es ihm einfällt in bestimmter Formel diese Anschauung als Doctrin aufzustellen.

Dieß hat dagegen der Dichter des vierten Liedes gethan, welches wir

die Heerversammlung (Ἀγορά)

nennen. Er ist offenbar ein Nachahmer, der bei viel einfacherem Hergange durch Hervorhebung der einen Hauptperson, des Odysseus, den Vorgänger zu überbieten sucht. Eben deßhalb ist die vorausgesetzte Lage der Griechen eine ganz andere. Nach schwerer Niederlage läßt Agamemnon die Völker berufen, um ihnen unverhohlen einzugestehen, daß Zeus ihn getäuscht habe und nach neunjährigem fruchtlosen Ringen nichts übrig bleibe, als sofort die Flucht zu ergreifen. Die Rede zündet; Niemand wagt eine Einrede; Alles stürzt nach den Schiffen, sie zu sofortiger Heimfahrt zu rüsten, und diese wäre selbst wider des Geschickes Willen erfolgt, wenn nicht Here Athenen abgesendet und diese den bekümmert unthätigen Odysseus zu rasch eingreifendem Handeln begeistert hätte. Charakteristisch ist es, daß er sich erst das zu Anfang mit besonderem Nachdruck eingeführte Erbscepter des Agamemnon geben läßt, um es dann im Geiste des Wallensteinischen Wachtmeisters als Korporalsstock gegen die Männer des Volkes zu gebrauchen. Knapp und kurz ist bisher die Erzählung, desto bezeichnender die parallelen Reden, mit denen die Edeln einerseits, die Gemeinen andrerseits angelassen werden. Bei jenen heißt's: Es schickt sich nicht, daß du dich fürchtest wie ein schlechter Mann (d. h. wie ein Mann des Volks); du mußt dich selbst ruhig verhalten und die Andern in Ruhe

dazu halten. Weißt du doch nicht, wie es der Atride gemeint hat, und so ein großer König von — Zeus' Gnaden hat ganz eigene Gedanken. Noch deutlicher und daher unendlich oft angeführt lautet der Bescheid an den geprügelten Plebejer: er soll still sitzen und auf das Wort anderer, besserer Männer hören, denn er ist schwach im Kampfe wie im Rathe eine Null:

„Niemals werden wir All' hier König sein, wir Achäer:
Vielherrschaft bringt nimmer Gedeihn: nur Einer sei Herrscher,
Einer sei König, dem Zeus der Kronide das Scepter verliehen!"

So bringt er sie zurück in die Versammlung, wo er sie dann mit leichter Mühe durch das lebendig und ausführlich erzählte Wunder von den neun Spatzen, die der Drache gefressen, welches Kalchas so bestimmt gedeutet hat, zu Ausdauer und neuer Kampflust entflammt.

Man erkennt hier überall den späteren Nachahmer. Die Sendung Athenes an Odysseus erinnert an deren Auftreten im „Zorn", und nur jene royalistischen Gnomen und diese Erzählung des Spatzenorakels scheinen die Ursache gewesen zu sein, warum das sonst nicht gar bedeutende Gedichtchen aufbewahrt und wahrscheinlich lange vor der Schlußredaction der Peisistrateer mit dem Traume verschmolzen wurde.

4) Sechstes Lied.

Indem wir die Besprechung des fünften Liedes, welches den Schiffskatalog enthält, einem passenderen Platze vorbehalten, wenden wir uns zu dem sechsten Liede, welches wir in Übereinstimmung mit den alten Titeln, Ὅρκια oder Ὅρκιων σύγχυσις und Πάριδος καὶ Μενελάου μονομαχία,

den Bundesbruch oder das Parislied

nennen. Denn der letztere ist allerdings, wie sofort die Analyse zeigen wird, der eigentliche Held des Gedichts. Während in den bisherigen Liedern bei aller Einheit einer wohlgegliederten, sicher sich abschließenden Handlung der handelnden Personen mehrere ziemlich ebenbürtig auf die Bühne treten, um jene Handlung gleichsam abzuspielen, so beginnt das Parislied die Reihe derjenigen Poesieen, welche man Aristien (ἀριστεῖαι) oder Heldenlieder genannt hat. In diesen dreht sich die Handlung auch um einen einzigen Helden, dessen ganzer Charakter durch sein Handeln und Leiden fortschreitend entwickelt wird.

um den sich die übrigen Helden in angemessener Stellung gruppiren, um dem hervortretenden Wirken des Hauptheldens als bescheidene Solie zu dienen. So ist es mit Paris in unserm Liede. Es war ein kühner Gedanke, gerade den üppigen, weichlichen Urheber des ganzen Streites zum Mittelpunkt einer Dichtung zu machen. Unser Dichter hat diese Aufgabe mit einem gewissen Humor erfüllt; er hat dem Verführer in Helena ein seiner würdiges Opfer zur Seite gestellt, und über das schöne sündige Paar einen Zauber der Anmuth und Liebenswürdigkeit ausgegossen, daß wir am Ende darüber die furchtbar ernsten Folgen ihrer Leichtfertigkeit vergessen und ihnen all' ihre Sünden vergeben, wie die trojanischen Volksältesten wenigstens dem Paris.

Um wie viel mehr sind dazu die Troer geneigt, wie Hektor ihnen vorwirft, da ihr ganzes Auftreten mit Einem charakteristischen Zuge von dem Dichter in einer Weise uns gezeichnet wird, welche uns in Paris einen echten Vertreter seines Volkes erscheinen läßt. Das wirre Geschrei, mit welchem sie Kranichen gleich in's Blachfeld ziehen, im Gegensatze zu dem düstern Schweigen der „Kraft schnaubenden Achäer", entspricht demselben Gegenbilde, mit welchem an der Spitze jener Paris, an der Spitze dieser Menelaos zusammenstoßen, leichte Keckheit mit handfester Tapferkeit. Wir sehen auf der einen Seite Paris nur mit Pardelvließ und Bogen versehen kokett an der Spitze der Seinen voranschreiten, wir sehen ihn plötzlich erschreckt, mit klopfendem Herzen und bleichen Wangen, wie den Wanderer vor einer Schlange, so vor Menelaos zurückfahren, als dieser in grimmer Freude, dem Räuber seiner Ehre zu begegnen, in voller Rüstung vom Wagen herabspringt. Wir begreifen die leidenschaftliche Verwünschung, die dem „Unglücksparis", dem weibertollen Prahler Tod und Verderben an den Hals wünscht, weil seine Thaten so wenig seinem schönen Aussehen entsprechen, weil er wohl ein fremdes Weib zu entführen wußte, aber die Entführte nicht gegen den beleidigten Gatten zu vertheidigen wagt. Da würden ihm freilich die Leier und das Lockenhaar und die Schönheit — Gaben Aphroditens — wenig frommen! Wären die Troer nicht Wichte, längst hätten sie ihm „einen Rock von Stein angemessen!"

Was wird er antworten, der hart und gerecht Gescholtene, um

den Bruder und — uns zu versöhnen? Nichts zu seiner Entschuldigung. Nein, Hektor hat ihn mit Recht gescholten, mit dem er sich gar nicht vergleichen kann, denn sein strenger Sinn schneidet gar scharf, wie die geschliffene Axt des Schiffsbauers! Aber auf „seine Göttin" will er Nichts kommen lassen:

„Schilt mich nicht um die lieblichen Gaben der goldnen Kythere:
Sind doch die herrlichen Gaben der Götter nicht zu verachten,
Die sie von selber uns geben, und Keiner erwirbt nach Belieben!"

Wir ahnen, es ist das Vertrauen zu ihr, das unsern Weiberhelden plötzlich einen Entschluß fassen läßt, der selbst Hektors kühnste Erwartung übersteigen muß. Ein Zweikampf soll zwischen ihm und Menelaos entscheiden: dem Sieger soll die Schöne sammt ihren Schätzen zufallen, Friede und Freundschaft die Völker einigen.

Wie willkommen Allen dieser Vorschlag ist, zeigt die rasche bereitwillige Annahme von Seiten Hektors nicht minder wie des Menelaos. Dieser faßt den Kampf von der ernstesten Seite: es geht auf Tod und Leben! Natürlich, daß der schwer Getäuschte auch Gewähr für den Vertrag haben will, welche ihm die treulosen Söhne des Priamos nicht bieten können. Der alte König selbst soll erscheinen und das feierliche Bundesopfer darbringen. Mit Freuden legen die Völker die Waffen nieder, und obgleich Priamos über des Heroldes Bericht und Aufforderung „erschrickt", wagt er doch keine Widerrede. Er tritt in der Mitte beider Heere mit Agamemnon zusammen, welcher als der rüstigere der beiden Heeresfürsten die Opferthiere schlachtet, eine schaurige, in vierzeilige Strophen gefaßte Gebetsformel spricht und die Opfer schlachtet. Zeus wird angerufen, der herrlichste, größte, und Helios, „der Alles Irdische bescheint", und die Erde sammt den Flüssen, und die geheimnißvollen Mächte der Unterwelt, welche den Meineid strafen, und dann mit diplomatischer Genauigkeit der Inhalt des Vertrags wiederholt, welchem er aus eigener Machtvollkommenheit die erschwerende Bestimmung hinzufügt, daß die Troer im Falle von Menelaos' Siege ihm noch eine Buße entrichten sollen zu ewigem Gedächtniß. Auch dieser Zusatz erregt keinen Widerspruch, keine Weigerung. Agamemnon schlachtet die Lämmer und die Fürsten auf beiden Seiten gießen des Weins als Trankopfer, und von manchem Munde ertönt die dann

bei solchen Opfern stehend gewordene Verwünschung: „Wer zuerst den Eid bricht, dess Blut soll vergossen werden, wie hier der Wein vergossen wird!"

Das Opfer ist gebracht, dem kein fröhlicher Schmaus, sondern ein Kampf auf Tod und Leben folgen soll. Aber Priamos mag es nicht über's Herz bringen, dessen Verlauf zu schauen, der in Zeus' und der Götter Hände gelegt wird. Er entfernt sich, die geschlachteten Thiere — wohl zu spurloser Beseitigung — mit sich nehmend, und wie zu einem modernen Duell treffen Hektor und Odysseus als die Secundanten die nöthigen Vorbereitungen: sie bestimmen die „Mensur" und loosen, wer von den beiden Kämpfern „den ersten Wurf hat", während gleichzeitig von beiden Seiten das heiße Gebet zu Zeus emporsteigt, den wahrhaft Schuldigen als Opfer fallen zu lassen, die Andern in treuer Freundschaft zu versöhnen. Es ist ein Gottesgerichtskampf, dem wir entgegensehen.

Er scheint für Paris günstig ausfallen zu sollen. Sein Loos springt heraus: er hat den ersten Wurf. Aber zuvor muß sich der Bogenschütz wappnen von Kopf bis zu Fuß. Auch sein Gegner hat sich fertig gemacht, und mit grimmen Blicken treten sie einander gegenüber, die Spieße erhoben. Staunen ergreift das Volk umher; auch unsere Spannung erreicht den höchsten Gipfel. Aber unsere Erwartung wird lustig getäuscht: kein Tropfen Bluts soll nach all' den furchtbaren Vorbereitungen fließen, wie — mag der alte humoristische Dichter uns die Vergleichung verzeihen — bei so mancher „Paukerei" unserer Musensöhne.

Alexandros entsendet zuerst den Spieß. Doch machtlos mit umgebogener Spitze prallt er an Menelaos' Schilde ab. Ein neues Gebet läßt der seinem Wurfe vorangehn: Zeus soll ihm zu gerechter Rache verhelfen, eine Warnung für die spätesten Nachkommen, Gastlichkeit und Liebe mit arger List zu vergelten. Und der Wurf ist der guten Sache würdig. Der Spieß fährt durch Schild und Panzer und Leibrock, aber — der gewandte Freund Aphroditens beugt sich zur Seite und ist gerettet. Menelaos stürzt auf ihn los, das rasch gezogene Schwert schmettert er mit wuchtigem Hiebe auf den Helm des Feindes,

aber in drei, vier Stücken springt ihm die Klinge auseinander, daß der arme Betrogene in begreiflicher bitterer Klage mit Zeus hadert, dem ärgsten der Götter. Und einen letzten, den dritten Versuch wagt er. Er packt den Wehrlosen beim Schopfe, wenn auch vorläufig nur des Helmes, und so schleppt er ihn hinüber zu den Seinen. Paris hat seit seinem verfehlten Wurfe jeden Widerstand aufgegeben; das Sturmband preßt und würgt ihn. Noch ein Augenblick, und Menelaos' Ehre ist durch die schmähliche Gefangennahme seines Feindes von aller Schmach gereinigt. Aber Aphrodite verläßt ihren Paris nicht. Das Sturmband reißt, und der betrogene Arzt seiner Ehre hat nur den leeren Helm in der Hand, und als er nochmals zum Spieße rennt, so entrückt Aphrodite „leicht, wie eine Gottheit" den Liebling und versetzt ihn auf das Schlachtfeld, wo er Held und Meister ist, in das eheliche Schlafgemach. Nicht bloß gerettet soll er werden, sondern in dem Momente des Liebesgenusses der Schönsten theilhaftig werden, wo der verlassene geprellte Ehemann sie von Gottes und Rechts wegen sich wieder erobert hat. Das ist die Ironie — nicht des Schicksals, sondern der Liebe in alter und neuer Zeit, in Wahrheit und Dichtung: ja wohl sie vertheilt nur zu oft ihre Gaben nicht nach Verdienst, sondern nach blinder Wahl, nach blindem Wahn.

Unser Dichter überläßt vorläufig den armen Menelaos seinem nicht beneidenswerthen Staunen, um uns zuvörderst Aphroditen ihr Werk vollbringen zu lassen. Götter thun nichts halb. Eine geschäftige Kupplerin eilt sie in Gestalt der alten lakedämonischen Lieblingsmagd — die doch wohl vielleicht auch einst die Gelegenheitsmacherin abgegeben — auf den Thurm, wo Helena unter den übrigen Frauen sitzt. Gar verlockend klingt das Wort der versuchenden Göttin: Paris läßt sie rufen, von Schönheit glänzend, nicht als käme er vom Kampfe, nein als ginge er zu Tanze. Und das Weib verspürt wohl Lust zu folgen, doch sie erkennt die Göttin, und so muß sie doch ein wenig sich zieren und ihr zeigen, daß sie — auch eine Zeustochter und das schönste Weib auf Erden — mit der Göttin der Schönheit und Liebe auf gar vertraulichem Fuße sich fühlen darf. „Wozu die neue List?" lautet ihre kecke Entgegnung. „Willst du mich etwa noch weiter fortführen,

zu einem andern deiner Lieblinge, jetzt eben, da mich Menelaos von Alexandros zurückgewonnen hat? Ei so laß du doch Himmel und Götter fahren und setze dich zu ihm und hege und pflege ihn, bis er dich zu seiner Frau oder seiner Magd macht! Ich gehe nicht zu ihm: wäre es doch auch eine Schande für mich vor all' den Troerinnen hier!" Die letzten Worte deuten wohl den Hauptgrund an, warum die Schöne der Einladung der Göttin nicht gefolgt ist. Diese versäumt daher auch nicht Helena vor deren indiskreten Blicken zu schützen, nachdem sie dieselbe mit Androhung ihres Zornes — der so ungeheuer sein wird wie jetzt ihre Liebe — rasch zum Gehorsam gebracht hat. Ja die Göttin liebt beide, weil sie so ganz die Ihrigen sind; sie hält es nicht unter ihrer Würde in Magdgestalt den Sessel hinzusetzen, auf dem Helena an Alexandros' Seite sich niederläßt. Gar köstlich läßt Helene halb spöttisch, halb mitleidig den doch „lieben Mann" an: „Bist du wieder da aus dem Kampfe? Wärst du doch dabei umgekommen, von meinem ersten Manne gefällt! Hast du doch immer geprahlt, stärker zu sein als er! Willst du ihn nicht noch einmal herausfordern? Doch nein, ich rathe es dir nicht, es könnte dir das Leben kosten!" Das macht unserm Paris wenig Kummer, mit derselben Sorglosigkeit wie oben dem Hektor antwortet er der Gattin: „Ach, laß das Schelten! Heut hat Menelaos gesiegt mit Athenes Hülfe, morgen siege ich; denn auch uns stehn Götter zur Seite! Laß uns lieber der Liebe gedenken; so reizend wie heut bist du mir noch nie erschienen." Und sie folgt willig dem Gatten, während der unglückliche Menelaos „wie ein Löwe" nach dem plötzlich Verschwundenen sucht, den ihm die Troer gern ausgeliefert hätten, wenn sie ihn gehabt hätten.

Also sie sind bereit den Vertrag zu halten, und ohne Widerspruch verkündet Agamemnon den Sieg des Menelaos und verlangt die Auslieferung Helenas, in dem Augenblicke, wo sich ihr besiegter Entführer mit seiner Göttin Hülfe wieder in ihren Besitz gesetzt hat. Aber dieser Besitz muß ihm gesichert, der eben geschlossene Vertrag muß gebrochen werden. Und da die Menschen einig sind ihn zu halten, so müssen die Götter selbst eingreifen. So führt uns der Dichter in ihre Versammlung, wie sie da thronen im goldenen Saal und aus Hebes

Händen die Nektarschale empfangen. Aber es ist dieselbe Atmosphäre heiterer ja etwas leichtfertiger Ironie, die uns hier begegnet. Zeus will Ilions Verderben, aber mit lustigem Necken schiebt er Gattin und Tochter die Initiative zu. Nichts aufreizender als diese scheinbar so ruhig hingeworfenen Äußerungen: „Zwei Göttinnen sind immer dem Menelaos beizustehen geneigt, aber sie bleiben ruhig sitzen und sehen vergnüglich zu, während Aphrodite den Andern — er wird nicht einmal genannt — vom Tode rettet. Nun, der Sieg gehört Menelaos, und es gilt jetzt zu entscheiden über Krieg oder Frieden. Ich denke, wenn's Allen genehm ist, es bleibt beim Frieden." Beide fühlen den Spott. Athene hält an sich, aber Here bricht los, und in bittern Worten klagt sie den Kroniden an, wie er nur einen solchen Gedanken hegen, all' ihre Sorgen und Mühen zu nichte machen könne. Er widersteht ihrem Zorne nicht, obgleich er sein Befremden darüber ausspricht und ihn gar lebendig abschildert:

„Könntest du roh sie verschlingen, den Priamos, Priamos' Söhne,
Und die anderen Troer; dann könntest des Zorns du genesen!"

Aber nicht umsonst will er ihr die liebe, fromme Stadt Preis geben. Es ist hier in verhängnißvoll tragischer Bedeutung eine Übereinkunft, wie sie auch im alltäglichen Leben nur zu oft vorkommen, wie sie daher der Volkswitz in der bekannten Schnurre von den beiden Fuhrleuten gezeichnet hat, deren Einer zum Andern sagt: „Schlägst du meinen Juden, schlag' ich deinen Juden!" Auch Here hat Städte, welche sie liebt; giebt Zeus Ilion ihrer Rache Preis, so mag sie auf jeden Widerstand verzichten, falls er seinerseits auch eine von jenen verderben will. Aber bitterer Ernst ist's der Götterkönigin: sie hat drei Lieblingsstädte, Argos, Sparta und Mykene, die mag Zeus vertilgen, beliebt's ihm, aber dafür auch ihren Willen erfüllen, die als seine Schwester und Gattin ihm mächtig zur Seite steht. Bedeutungsvoll gewiß nach des Dichters Intention ist dieser Vertrag. Es liegt darin die auch sonst hervortretende Meinung, daß der trojanische Krieg der Höhe-, aber auch der Wendepunkt des heroischen Zeitalters ist, und daß die Nachkommen des Agamemnon und Menelaos für die Siege ihrer Ahnen durch ihr Unterliegen vor der dorischen Lanze büßen mußten.

Here, der Zustimmung ihres Gemahls gewiß, hat zugleich schließlich das Mittel angegeben, den Vertrag zu nichte zu machen. Athene soll niedersteigen und die Trojaner zu seinem Bruche zu verführen suchen. Zeus wiederholt diesen Vorschlag als bestimmten Befehl an die nur zu bereitwillige Göttin. Ohne Weiterung, ohne Antwort schießt sie nieder zur Erde wie ein feuriges Meteor, daß bange Ahnung in beiden Heeren laut wird. In Gestalt des Antenoriden Laodokos — das ganze Geschlecht des Antenor ist treulos und den Griechen besonders feindselig — tritt sie Pandaros an, den Lykier, der als Bogenschütz nicht minder wie in leichtfertiger Sinnesart als ein Geistesverwandter unsers Haupthelden, des Paris, erscheint. Ihrer höchst frivol begründeten Aufforderung, dem Menelaos einen Todespfeil zuzusenden, dadurch den Troern und dem Alexandros einen Gefallen zu thun und von Letzterem sich Lohn zu verdienen, folgt er unbedenklich, aber nicht in überstürzender Eile, er trifft all' seine Anstalten mit besonnener Ruhe, er wendet sich auf Athenes Rath selbst an seinen Gott, den bogenberühmten Apollo, mit Gebet und Gelübde, um die Wirkung des Schusses zu sichern. Athenes Schutz ist wahrlich von Nöthen, das Leben des sorglosen Siegers zu retten. Wie eine liebende Mutter von dem schlummernden Kinde die Fliege abwehrt, so schützt sie ihn vor der Spitze des Pfeiles; nur so weit darf sie den Helden verletzen, damit er zur Constatirung des Bundesbruches einige Tropfen Blutes vergieße. Gar schön ist dann der Schreck des Heeresfürsten, des Getroffenen, geschildert, wie Ersterer in rührende Klagen um den Bruder ausbricht, dessen Tod er voraussetzt, ohne an Zeus' Gerechtigkeit dem treulosen, eidbrüchigen Feinde gegenüber zu zweifeln, während Menelaos rasch wieder zu sich kommt und mit kurzen, kundigen Worten den Bruder beruhigt. Die rasche Pflege und Heilung der leichten Wunde durch den sofort beschiedenen Machaon bildet den natürlichen Schluß unseres Liedes im Gegensatze zu seinem besiegten aber glücklicheren Gegner. Damit ist das Lied von Paris' und Menelaos' Zweikampf und von dem ebenso rasch geschlossenen als gebrochenen Bunde abgeschlossen.. Ein jeder Versuch nach solcher That ihn aufrecht zu erhalten, sei es von Seiten der Troer, sei es von Seiten der Griechen,

ist dem heroischen Geiste fern und würde die poetische Einheit unseres Gedichtes gestört haben. Ein moderner Dichter würde vielleicht den Hektor zur Lösung des „Mißverständnisses" einen Versuch machen lassen. Darum nur in zwei Worten die Kunde, daß die Reihen der Troer heranrücken und auch die Andern wieder zu den Waffen greifen.

5) Siebentes Lied.

Einen ganz andern Charakter trägt das siebente Lied, welches wir

die doppelte Musterung

nennen wollen. Der Dichter hat nicht sowohl die einzelne That eines einzigen Helden verherrlicht; er hat sich vielmehr die Aufgabe gestellt, uns eine Anzahl der ersten griechischen Heerführer nach ihren äußern und innern Eigenthümlichkeiten lebendig abzuschildern. Das Gedicht hat in dieser Beziehung eine gewisse Ähnlichkeit mit „Kaiser Karls Meerfahrt" von Uhland. Aber wie einfach, ja einförmig ist die Composition des modernen Gedichts gegenüber der bunten dramatischen Scene, welche der antike Dichter uns vorführt. Dort charakterisiren sich die einzelnen Paladine jeder durch eine fast gnomisch lautende, durch keine besondere Veranlassung, sondern nur durch die gemeinsame Noth hervorgerufene Äußerung, die nichts Anderes als ein abgerissenes Selbstgespräch ist, während Kaiser Karl Nichts spricht, aber handelt. Wie ganz anders entfaltet sich das kleine, gleichsam zweiactige Drama, in welchem eine nicht minder reiche Fülle von Gestalten handelnd, redend und — schweigend vor unsern Augen auftreten!

Die Einleitung ist, wie so oft, rasch und führt uns „mitten in die Sachen" hinein. Iris in Gestalt einer Freundin ruft Helena vom Webstuhl ab, um das große Wunder zu schauen: einen plötzlichen, thatsächlichen Waffenstillstand nach früheren schweren Kämpfen. Einen solchen mußte unser Dichter voraussetzen, um die Musterung ruhig von Statten gehen zu lassen. Er hat es nicht für nöthig gehalten, diesen Waffenstillstand weiter zu motiviren. Es ist die Ruhe vor dem neubeginnenden Sturme, sie haben nur einen Augenblick halt gemacht[5]), um sich vor dem bevorstehenden Zusammenstoße zu verschnaufen, zu sammeln und zu ordnen. Es ist der erste, seitdem die Griechen sich mit den Waffen

die Landung erkämpft hatten. Das ist die Situation, die unser Gedicht voraussetzt: die Widersinnigkeit, daß Priamos im zehnten Jahre des Krieges die Hauptführer des Heeres nicht kennen soll, leuchtet Jedermann ein, den nicht der Wahn der Einheitsphantasie verblendet.

Helena — doch hören wir den deutschen Dichter unsere Scene schildern:

„Als ich einst bei Salamanka
Früh in einem Garten saß
Und beim Schlag der Nachtigallen
Emsig im Homeros las,
Wie in glänzenden Gewanden
Helena zur Zinne trat
Und so herrlich sich erzeigte
Dem trojanischen Senat,
Daß vernehmlich der und jener
Brummt' in seinen grauen Bart:
«Solch' ein Weib ward nie gesehen;
Traun, sie ist von Götterart».“

Der moderne Dichter — wie immer Gleiches von Gleichem erkannt wird — hat die Meisterschaft wohl erkannt, mit welcher der alte Poet durch Einen Zug unsere ganze Phantasie, Alles was wir je von edeln Frauen Schönes und Anmuthiges erschaut haben, wach ruft. Was hat die romantische Poesie seit Ariosto bis auf unsere Tage an Rosenduft und Lilienweiß Alles aufgebraucht, wie hat sie mit und ohne Geschmack, mit und ohne Lüsternheit alle Farben verwendet, uns ein schönes Weib vom Scheitel bis zur Sohle abzuschildern. Und wer wäre nicht längst gegen all' diese papiernen Rabenlocken und Vergißmeinnichtaugen u. s. w. schon seit langen Jahren völlig abgestumpft? Der alte Dichter läßt uns die Schönheit selbst schauen, selbst empfinden, indem er uns ihre höchste Wirkung vorführt. Die ehrwürdigen Volksältesten sind es, die längst mit der Kampflust auch andern Regungen haben entsagen müssen; die unterbrechen ihre eifrige Unterhaltung, die sie gemüthlich da oben, wie Cicaden auf Bäumen, auf ihrem Thorthurme führen, die sprechen jene unsterblichen Worte:

„Nein, es ist doch ganz Recht, daß die Troer und ehrnen Achäer
Solch' einem Weibe zu Lieb langwierige Leiden erdulden:
Gleicht sie doch wirklich den ewigen Göttinnen, wenn man sie anschaut!“

Nicht anders denkt auch der mildfreundliche Priamos, als er „die liebe Tochter" einladet, sich zu ihm zu setzen und ihm vor allen jenen schönen Mann von königlichem Anstande zu nennen. Er hat errathen, was in ihrem Innern vorgeht, indem er zugleich das schonende Wort an sie richtet, nicht sie, nein die Götter seien ihm Schuld an dem thränenvollen Streit. Sie beginnt mit dem Bekenntniß tiefer Reue, daß sie nicht einst lieber in den Tod als mit seinem Sohne gegangen sei; dann folgt der Bescheid: Agamemnon selbst ist's, der weitgebietende:

„Beides ein trefflicher König zugleich und ein mächtiger Kämpe",

also das wahre Musterbild eines „Kriegsherren, wie er sein soll". Das erkennt auch der königliche Greis an: er preist den Gegner glücklich, daß er über so viele streitbare Schaaren gebiete, wie er in seinem Leben nicht beisammen gesehen. Seine zweite Frage gilt einem Manne von etwas niedrigerem aber breitem gedrungenen Wuchse, der, wie ein Leitbock die Heerde, die Reihen der Seinen durchschreitet. Helena bezeichnet ihn kurz als den vielgewandten Odysseus von Ithaka, der aller Ränke und Listen voll ist. Aber desto ausführlicher schildert ihn Antenor, der ihn und Menelaos einst als Abgesandte bewirthet hat. Er schwelgt gleichsam in der Erinnerung an die Redegewalt des Odysseus. Während Menelaos kurz und bündig seine Meinung aussprach, stand Odysseus erst da, die Augen fest auf den Boden geheftet, den Stab fest in die Hand geklemmt: man war versucht, ihn für einen Tropf, für einen Thorenbuben zu halten:

„Aber sobald ihm tief aus der Brust die gewaltige Stimme
Strömt', und die Fülle der Worte den Flocken des Winters vergleichbar,
Dann maß wohl kein anderer Sterblicher sich mit Odysseus".

Der dritte Held, nach dem Priamos fragt, ragt an Haupt und Schultern hervor; er hat ein rein körperliches Übergewicht. Ajas ist's, „der Hort der Achäer", wie Helena berichtet, die dann noch ungefragt über den Kreterfürsten Idomeneus Bescheid giebt, um dann mit einer gewissen Befremdung auszusprechen, daß sie ihre Brüder nicht sieht, Castor und Polydeukes. Sehr natürlich freilich, da sie längst in der Heimath die Erde birgt, belehrt uns der Dichter, der auf diese Weise seine „Mauerschau" fein und ergreifend abbricht. Weitere Fragen

des Priamos sind dadurch stillschweigend abgelehnt: er wird die arme Tochter nicht fürder beschweren, deren Gedanken bei den Ihrigen weilen.

Dafür versetzt uns der Dichter an Agamemnons Seite, der uns bereits in seiner hohen, königlichen Persönlichkeit vorgeführt worden. Wir begleiten ihn auf der Musterung seiner Schaaren, deren Massen Priamos' Staunen erregt haben. In ähnlicher Weise wie in der „Heerversammlung" den Odysseus, hören wir hier den Agamemnon, wie er einerseits die Streitlustigen mit dem Hinweis auf Sieg und Beute befestigt, andrerseits die Saumseligen durch die Vergleichung mit flüchtigen Hirschkälbern anspornt. Auf diese allgemeinen als wiederkehrend gedachten Reden folgen seine besondern der Individualität der einzelnen Heerführer angemessenen Mahnungen. Er trifft zuerst auf Idomeneus, den zuletzt von Helena genannten. Seine Schaaren rüsten zum Kampfe; er im Vordertreffen, sein getreuer Meriones in den hinteren Reihen treiben die Ihrigen, die schon begonnene Rüstung zu vollenden. In verbindlichen Worten erinnert ihn Agamemnon daran, wie er ihn im Kriege werth halte nicht minder als beim Fürstenmahle, um daran die Mahnung zu knüpfen, so solle er denn, wie er es früher gelobt, in den Kampf gehen. Der bescheidene Krieger hat darauf nur die einfache Erwiderung, er werde seinem Worte getreu ihm ein gar lieber Genosse sein; der König möge nur die Andern mahnen ein Gleiches zu thun. Dann trifft er auf die beiden Ajas. Diese sind noch beschäftigt sich zu wappnen, aber hinter ihnen wimmeln bereits, „schwarz wie eine Wetterwolke", ihre dichtgedrängten, von Schild und Speeren starrenden Schaaren. Auch über sie freut sich Agamemnon: sie braucht er nicht zu mahnen, dächten Alle wie sie, längst hätte Priamos' Stadt ihnen sich gebeugt. Es ist charakteristisch, daß er auf dieß überschwengliche Lob eine Antwort weder erhält noch erwartet. Das entschiedenste Gegenbild dieser Schweigsamkeit, die so viel errathen läßt, bildet der „helltönende Redner der Pylier". Aber nicht eitle Worte richtet er an die Seinen, indem er sie ordnet, die Reisigen in's erste Treffen, die Masse der Fußknechte dahinter in die Reserve. Die Wagenkämpfer sollen in geschlossener Linie — nicht vereinzelt — vorgehen und mit dem Stoße — nicht mit dem Wurfe —

der Lanze den Feind angreifen. So haben's unsre Altvordern gemacht und mit gutem Erfolge, versichert er. Es war eine geniale Idee unsers Dichters, das Princip der dorischen Hoplitenphalanx, geschlossenes, gleichmäßiges Vordringen mit energischem Gebrauche des Handspießes, auf seine Wagenkämpfer zu übertragen. Die übrigen Dichter der Ilias haben diesen taktischen Gedanken fallen lassen, aber der große Alexander hat ihn mit seinen macedonischen Rittern in den Entscheidungsschlachten verwirklicht, welche das Perserreich zertrümmerten. Natürlich, daß Agamemnon den Wunsch ausspricht, daß die Körperkräfte des Greises seinem Geiste entsprechen, daß ein Anderer ihm die Bürde des Greisenalters abnehmen möchte! Das erweckt in der grauen Heldenbrust die Erinnerung an die Erfolge seiner Jugendzeit, auf die er jetzt verzichten muß. Aber mit Wort und Rath wird er trotz alledem fortfahren seine Reisigen zu führen! So bildet Nestor gleichsam den Gegensatz zu Priamos und seinen Ältesten, die eben nur zu schwatzen verstehen.

Aber er bildet auch gleichsam den höchsten Gipfel der von Agamemnon anerkannten Führertüchtigkeit. Bei einer Musterung, wie sie sein soll, kann nicht bloß Lob, es muß auch Tadel ausgesprochen werden. Der erste trifft Odysseus, dem der Athener Menestheus beigegeben ist, vielleicht erst von der attischen Redaction. Seine Kephallenier haben noch nichts von dem nahenden Schlachtlärm vernommen; müßig stehen sie noch da, ihr Fürst unter ihnen. Dafür trifft Agamemnons Strafrede jene beiden nicht gar fein: zu essen und zu trinken verstehn sie unter den Ersten beim Königsmahle, aber jetzt, wo es gilt, da beben sie scheu zurück und sähen es gern, wenn zehn andere Sturmhaufen vor ihnen den Angriff begönnen. Unwillig weist Odysseus den leeren Vorwurf zurück: Agamemnon solle bald sehen, wie „Telemachos' Vater" unter den Vorkämpfern sich zu tummeln wisse. Der König hat's freilich nicht so ernstlich gemeint: er kennt seine Leute und unter Hinweisung auf zukünftige Sühne nimmt er das Scheltwort zurück. Lebendiger, leidenschaftlicher wird der Zusammenstoß mit Diomedes und Sthenelos, welche Agamemnon ebenfalls noch in völliger Ruhe antrifft. Seine lange Rede muß des Ersteren Ehrgefühl auf das empfindlichste verwunden. Feigheit wirft er ihm in den stärksten Ausdrücken vor;

nicht würdig sei er des Vaters Tideus, der einst im friedlichen Wettkampfe die gesammten Kadmeionen besiegt und im blutigen Ernste — Einer gegen zwei und fünfzig — bestanden habe. Aber der bescheidene Held schweigt in Ehrfurcht vor dem hohen Könige. Ja, er thut noch mehr. Als Sthenelos mit naivem und wohlberechtigtem Selbstgefühl das kecke Wort:

„Traun, wir rühmen uns stärker zu sein als unsere Väter!"

im Hinweis auf das von ihnen, nicht von jenen eroberte Theben gerechtfertigt und den Heeresfürsten Lügen gestraft hat, da heißt Diomedes den Freund schweigen: sei es doch dem Agamemnon nicht zu verargen, wenn er die Achäer zum Kampfe aufrufe. Denn sein ist der Ruhm, wenn die Achäer siegen, sein der Gram, wenn sie erliegen. Und so schwingt sich der Held rasselnd vom Wagen, um sich zum Kampfe zu bereiten. —

Die künstlerische Composition dieses Liedes wird Niemandem verborgen geblieben sein. Es schildert namentlich durch die Wirkung der Contraste und Steigerungen. Zuerst die beiden Fürsten: auf der einen Seite der milde Greis, der selbst die schöne Sünderin tröstet als „schuldlos" an dem unsäglichen Elend, welches sie über ihn und die Seinigen gebracht hat; auf der andern der gewaltige Kriegsherr, „jeder Zoll ein König", der selbst seine tüchtigsten Führer mit scharfer Rede zu spornen kein Bedenken trägt, und wiederum jener rüstige und kriegserfahrene Alte von Pylos, der noch bejahrter als Priamos die Schaaren zur Schlacht ordnet, während dieser müßig vom Thurme herab auf sie herabschaut. Dann die Abstufung in Lob und Tadel, jenes gegenüber dem bescheidenen Idomeneus, dem wortkargen Ajas, dem redseligen Nestor, dieses dem entschieden ablehnenden Odysseus, dem prahlerisch aufbrausenden Sthenelos, dem rücksichtsvoll vermittelnden Diomedes in mannigfacher Färbung gespendet.

6) Achtes Lied.

Der zuletzt genannte ist der Einzelheld des folgenden achten Gedichts, welches schon im Alterthume mit bestem Rechte den Namen von

Diomedes' Heldenthum (Διομήδους ἀριστεία)

führte. Es ist von den verschiedenen Aristeien weitaus das bedeutendste und künstlerisch abgeschlossenste. In naturgemäßer spannender Steigerung führt es uns die Verherrlichung des frommen Helden durch seine Göttin, die gewaltige Athene, vor. Es gliedert sich gleichsam in vier verschiedene Acte mit einem Vorspiel.

Das Vorspiel schildert uns in ähnlicher Weise wie es im Parisliede geschehen, das Anrücken der beiden Heere. „Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen" rücken die festgeschlossenen, waffenblitzenden Gewalthaufen der Danaer an; laut ertönt nur die Stimme der Führer, lautlos folgen die Andern, während das wirre Geschrei der buntgemischten, in Sprache und Mundart verschiedenen Schaaren der Troer an das vielstimmige Blöken einer unermeßlichen Schafheerde nicht zu großartig erinnert. Aber Ares erregt sie, wie Athene die Andern; und Furcht und Schrecken sammt der entsetzlichen Eris selbst walten über beiden, sodaß der erste Zusammenstoß ein gar furchtbarer ist und mit Blut und Leichen den Boden bedeckt. Wäre es Einem beschieden gewesen, unversehrt an Athenes Hand mitten durch das Schlachtgetümmel zu schreiten, er hätte sich daran ersättigen mögen.

Aber noch mehr ist Diomedes beschieden. Athene — und damit beginnt der erste Act unsers Dramas — erfüllt ihn mit Muth und Kraft, sie läßt ihm von Helm und Schild eine hellglühende Lohe lodern — wie Gleiches die altdeutsche Sage von ihrem Dietrich erzählt, wenn er in höchster Kampfeswuth entbrennt — und so stürzt sie ihn mitten in das dichteste Kampfgewühl. Noch ist er sich des Beistandes der Göttin unbewußt. Sein glücklicher Einzelkampf mit den beiden Söhnen des Hephästospriesters Dares — der eine fällt, der andere giebt in feiger Flucht Roß und Wagen preis — erschüttert zuerst die Troer. Ihm freie Bahn zu verschaffen, entfernt Athene den mordlustigen, wilden Ares aus der Schlacht: ihr Vorschlag, beiderseitig die Kämpfenden Zeus' Entscheidung zu überlassen, findet bei dem leicht bestimmbaren Gesellen ein sofortiges Gehör. Die nothwendige Folge seiner Entfernung ist das sofortige Weichen der Troer, welches eine Anzahl ihrer Kämpen den verfolgenden Führern der Griechen preis giebt.

Sechs derselben erlegen Jeder seinen Mann. Agamemnon beginnt den Reigen: er rennt dem gewaltigen Odios, dem Anführer der Alizonen, seine Lanze durch Rücken und Brust. Idomeneus stößt Boros, der aus dem fruchtbaren Ackerlande Tarne gekommen, durch die rechte Schulter. Den gewaltigen Jäger Skamandrios, den Zögling der Artemis, durchsticht auf seiner Flucht Menelaos, wie sein Bruder den Odios, von hinten, — trotz Artemis, trotz seiner Schützenkunst. Einer noch schmählicheren Wunde von Meriones' Hand erliegt Pherekles, Athene's Liebling, der einst dem Alexandros jene verderblichen Schiffe gezimmert, des Krieges Anfang. Einem Bastardsohn Antenors schießt Meges den Speer durch den Nacken, daß er zwischen den Zähnen herausfährt. Eurypylos endlich haut dem Sohne des gleich einem Gotte hochgeehrten Skamandrospriesters den Arm vom Rumpfe. Aber was sind all' diese Einzelerfolge gegenüber den Großthaten des Einen Diomedes! „Man weiß nicht, gehört er zu den Troern oder zu den Achäern." Also stürmt er durch's Blachfeld, die Reihen der Troer durchbrechend, dem wilden Bergstrom gleich, der vom Regen geschwellt Brücken und Dämme zerreißt und fortschwemmt.

Da unterbricht Pandaros' sicherer Pfeil seine Siegeslaufbahn, und das Frohlocken des Schützen, daß „der beste der Achäer" auf den Tod getroffen sei, ruft die Troer zu neuem Streite. Kurz ist die Freude. Nur einen Augenblick weicht der Gewaltige aus dem Gewühle, um durch die Hand seines getreuen Sthenelos das feindliche Geschoß sich aus der Schulter ziehen zu lassen. Und dann wendet sich der fromme Held um Hülfe an Athene, die schon ihm wie seinem Vater zur Seite gestanden: vor Allem darum fleht er, daß sie ihm den prahlerischen Gegner in den Wurf bringen möge. Die Göttin erhört ihn über sein Flehen hinaus. Nicht genug, daß sie ihn leiblich herstellt und kräftigt, leibhaftig erscheint sie ihm, ihm mitzutheilen, daß sie ihn mit des Vaters Stärke ausrüstet und ihm von den sterblichen Augen den Nebel genommen, so daß er zu unterscheiden vermag, ob Gott, ob Mensch im Kampf sich ihm entgegenstellt. Sie ahnt, daß seine übermenschlichen Thaten ihn in Versuchung führen werden, einem Gotte im Streite zu begegnen. Darum ihre Weisung, nicht mit Göttern zu kämpfen, nur

Aphroditen mag er vorkommenden Falls „mit spitzigem Erze durchbohren".

Damit beginnt der zweite Act des blutigen Dramas. War Diomedes schon früher von Kampfeswuth ergriffen, so faßt ihn jetzt dreifältige Stärke: wie ein Löwe, durch die leichte Wunde nur gereizt, nicht bewältigt, unter den Schafen wüthet, so Diomedes von Neuem unter den Troern. Vier Brüderpaare, darunter die einzigen spätgebornen Söhne des greisen Phänops und zwei Söhne des Priamos fallen unter seinen „unnahbaren Händen". Da beschließt Äneias seinem Wüthen eine Grenze zu setzen. Er wendet sich an Pandaros und fordert diesen auf, seinen Pfeil auf diesen Unhold zu entsenden, wenn es nicht etwa gar ein den Troern feindseliger Gott ist, der also wüthet. Aber Pandaros hat ihn wohl erkannt: es ist Diomedes, doch mag ein Gott ihm zur Seite stehen, der bereits die Wirkung seines ersten Pfeiles von jenem gewendet zu Nichte gemacht habe. Dieser Mißerfolg macht den Schützen so mißmuthig, daß er in bittere Klagen ausbricht. Warum hat er auch aus übel angebrachter Schonung seine trefflichen Rosse daheim gelassen und sich dadurch der Möglichkeit des ritterlichen Lanzenkampfes beraubt? Wozu hat er auf die elende Bogenwaffe sich verlassen, die ihn so schmählich im Stich läßt? Ja gewiß, kommt er glücklich heim, so wird er sie zerbrechen und verbrennen!

Aber er soll nicht heimkommen. Äneias bietet ihm zu gemeinschaftlicher Benutzung sein treffliches Gespann, mag er nun als Kämpe oder als Rosselenker den Wagen besteigen. Natürlich, daß Pandaros das Erstere vorzieht: besser, die Rosse werden von ihrem gewohnten Führer gelenkt, damit sie nicht scheu und stätisch werden, wenn es etwa schief geht. Sie besteigen den Wagen; so wird auf natürlichem Wege zunächst Pandaros dem Diomedes zugeführt, wie er es im Gebete erflehte, so muß ihm aber auch im natürlichen Verlaufe des Gefechts zuerst Aphrodite, dann Apollon entgegengeführt werden; Begegnisse, die den Helden nicht minder verherrlichen als prüfen.

Anmerkungen.

[1]) Lachmann, Betrachtungen S. 7. Nur V. 373—375 ist vielleicht zu beseitigen als doch zu weit ausgesponnen.

[2]) Sehr richtig machte Aristarchos zu dieser Stelle darauf aufmerksam, daß Homer weder die rasche Entfernung der Thetis von ihrem Gatten, noch die Erziehung des Achilleus unter den Töchtern des Lykomedes auf Skyros gekannt habe.

[3]) Diesen zeitweisen festlichen Aufenthalt des Zeus und „aller Götter zumal" bei den frommen Äthiopen, der auf Poseidon übertragen auch im Eingange der Odyssee sich findet, nahm der Dichter einfach aus dem naiven Volksglauben, ohne besonderes tieferes Motiv. Da aber diese Äthiopenfahrt mit dem Aufenthalte des Apollon, der Here und Athene im Olymp im ersten Liede im schärfsten Widerspruche steht — mit den sämmtlich absurden Lösungen verschonen wir unsere Leser —, so müssen die Einheitlichen natürlich hier „hineingeheimnissen", was Zeug hält: Achilleus mußte Zeit zur Besinnung, zur Reue haben, damit man wisse, daß sein Zürnen nicht als die Aufwallung eines Augenblicks, sondern als tiefgewurzelter, nachhaltiger und unversöhnlicher Groll erscheine.

[4]) „εὖ δὲ καὶ οὐκ ἀπὸ πατρὸς αὐτὸν συνέστησεν οὐδ' ἀπὸ πατρίδος, ἀλλ' ἀπὸ τοῦ τρόπου μόνου καὶ τῆς μορφῆς, ὧν νῦν χρεία." Schol. zu 212.

[5]) ἔθεντο τὰ ὅπλα würde der griechische Prosaiker ausdrücken, was der Dichter 3, 134 f. mit:

„οἳ δὴ νῦν ἕαται σιγῇ — πόλεμος δὲ πέπαυται —
ἀσπίσι κεκλιμένοι, παρὰ δ' ἔγχεα μακρὰ πέπηγεν"

schildert.

IV. Über die griechischen Mondmythen.

Hochgeehrte Versammlung!

Der deutsche Dichter, dem in unsern Tagen in Trauer und Erhebung die Todtenklage tönt, soweit die deutsche Zunge klingt, Ludwig Uhland, möge uns heute einführen in jenes Dichterland, wo vom Himmel herniederschweben die idealen Gestalten menschlicher Kunst, die alten und doch ewig jungen Götter Griechenlands. Vernehmen wir also eines Studenten von Salamanka Liebesklagen:

„Als ich einst bei Salamanka
Früh in einem Garten saß
Und beim Schlag der Nachtigallen
Emsig im Homeros las,
Wie in glänzenden Gewanden
Helena zur Zinne trat
Und so herrlich sich erzeigte
Dem trojanischen Senat,
Daß vernehmlich der und jener
Brummt' in seinen grauen Bart:
«Solch' ein Weib ward nie gesehen;
Traun sie ist von Götterart»".

Und noch mehr haben sie gesagt, die alten Graubärte Trojas, als Helena einhertrat in glänzendem Gewande, mit dem Ausdrucke der Sehnsucht nach dem Gemahl ihrer Jugend, noch mehr haben sie gesagt:

„Nein, es ist doch ganz Recht, daß die Troer und ehrnen Achäer
Solch' einem Weibe zu Lieb langwierige Arbeit erdulden;
Gleicht sie doch wirklich den ewigen Göttinnen, wenn man sie anschaut!"

Und so auch Priamos; wie sie zu ihm kommt und sich anklagt, wie sie wünscht, gestorben zu sein, ehe sie dem Paris gefolgt, sagt er zu

ihr: „Mein Töchterchen! nicht du bist Schuld, die Götter sind es gewesen, die Alles so gefügt und gewollt. Komm, setz' dich zu mir, nenne sie mir, die glänzenden Helden der Achäer." Und so gibt sie ihm dann Bescheid. Von Agamemnon, dem völkerbeherrschenden, von Odysseus, dem schlauen, und wie sie alle heißen mögen, erhalten wir eine charakteristische Beschreibung, auch von Menelaos, der hochgewachsen, kurz und klar ist, der aber auch bald fertig ist mit seinen Gedanken.

Wir ersehen aus Allem, daß sie nicht ohne Schuld ist, die unselige: die Götter haben sie bethört, sie ist dem Verführer gefolgt — um mit Homer zu reden, freilich unfreiwilligen Herzens; sie ist schwach und doch unwiderstehlich nicht bloß dem jugendlichen Gemahl, sondern selbst Hektors, des männlichen, Sinn festhaltend. Das hören wir, da sie bei der rührenden Todtenklage in die Worte ausbricht: „Hektor, du theuerster mir unter meinen Schwähern, denn nie hast du mir ein böses Wort gesagt, hast selbst den andern gewehrt, wenn sie ihrem Zorn gegen mich den Lauf lassen wollten". So bei den Troern.

Aber auch von den Griechen wird sie nicht gehaßt, nicht von ihrem schwerbeleidigtem, ersten Gemahl, nicht vom Volke, das zu Tausenden dahin stirbt, nicht von Achilleus, dem sonst schwer und heftig grollenden. Nur dem Paris, nur seinem Volke, das den Verführer mit Waffengewalt schützt, nur ihnen gilt ihr Zorn. So Helena in der Ilias. In der Odyssee. tritt sie in einer andern Gestalt auf. Wir finden sie da zurückgekehrt in die Schranken der sorgenden Hausfrau, und wie Telemachos mit seinem Freunde Peisistratos, seinen Vater suchend, in Argos ankehrt, da ist sie es, die hoch und hehr in's Gemach schreitet, da ist sie es, die den Telemachos sogleich an der Ähnlichkeit der Gesichtszüge als den Sohn des Odysseus erkennt, sie führt die Erkenntniß herbei und ebenso, als sie und Telemachos und Peisistratos und Menelaos die vielen gefallenen Edlen klagen, da ist sie es, die mit weiblicher Besonnenheit den schmerztilgenden Trank mischt und die Klagen und den Schmerz verstummen macht, und indem sie ruhig wie ein steter Geist zurückblickt, redet sie von der Ate, die sie

einst verblendet habe, und beklagt es, dem fremden Manne gefolgt zu sein, den eigenen, adeligen Mann vergessen zu haben.

So also Homer. Und die weitere Dichtung? Wir bedauern, daß hier bei Homer eine Lücke besteht, daß wir nicht wissen, wie Homer die Versöhnung beider Gatten herbeigeführt hat. Die nachhomerischen Dichter schildern uns die Scene so. Nach dem Falle von Paris wurde Helena gewaltsam dem Deïphobos, zu deutsch dem Gottesschrecken, dem männlichsten von Priamos' Söhnen nach Hektor, vermählt. Dem muß nun Menelaos sie abkämpfen. Mit Odysseus' Freunden stürmt er des Deïphobos Haus, es entspinnt sich ein mörderischer Kampf. Wie Menelaos endlich die Helena in seine Gewalt bekommt, zückt er im Zorn sein Schwert und will sie durchbohren. Aber seinen Zorn besiegt ihre Schönheit: das Schwert entsinkt seiner Hand. So sehen wir, es ist nicht bloß der äußerliche Reiz, es ist die majestätische Schönheit, die selbst der gekränkte Ehemann mitten in seinem Zorne anerkennen muß.

Die übrigen Hellenen sind auch seiner Meinung. Dort, in der Lesche zu Delphi, wo Jahr aus Jahr ein Alles zusammenkam, was hellenischen Namen trug, dort prangten noch im zweiten Jahrhundert nach Christo jene Wandgemälde, welche Polygnotos, ein Reformator in der Malerei, mit kühnem Pinsel hingeworfen hat. Sie stellen die Eroberung Trojas dar. Und wir finden auch die Helena, aber nicht als Gefangene, als schwer Mißhandelte, sondern hoch und hehr von Dienerinnen umgeben, von den alten, ehemaligen Freiern bewundert. Wir ahnen, es handelt sich um den Entscheid, wie es mit Äthra gehalten werden soll, der greisen Mutter des Theseus, die bei dem Brande Trojas entdeckt worden war.

Goethe hat sich früher mit diesen Wandgemälden beschäftigt, als die Gebrüder Riepenhausen sie copieren (nach den Beschreibungen reproducieren) wollten. Er widmet der Verherrlichung der Helena ein besonderes Capitel und redet von der Achtung, die alle Völker vor außerordentlichen Naturerscheinungen gehabt; wie Karl der XII., in so großes Unheil er sein Volk geführt, dennoch in dem Herzen der Schweden ewig lebt, so hat Helena im Herzen des hellenischen Volkes

niemals eine Niederlage erlebt. Wie finden wir es später? In den Staaten dorischen Stammes emancipierten sich die Frauen, um mich des jetzigen Ausdrucks zu bedienen. Indem sie sich aber den Männern gleichstellten, sind sie zügellos geworden. Die attischen Frauen dagegen —: da hieß es: «mulier taceat in ecclesia!» das heißt zu Deutsch, wie ein älterer Dichter es gibt: „Hübsch zu Hause geblieben, da draußen kommt man zu Schaden!" Ja, die Gesellschaft beruhte beim attischen Stamm vorzugsweise auf der Männerwelt. Wir erkennen das an und es sei damit jene Meinung zurückgewiesen, daß es erst der germanischen, der christlichen Welt gelungen ist, die Frauen zur Geltung zu bringen. Es schwankte eben damit. Und es gibt noch im 19. Jahrhundert manches Land und manche Stadt, wo jener Zuruf: „Hübsch zu Hause geblieben . . ." ebenso Geltung hat, als in der attischen Societät.

Nun denn! Da konnte man mit Helena nicht auskommen, und Euripides verdankt den Ruf seines wirklichen oder angeblichen Weiberhasses einem guten Theil nach jenen Schmähreden, mit denen Helena von den Trojanern gescholten und geschimpft wird im Allgemeinen und Einzelnen. Aber auch ihr eigener Vater, auch ihr Gatte Menelaos schämt sich, sie wieder in's Haus einzuführen. Sie wagt es nicht, in eigener Person zum Grabe ihrer Schwester zu gehen aus Furcht von dem Volke beschimpft zu werden. Daß sie zur Buhlerin, zur Coquette ersten Ranges geworden, zeigt sich auch darin, daß, da sie sich zum Todtenopfer die Locken scheren soll, sie nur die äußersten Spitzen derselben abschneidet, um ja die Schönheit nicht zu schädigen.

Gegenüber dieser Auffassung als Hetäre ist sie aber auch verklärt, als rein und unschuldig dargestellt und befreit worden von allem Makel auf wunderliche Weise. Zu Anfang des siebenten Jahrhunderts eröffnete sich Ägypten etwa wie in unsern Tagen China. Massenhaft zogen die Griechen dahin, beschauten die Wunder des Landes und horchten den Wundermähren der ägyptischen Priester von ihrer Cultur, daß deren Alter nach Jahrtausenden zähle, daß alle die griechischen Götter und Heroen, alles das schon dagewesen sei. Herodot schöpfte bekanntlich auch an dieser Quelle und nahm Alles in besten Treuen für Wahrheit an.

So sehr damals der Name der Ägypter glänzte, so hat er jetzt nur ein mehr pathologisches Interesse. Von Ägypten nun stammt die Wundersage über Helena, daß sie zwar von Paris entführt worden, daß sie aber gar nicht nach Troja gekommen sei, sondern daß sie durch widrige Winde nach Ägypten verschlagen worden sei zu dessen König Proteus. Dieser weise und milde König habe das wirkliche Verhältniß in Erfahrung gebracht, den Gastfreund vor sich genommen und verhört, ihm die Schätze und die Entführte abgenommen, um dieselben dem rechtmäßigen Besitzer wieder zustellen zu können, Paris aber sei ohne Helena nach Troja gekommen. Als dann die Griechen nach Troja kamen und von dem Sachverhalt berichtet wurden, glaubten sie es nicht, sondern belagerten und zerstörten Troja. Da endlich sei Menelaos auch nach Ägypten gekommen und Proteus habe ihm die Helena wohlbehalten zurückgegeben.

Stesichoros, jener große Lyriker, der zu den musikalischen Festen seiner Zeit die Texte lieferte, hat diese Helena, die reine, unschuldige, gefeiert. Der Anfang des wunderbaren Liedes lautet so:

„Nicht wahrhaft ist diese (die gewöhnliche) Sage, nicht bist du davon gerudert".

Aber noch weiter wußte die Sage zu erzählen. In einem früheren Gedichte hatte Stesichoros Helenas Entführung geschildert. Da plötzlich erblindet er. Seine Vaterstadt Himera führt einen Krieg mit den Lokrern. Niemand mag ihn heilen. Da sagt man ihm: in dem früher „ungastlich", dann aber „gastlich" genannten Meere, dem jetzigen schwarzen Meere, sei eine Insel Leuke, gegenwärtig unter dem Namen Sindonisi bekannt; hier sollte, ganz von Wald bedeckt, Achilleus thronen, unsterblich, ewig; hier auch Aias, der Lokrer; zu dem solle der Verwundete ziehen und sich Heilung erbitten. Er ward gut aufgenommen auf der Gespensterinsel. Wen schaut er da? Die Helena, die Schönste, dem tapfersten Hellenen, dem Achilleus vermählt, und sie hat Goethe benutzt im zweiten Theile des Faust als plastische Allegorie. Ich bedaure nur, daß ich jetzt nicht näher eingehen kann auf dieses Gedicht, das wenig gelesen, aber viel getadelt wird, weil Goethe zuviel darein geheimnisset hat für unser Geschlecht, während von Geheimnissen zu reden jetzt nur für Paris und London Sinn hat und für das Schaffot.

Wenn aber Helena Alles entzückt, Alles fesselt in ihrem Reize — „was geht ihn Hekuba an?“ sagt Hamlet. „Was geht uns Helena an?“ höre ich Sie sagen, „hat doch der Sprecher vom Monde, vom guten Monde zu reden verheißen.“ Wir sehen ihn ordentlich, den Mann im Schlafrock, in den Pantoffeln und der Zipfelmütze, wie er sich in's Dachfenster legt und zu singen anhebt:

Guter Mond, du gehst so stille
durch die Abendwolken hin,
bist so ruhig und ich fühle,
daß ich ohne Ruhe bin! . . .

Dann trägt er ihm auf, zu Louisen zu gehen, oder wie das Mädchen gerade heißt, und ihr zu sagen, daß er sie ohne Sünde nicht lieben kann, daß sie also auf ihn verzichten müsse. Von diesem guten Monde kann ich nicht zu Ihnen reden, denn die Griechen hatten keinen guten Mond, die Griechen hatten nur, erlauben Sie mir das Semininum, eine schöne Mondin, die schöne Selene oder Helene. Denn beide Namen sind nur dialektisch verschieden, und hier stimmen die Etymologen mit oder ohne Sprachvergleichung zusammen, und nun sind auch Sie dahin gekommen, wohin ich Sie eigentlich führen wollte. Und nun öffnet sich uns auch der Blick auf die Art, wie die Griechen zu einer Mythologie, zu dieser unerschöpflichen Fundgrube für Wissenschaft und Kunst, gekommen sind, welche keineswegs ein Gewirr von curiosen Mähren, Volksliedern und Volkssagen ist, wie es bei uns jetzt Literarhistoriker und Kunstkritiker glauben, die über jeden Wirthsstubenreim, über jedes rohe Handwerksburschenlied in Ekstase gerathen. Bei den Griechen war das anders.

Ich will es nun versuchen, die Mythenentwicklung der Hellenen zu zeichnen. Die Urväter der Hellenen, ich will sie mit dem herkömmlichen Namen Pelasger nennen, als sie vom Norden einwanderten, brachten eine Naturreligion mit, wie wir sie ursprünglich auch bei den Indern, Italikern und Germanen wiederfinden. Ihre Gottheiten waren die Naturkräfte, der Himmel, das himmlische Heer, Sonne, Mond und Sterne, der Himmel in seinen Bewegungen: Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, Sommer und Winter. Wenn auch nicht die ganze Mythologie aus Donner und Blitz entstanden ist, wie neulich ein mytho-

logischer Schwarzkünstler hat beweisen wollen: es gibt, glaub' ich, kein mythologisches Wesen unter dem Himmel, das nicht unter seinen Händen zu Blitz und Donner würde. Die Anfänge der Religion waren eine Naturreligion, die Wesen derselben ohne Namen. Sie war aus dem Orient über Kleinasien gekommen, über die zwei großen Verbindungsstraßen, über den Hellespont und über den Bosporus. Zu Schiffe waren semitische Religionen durch die Phöniker herübergekommen, denn es waren alle Inseln und Küsten besetzt von diesem Handelsvolke. Diese semitischen Religionen oder Culte sind leicht kenntlich durch ihre wilden, orgiastischen Bräuche und Feste, durch schamlose Ausschweifungen und durch blutige Menschenopfer.

So war Griechenland in Gefahr, orientalisirt zu werden. Der Himmel wurde von den Griechen verehrt zum Theil in stiller Weise als Zeus, sanskritisch: Dschaus, der in heitrer Bläue niederstrahlt, theils nach seinen gewaltsamen Äußerungen in Hagel und Donner.

Da trat eine Reaction ein im heroischen Zeitalter, im Innern eine Entwicklung zum Adelsstaate, nach außen Austreibung der fremden, asiatischen Elemente, oder dann wurden dieselben vergriecht bis zur Unkenntlichkeit. Das ist die That des Hellenismus: daß er Schranken, daß er einen Damm gezogen hat den asiatischen Elementen, diesem orientalischen Kothe. So sind es zwei Völker, die unsre Dankbarkeit verdienen: die Juden und die Griechen. Die Juden lebten mitten unter diesen Gräueln, ließen sich auch oft von ihnen fortreißen; sie haben sich aber doch nach und nach hindurchgearbeitet zum reinen Monotheismus. Aber das Christenthum wäre nimmer zur Weltreligion geworden, wenn nicht unterdessen das Abendland zum Abendland geworden wäre, indem die Griechen die Grenzmark bilden zwischen Orient und Occident. Das ist die weltgeschichtliche That, daß sie die Naturgottheiten zu Menschenidealen griechischer Anschauung und Phantasie umbildeten, daß Zeus nicht mehr der Gott des Himmels war, sondern der Vater der Götter und Menschen, der da thront als Lenker und Erhalter der Welt, von den hehren Gestalten der Götter umgeben. Diese Gestalten sind die Götter vorzugsweise der Stämme, die großen Götter: Pallas Athene, Ares, Artemis, Here und wie sie alle heißen

mögen. Sie umgaben den Zeus, den König des Himmels, wie die Großen den heroischen König.

Und unsre Mondgöttinnen? Mit denen hatte es ein Ende. Ein guter Theil wurde aufgesogen, aufgezehrt von der dorischen Artemis, welche selbst eine Mondgöttin war. Andere Mondgöttinnen wurden Heroinen, wie unsre Helena, Menschen, wie wir, mit Leiden und Freuden.

Allein diese Mythologie, begonnen von dem alten, heroischen Epos, nicht abgeschlossen, wohl aber fixirt von Homeros, wurde selbstständig fortgebildet von den Tragikern und Lyrikern. Wir müssen hier wieder entgegentreten einer grundfalschen Meinung. Sehr gebräuchlich ist die Vergleichung der drei großen Tragiker. Bei dieser rühmt man dem Äschylos nach, wie gläubig und treu er überliefere; schmäht dann aber diesen gottlosen Euripides, der gar keinen Respect gehabt habe vor den Geschichten der Götter.

Verehrte Versammlung! Es ist nun hier nicht meine Absicht, alle Griffe und Fehlgriffe des Euripides zu rechtfertigen. Eines aber steht fest: Die Mythen fort- und durchzubilden — da haben die alten Lyriker und Tragiker nichts unterlassen, was unser Euripides gethan hat.

Wir haben ein Beispiel bei Stesichoros gesehen, der uns Helena als treue, keusche Hausfrau vorführt. Fragen Sie, warum sie das thaten, so ist die Antwort: sie folgten ihrem epischen und ethischen Gewissen. Pindar führt den alten bekannten Mythos an, daß Tantalos einst die Götter bewirthet und, um ihre Allwissenheit auf die Probe zu stellen, ihnen seinen geschlachteten Sohn vorgesetzt hatte. Die Götter ließen sich aber nicht täuschen, sondern setzten den Pelops wieder zusammen. Nur die eine Schulter fehlte, weil Demeter sie gegessen. Er bekam daher eine elfenbeinerne Schulter. Und nun Pindar, wie spricht er sich darüber aus? Er sagt: „Wohl gibt es Wunder, wohl wird der Geist oft schnöde berückt, wenn die Sagen sich schmücken mit bunter Lüge. Die Anmuth, welche Alles mit Würde krönt, erweckt Glauben an Unglaubliches; doch die kommenden Tage zeugen unbestechlich wahr. Ja, den Menschen geziemt, von den Göttern Schönes zu sagen, und so habe ich von Pelops die Sage nach der alten Art er-

zählt." Also Alles mußten die Sänger umbilden mit jener Freiheit, welche die Dichter für sich beanspruchen.

So haben denn die Mythen die freieste Umbildung erhalten und wurzeln nicht in wüsten Volkssagen oder Volksliedern, sondern die größten Dichter, die da nicht dichteten in ihrem stillen Kämmerlein, sondern mitten in ihrem Volksleben, haben den Griechen ihre Mythologie fortgebildet. Darum kann der große Ästhetiker des Alterthums, Aristoteles, sagen: „Die Götter stehen uns nahe dadurch, daß sie mitleiden, was wir nur empfinden, dadurch, daß sie Geschöpfe sind, die uns gleich sind". Diese Heroen, diese ewigen Götter, sie sind doch nur hellenische Menschen, der ideale Abglanz der damaligen hellenischen Menschheit in ihren Fehlern, Kämpfen und Leiden. Wir wenden uns nun, das zu exemplificieren, zurück zu unsern Mondgöttinnen. Ich will noch einige Beispiele herausgreifen, um Ihnen die Umwandlung dergleichen roher Naturgestalten zu ewig schönen, idealen Gestalten vorzuführen.

Diese ursprüngliche Mondgöttin tritt unter verschiedenen Namen auf. Unsere Helena ist die Schöne, in ihr erschien den Alten der Mond, insoferne sein Licht uns erfreut, als die einzige Schöne, wahrlich bloß schön. Sie verlieh aber auch Schönheit selbst noch in der spätern Zeit, wo sie längst zur Heroin geworden.

Bei Sparta zu Therapne stand ihr uralter Tempel. Neben ihrem Tempel war auch ihr Grabmal. Gestatten Sie mir, Ihnen die reizende Geschichte aus Herodot zu erzählen, die für das eben Gesagte ein Beleg ist.

In der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts wurde in eben dem Therapne ein Mädchen geboren, das so häßlich war, daß jener Bauer auch zu ihm hätte sagen können:

„Kind, wenn das Häßlichsein weh thäte, du schrieest in einem fort".

Der Amme des Kindes war es entsetzlich leid. Tag für Tag trug sie es in den Tempel der Helena und flehte sie um Schönheit für das arme Kind. Wie sie nun eines Morgens sich wieder vom Tempel entfernt, begegnet ihr eine unbekannte Frau. Die fragt sie, was sie trüge. Sie sagt: „Ein Kind, aber ich darf's nicht zeigen". Die armen Eltern

hatten's verboten. Die Frau beharrt darauf, daß sie es sehen wolle. Die Amme enthüllt's endlich. Da streichelt ihm die Frau das Köpfchen und spricht dazu: „Du wirst die schönste Frau in Sparta werden!"

Und von Stund an verlor das Kind seine Häßlichkeit und nahm an Schönheit so zu, daß sie auch in anderer Beziehung fast eine zweite Helena ward, indem der Sparter König Ariston sie auf schlimmem Wege ihrem ersten Gatten abwandte, und nachher selbst den ὀνοφορβός zu deutsch Packesel zum Nebenbuhler bekam. Jener König Demaratos, der wegen der Zweifel an der Echtheit seiner Abstammung vom spartischen Königsthron vertrieben, eine Zeit lang bei Xerxes sich aufhielt, war der Sohn eben dieser Frau, die als Kind von Helena so schön gemacht worden war.

Auch die Wandelbarkeit des Mondes finden wir vertreten, vor Allem in der Jo, der wandelbaren, argivischen Mondgöttin. Sie alle kennen den Mythos von dieser Geliebten des Zeus, die er, um sie zu schützen, in eine Kuh verwandelte, die aber von Here durch den hundertäugigen Argos bewacht, dann durch eine Bremse gestachelt durch alle Länder des bewohnten Erdkreises verfolgt und umherirrend, erst in Ägypten Ruhe finden konnte, wo sie zur Isis verherrlicht wurde.

Es war freilich schwer, einen solchen Mythos tragisch zu verwerthen. Aber Äschylos hat es doch gewagt, indem er den an den Felsen geketteten Titanen, der gegen der neuen Götter Regiment sich aufgelehnt, indem er diesen Prometheus an der armen gestachelten Jo ein neues Opfer erkennen läßt von des neuen Herrschers Ungerechtigkeit.

„Die Schöne" hieß die Mondgöttin auch anderwärts. So wurde sie in Arkadien, in dem Bärenlande Griechenlands, als „Kalisto, die Schönste" verehrt. Der Bär war ihr geheiligtes Thier. Es wurden ihr blutige Opfer gebracht. Sie ist aber zu einer Begleiterin der keuschen Artemis geworden. Als Arkas, ihr Sohn, der Stammvater der Arkadier, der Sohn des Zeus, im Hain des Lykäos geopfert werden sollte, wurde sie als „der große Bär" zu den Gestirnen versetzt, ihr Sohn Arkas als Bootes. Auch hiemit hat die tragische Dichtung nichts anzufangen gewußt, allein der Bär führt uns nach Attika, wir werden bald auf

jene Heroin kommen, welche Goethes Meisterhand für immer auch der deutschen Literatur zu eigen gemacht hat, auf Iphigenia.

In den Tempel der Artemis brachten alle fünf Jahre die Mütter von Athen die kleinen Mädchen von 4 und 5 Jahren in feuergelbem Gewande, der Farbe des Brautkleides. Dort wurden die Mädchen unter dem Namen „Bärinnen" der Göttin Artemis Brauronitis eingeweiht. Die glücklichen Mütter weihten der Göttin überdieß die Kleider, die sie zur Zeit ihrer Kindbetten getragen, unglückliche Mütter weihten ihre ganze Garderobe aus jener Zeit. Die Bedeutung der Göttin ist somit klar: sie war eine Geburtsgöttin und wie hieß sie auch noch? Iphigenia heißt ursprünglich „die Geburtsmächtige". Das Jungfrauenopfer und den Jungfrauendienst finden wir auch in Megara, Hermione und andern Orten, ebenso auch die große Göttin auf Lemnos.

Daß die kleinen attischen Bürgerinnen „Bärinnen" genannt wurden, ist nämlich nur eine Milderung der früheren Menschenopfer, die bekannte Stellvertretung. — Ein halbes Stündchen von Brauron lag der Flecken Hale, zu Deutsch etwa Salza. Dort befand sich ein altes Holzbild der Artemis Tauropolos. Dieser wurde jährlich ein Mann vor den Altar zugeführt, ihm sodann ein bloßes Schwert an den Hals gesetzt und einige Tropfen Blutes vergossen. Hier haben Sie die genannte Stellvertretung besonders deutlich. Die Mondgöttin wurde unter noch andern verschiedenartigen Namen weit und breit herum verehrt. So wird sie versöhnt, damit sie den Menschen nicht wahnsinnig mache, als Artemis Tauropolos, wie ja die Mondsüchtigkeit auch eine Art des Wahnsinns ist; ferner als Orthia, die Gerade, von der steifen Haltung ihres Bildes zu Sparta, wo sie mit der blutigen Geiselung der Knaben verehrt wurde, welches ebenfalls eine Stellvertretung ist.

Wie ist nun aber aus dieser blutigen Göttin die göttliche Gestalt geworden? Homer weiß nichts von ihrer Opferung, kennt aber die Iphianassa, welches eine Nebenform von Iphigeneia ist. Diese wird zu Aulis geopfert, wo das Kriegsheer sich sammelte. Was war natürlicher, als daß die Göttin zur Geopferten geworden. Agamemnon schlachtet

sie, das ist die alte Sage. Wie kommt sie aber zu den Tauriern? Von dem mächtigen Miletos aus wurden Colonieen gegründet im schwarzen, früher so unwirthlichen Meer, besonders auf der Halbinsel Tauris, der jetzigen Krim. An der Stelle der durch die großen Kämpfe so berühmt gewordenen Städte Balaklava und Sebastopol erhob sich auf hohem Felsenrücken der Tempel einer Gottheit, die den Namen der Jungfrau trug. Jeder als Schiffbrüchiger auf die Halbinsel verschlagene Grieche wurde ihr geopfert, man zerschmetterte ihm das Haupt mit einer Keule und schlug es ihm ab. Nachdem die Griechen selbst durch Stellvertretung von diesen Culten abgekommen waren, mußten jetzt alle diese Culte barbarische sein. Man kam dahin zu sagen: Die Tauropolos, die stiertummelnde, war eins mit jener tauriſchen. So haben denn schon die Kyprier ein Epos, welches die Iphigenia entrückt werden ließ zu den Tauriern, welche dann dort unsterblich geworden, ihr seien jene Opfer gebracht worden. Das die eine Fassung. Die andere, die darauf ausging, jenen Cultus von Tauris eingeführt werden zu lassen, machte die Iphigenia zur Priesterin, welche das Holzbild zu Hause einführte. Das war der Standpunkt, als im vierten Jahrhundert Euripides seine Gestalten schuf. Helena und Iphigenia in Taurien gehören in Bezug auf künstlerische Composition, auf erschütternden Wechsel der Schicksale zu den besten Tragödien des Euripides. Ich muß mir aber versagen, darauf einzugehen, und erlaube mir vielmehr noch ein paar andere Gestalten einzuführen, welche ebenfalls ursprünglich die Mondgöttin waren. Haben denn die Griechen jenes „Gruseln" nicht gekannt, das jeden Menschen beschleicht, wenn bei stillem Mondlicht der Stein am Wege eine hockende Zwerggestalt annimmt und der Ast am Baume als der Arm eines riesigen Gespenstes sich dem Wandelnden entgegen reckt? O ja! Wir finden es im Volksglauben und in der Poesie. Im Volksglauben war Hekate die Fernwirkende (wie Hekatos Apollon). Sie ist die Göttin der Dreiwege, von Hunden umheult, von spukenden Gestalten umtanzt. Ihr stellt man am dreißigsten jeden Monats Spatzen hin, die von den Armen verzehrt werden. Wie Menelaos Helena erblickt, ruft er: O Hekate, sende mir lichtbringende, gute Gesichte! wie wir sagen: Alle guten Geister loben den Herrn! Das

Wesen der Hekate ist in die Heroinen übergegangen. So war zu Korinth das Grauenbild einer Frau. Dort wurde einstmals in dem Heiligthum der Hera Akräa ein Trauergottesdienst von sieben Knaben und Mädchen gefeiert. Sie wurden eingekleidet in Schwarz und mußten ein Jahr da dienen.

Durch Trauergesänge wurden sie dazu geweiht. Hier wurden unzweifelhaft früher auch Menschenopfer dargebracht einer Gottheit, welche die Sterblichkeit der Kleinen begünstigt hatte. Die Siebenzahl deutet sicherlich darauf hin. Medea, die Wissende, ist nichts anderes, als die Mondgöttin in dieser zauberhaften, unheimlichen Gestalt. So auch in Jolkos. Indem die Korinther einen Grund angeben wollten für diesen Dienst, lag sehr nahe, daß die Medea den Kindern ein schweres Leid angethan habe.

Die älteste korinthische Sage lautete so: Medea, die Priesterin, habe den Zumuthungen des Zeus widerstanden. Zum Dank dafür habe ihr Here versprochen, alle ihre Kinder unsterblich zu machen. Sie habe dieselben also zu dem Zwecke vergraben. Da sei aber Jason dazu gekommen, wie er nicht hätte sollen, und so seien nun die Kinder todt geblieben. Darum habe er sie verstoßen und sie die Stadt verlassen. Da die Kinder der Korinther mitgegangen, habe sie dieselben aus Rache getödtet. Diese Sage wurde verbunden mit der von Jolkos, mit der von jener bösen, wilden, grausamen Zauberin Diese letztere verpflanzte die schweren Thaten der Medea von Jolkos nach Korinth: sie habe die Korinther gereizt zur Blutrache. Die alte Fassung dieser Sage war: die Medea sei flüchtend mit Jason nach Korinth gekommen. Aber, später von ihm verstoßen, setzt sie den Palast in Flammen, nebst dem Brunnen, in welchen die unglückselige Glauke gesprungen war. Die Kinder hatte sie auf den Altar der Here gesetzt. Die Korinther aber steinigen die Kinder. Jene aber nimmt dann Rache an ihren (der Korinther) eignen Kindern.

Das waren die Sagen bis 431. Da trat Euripides, der bereits als 23jähriger Jüngling mit seinem Erstlingsstück so reichen Ruhm geerntet hatte, mit seiner Medea auf. Von diesem wegen seiner Schauerlichkeit und doch wahren Menschlichkeit großartigsten Kunststück bekamen wir

annähernd das Verständniß, als jene große deutsche Mime uns die ganze, furchtbare Größe jenes dämonischen Weibes vorgeführt hat, welche die Idee des Stückes so genial erfaßt: Ein an Leidenschaft furchtbares, wildes, klar- und kaltbesonnenes Weib ist an einen Mann gefesselt, von welchem sie gemeint hat, er sei ihr Ebenbild, er war aber ein kalter Egoist. Um sich für diese Täuschung zu rächen, muß sie ihn treffen, wo er ein empfindliches Herz hat, an seinen Kindern.

Ich muß hier abbrechen. Ebenso wie die bisher aufgeführten Heroinen war jene unglückliche von Racine und Schiller besungene Phädrä ursprünglich eine Mondgöttin. Das haben wir ganz augenscheinlich in ihrem Mythus, indem sie vergebens den Abend erwartet, die Zeit, wo die Rosse von Hyperions Wagen gelöst werden, indem sie ihn ewig sucht und nicht findet.

Diese Beispiele werden zur Beleuchtung meines Themas hinreichen. Sie werfen aber wohl noch eine Frage auf, nämlich die:

„Wenn wir hier überall die verwandelte Mondgöttin finden, wo bleibt denn die Selene selbst, hat denn sie keinen Mythus gehabt?"

Doch, einen, einen, aber einen unendlich lieblichen und rührenden Naturmythus, den wir uns hier in der Schweiz besonders gut vergegenwärtigen können. Es ist keiner unter uns, der nicht schon in einem engen Thale in den Abendstunden verweilt und den Anblick genossen hat, wie auf die steile, das Thal schroff begrenzende Felswand die volle Scheibe des Mondes sich herniedersenkte und so recht sehnsüchtig auf ihr zu weilen schien. So war es auch im Mäanderthale, das begrenzt wird von einem Gebirgszuge des Latmos — da entstand der schöne Mythus von der Liebe Selenes zu Endymion. Dieser ruht in einer Höhle des Berges in süßem Schlummer; dann steigt Selene von ihrem Wagen nieder, nähert sich ihm und drückt ihm einen keuschen Kuß auf die blühenden Wangen. Dieser Mythus wurde später nach Elis verpflanzt, wo die olympischen Spiele gefeiert wurden. Die Poesie hat den Mythus liegen lassen, aber die Kunst hat ihn mit Liebe behandelt in der Pflicht gegen die Todten. Klage und Trauer und Gedächtniß, das ist ja das Ehrengeschenk der Kunst, und so haben wir mehr als 30 Sarkophage, auf denen das Bild der Selene, wie sie zum Endy-

mion niedersteigt; der Name Endymion selbst bedeutet ja Niedergang, Untergang. Wir sehen auf diesen Reliefs den schönen Schläfer, wie er in unerweckbarem Schlafe liegt, oft auf dem Schooß des Schlummergottes selbst. Dann die Göttin, wie sie ihren Wagen verlassend, sich ihm nähert, von Eroten geführt. Weg hier mit allen frivolen Gedanken! Es ist die sinnlichplastische Anschauung vom Tode in der Gestalt, die eben den Griechen als die erwünschteste erschien, nachdem man des Lebens Last und Hitze getragen, durch einen sanften Schlummer dem Erdenleben entrückt zu werden. Das finden Sie bestätigt in der bekannten Art, wie die argeiische Here einen Wunsch erfüllte.

Nachdem die beiden Söhne ihrer Priesterin, Kleobis und Biton, dieselbe 40 Stadien weit zum Heiligthum gezogen, da die heiligen Kühe fehlten, flehte die Mutter die Göttin, sie möge doch ihren Söhnen zur Belohnung das höchste Glück geben, das den Sterblichen zu Theil werden könne.

Da verfielen die Söhne alsbald im Tempel in einen tiefen Schlaf, aus dem sie nie mehr erwachten. Und so, fügt Herodot hinzu, sieht man, daß es nach der Meinung der Götter selbst für den Menschen besser ist, todt zu sein als zu leben. Mit wonnigen Träumen unter der Obhut einer liebenden Gottheit die Zeit zu verbringen, das ist der Gedanke, der den Endymion-Sarkophagen zu Grunde liegt.

So haben die Griechen den Gedanken ausgedrückt, welchen das Christenthum selbstbewußt so ausspricht:

„Selig die Todten, die in Gott ruhen."

V. Über Demosthenes.

Erster Vortrag.

Hochgeehrte Versammlung!

Gern und bereitwillig bin ich der Aufforderung einiger Freunde nachgekommen, in diesem Winter, in dem letzten, den in unserm Zürich zu leben ein unabweisbarer Schicksalsruf mir vergönnt – noch einmal in einer Reihe von Vorlesungen das Bild eines Stückes vom Alterthum Ihnen vorzuführen, das von weltgeschichtlicher Bedeutung wie von allgemeinem Interesse wäre. Ihre zahlreiche Versammlung zeigt mir zu meiner Freude, zu meiner Rührung, daß ich recht gethan. Ich spreche Ihnen meinen herzlichsten, meinen tiefgefühltesten Dank dafür aus. Ich nehme es als einen Beweis dessen, daß, wenn auch fern von Zürich, ich doch nicht ganz von Zürich entfernt sein werde. Und wie mein Herz stets bleiben wird in meiner neuen Heimath, wo ich vierzehn Jahre, die glücklichsten vielleicht meines Lebens, verlebt habe, so hoffe ich, daß auch mir zuweilen ein freundliches Andenken geschenkt werde.

Aber ich nehme Ihre Anwesenheit auch als eine freudige Vorbedeutung, daß einst der Tag kommen wird, wo neben der Naturwissenschaft, die das junge Zürich so gründlich und so eifrig betreibt, auch die humanistische Alterthumswissenschaft der alten Zürich, der Stadt eines Konrad Geßner, ebenbürtig ihr Haupt erheben und als gleichberechtigt anerkannt werden wird. Und darin eben, in dieser harmonischen Vereinigung realistischer, thatkräftiger Arbeit und idealen, großartigen Aufschwungs, liegt die geheimnißvolle Größe jener Republik, welche für alle Ewigkeit in allem Schönen Muster- und Meister-

werke geschaffen. Daher wird wohl die Wahl meines Stoffes kaum einer Entschuldigung bedürfen: ich führe Ihnen vor den letzten Freiheitskampf dieser Republik gegen fremde Unterdrückung durch ein absolutistisches Königthum. Denn dieser Kampf ist es, den ich Ihnen zu schildern gedenke, wenn ich von Demosthenes dem Redner sprechen will.

Von Demosthenes dem Redner — wirklich? Was verstehen wir denn heut zu Tage unter einem Redner? Wir verstehen etwa darunter einen Mann mit raschen Gedanken und fertiger Zunge, der bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ein Wort findet, das Anklang hervorruft in den Herzen, der eine Festrede heute, einen Trinkspruch morgen hält, allzeit fertig und bereit. Gewiß eine schöne Gabe! Aber freilich eine Gabe, welche heut zu Tage mit Politik und staatsmännischem Schaffen wenig zu thun zu haben pflegt. Gerade unsere wirklichen Staatsmänner sind gewöhnlich diejenigen, welche der Beredsamkeit als Kunst am fernsten stehen, welche sie mit einem gewissen Rechte verschmähen, verachten und einfach, wie ihnen das Wort über die Zunge läuft, das aussprechen, was sie im voraus durch die Kraft der Überzeugung längst bei Einzelnen durchgesetzt haben.

Wie ganz anders in Athen! Demosthenes der Redner ist so viel als Demosthenes der Staatsmann in Waffen; denn sein Wort ist seine Waffe. Jene Beredsamkeit, welche heute ausschließlich mit diesem Namen bezeichnet zu werden pflegt, macht nur Einen Theil der drei Theile aus, in welche die alten Rhetoren sie zu zerfällen pflegten, die epideiktische oder Prunk-Beredsamkeit — und gewiß ist es nicht zufällig, daß von den neunundzwanzig unzweifelhaft echten Reden des Demosthenes, die von den einundsechzig überliefert sind, keine einzige dieser Klasse der epideiktischen angehört. Die Mehrzahl gehört entweder direkt oder indirekt der Staatskunst, der Politik an. Denn selbst die gerichtlichen Reden, sobald sie Staatsprozesse betreffen, bilden nur einen integrirenden Theil der politischen Staatsgeschichte.

Von Demosthenes dem Staatsmann wollen wir reden, und von dem Kampfe, den er gekämpft für die Unabhängigkeit seines Volkes gegen Barbaren als Hellene, von dem Kampf, den er gekämpft als Republikaner gegen das Genie eines Königs, der, wenn es Größe gibt

ohne sittliche Grundlage, unzweifelhaft zu den größten Regenten aller Jahrhunderte zählt, — von einem Kampf auch im Innern gegen den Egoismus, den Eigennutz seiner Mitbürger, gegen jene verblendete Wohlfahrts- und Friedenspolitik um jeden Preis, die vergißt, daß ein Volk nur dann ungestraft Gold aufhäufen darf, wenn es das Eisen nimmer vergißt zur Hand zu haben. Das Alles — ich fürchte keinen Widerspruch, wenn ich es sage — sind Gegenstände, Gesetze, Kämpfe, wie sie sich wiederspiegeln in dem Leben unserer Tage, in den Fragen der Gegenwart. Wir brauchen nicht zu suchen: ganz von selbst treten uns die Parallelen entgegen, sodaß wir sie kaum vermeiden können und nicht nöthig haben, ausdrücklich darauf einzugehen.

Beginnen wir mit wenigen Worten auf die Zustände Griechenlands nach Beendigung des peloponnesischen Krieges hinzuweisen. Derselbe hatte, wie Sie wissen, die lange bestrittene Frage über die Hegemonie gelöst. Sparta hatte sie errungen, durch List und Verrath nicht minder als durch offenen Waffenkampf. Athen, tief gedemüthigt und erniedrigt, lag am Boden, und unter dem Schutze lakedämonischer Lanzen war ein Schreckensregiment hochverrätherischer Bürger eingesetzt, darauf berechnet, nicht durch Einen Schlag, aber langsam und desto sicherer Athen zu vernichten. Aber nur zehn Monate dauerte diese fluchwürdige Herrschaft. Jene Trias: der kühne Degen Thrasybulos, der besonnene und entschiedene Staatsmann Archinos und der ehrenwerthe Fabrikant Anytos, der leider später durch seine querköpfige Anklage des Sokrates eine traurige Berühmtheit erlangt hat, — die Trias dieser Männer, die alle Klassen der athenischen Bevölkerung repräsentirten, stellte nicht allein die Unabhängigkeit wieder her, sondern erhob auch mit wunderbarer Schnelligkeit den Staat wieder nach außen und innen.

Einigkeit war vor allem noth. So ward eine Amnestie erlassen, so großartig und ehrlich, wie sie die Welt nicht wieder gekannt, wie auch das christliche Fürstenthum des neunzehnten Jahrhunderts sie nicht erreicht hat. Eine Verfassungsrevision brachte die vielfach widersprechenden Gesetze in Einklang und entsprechende Form, Athens Verfassung und Gesetze erhielten unter Eukleides' Archontat ihre Codification.

Aber freilich, trotz alledem sah es traurig aus in Athen. Die Mauern lagen nieder, die Schiffe waren verbrannt oder in Feindes Hand, die Schiffswerften zerstört, die Öl- und Feigenbäume niedergehauen, die Gärten und Äcker zertreten, nicht nur die Blüthe, sondern auch die Masse der Bürgerschaft durch die Opfer des Krieges und die blutige Schreckensherrschaft vernichtet.

Da galt es denn, klug und entschieden sich aufzuraffen, aber zu gleicher Zeit auch sich zu hüten vor einem zu raschen, gefährlichen Kriege. Acht volle Jahre, von 403—395, blieben dieser ersten stillen Restaurationsarbeit ungestört gewidmet. Sparta hatte zu viel zu thun, sein Schreckensregiment aller Orten zu befestigen, als daß es auf die gedemüthigte Nebenbuhlerin hätte achten können. Es gerieth kurze Zeit darauf in Krieg mit Persien, und dieser Krieg sollte Athen mit neuen Mitteln versehen. Das ist ja die Ironie der Weltgeschichte, daß nicht selten der Todfeind dem Todfeind die Hand zur Rettung bieten muß. Es gelang Persien, um sich Sparta vom Halse zu schaffen, eine Coalition in Griechenland in's Leben zu rufen, an deren Spitze Athen und Theben und der große patriotische Konon stand, der einzige, der bei Aegospotamoi seine Schuldigkeit gethan und dem Verderben entgangen war.

Konon trat als Admiral in die Dienste des persischen Königs, um, wie Freiherr von Stein im Dienste des Zaren für Deutschland, so er für Athen zu wirken. Die Seeschlacht bei Knidos, wo dem Regimente der Spartaner zur See für immer ein Ende gemacht wurde, war auch die Befreiung Athens, und als Konon 394 mit Beute und persischem Golde reich versehen heimkehrte, da war er es, der mit wunderbarer Schnelligkeit die zerstörten Mauern von neuem erstehen ließ; Athen stand von neuem fest und feindlichen Angriffen gewachsen da.

Der korinthische Krieg, der sich von 395 bis 387 fortschleppte, hat Athens fernern materiellen Aufschwung nicht zu hindern vermocht. Eine verderbliche Erscheinung, welche in den letzten Jahren des peloponnesischen Krieges sich entwickelte, war die Bildung einer wandernden Klasse von Berufssoldaten, das Reislaufen und Söldnerwesen. Diese Erscheinung ersparte jetzt den geschwächten Reihen der athenischen

Bürger, selbst die Lanze zu ergreifen und in's Feld zu ziehen. Iphikrates, der große Heermeister dieser Soldtruppen, den man den Grundsberg der Griechen nennen kann, führte auf eigene Hand und eigene Kosten im Namen und Auftrag seines Vaterlandes mit seinen Landsknechten den Krieg in einer Weise, daß Athen von einem Angriff der Lakedämonier nichts zu besorgen hatte. Aber freilich, so sehr es auch allmählich in diesen sechzehn Jahren emporgestiegen war, daran konnte Athen noch nicht denken, ein wirklich entscheidendes Wort in die Waagschale zu legen, da, des langen Krieges müde, der Perserkönig und Sparta sich zu einem Frieden vereinigten, der im Grunde nichts anderes hieß als die Theilung des Regimentes zwischen dem Perserkönig und dem einst so tyrannenfeindlichen Sparta. Das ist der sogenannte antalkidische Friede (387) schmachvollen Andenkens. Athen gewann ihm zufolge einen kleinen Theil seiner ehemaligen Besitzungen wieder, die Inseln Lemnos, Skyros und Imbros, und die sonstigen Artikel des Friedens lauteten leidlich; freilich, die kleinasiatischen Griechen, die blühende, üppige Insel Kypern und das nahe Klazomenä wurden Unterthanen des Perserkönigs. Aber, welch' verführerischer Klang! alle übrigen griechischen Staaten sollten selbständig und unabhängig sein. Wir werden bald sehen, in welchem tückischen Sinne diese Verkündigung der Freiheit von den Spartanern ausgelegt und ausgeführt worden ist. Die beiden Mächte, welche diesen Frieden diktirten, Persien und Sparta, verbündeten sich als Garanten, denselben mit allen Mitteln zu Wasser und zu Lande durchzusetzen.

Kehren wir nach Athen zurück! Wie ich sagte, von der gänzlichen Zerrüttung des materiellen Wohlstandes sich aufraffend, hatte Athen keine Zeit, Tragödien aufzuführen, Komödien zu belachen, Kunstwerke aus dem Boden emporsteigen zu lassen. Es war eine Zeit des nothwendigen und gesunden Materialismus; da haben die Athener jene Kraft, jene Energie gezeigt, da, wo Alles verloren zu sein schien, mit der größten Schnelligkeit neues Leben hervorzuzaubern. Die alten Handelsverbindungen wurden wieder angeknüpft, es flogen die athenischen Handelsschiffe nach dem Bosporus, an die Küsten Phöniziens und Kyrenes. Es wurden die Bäume wieder gepflanzt, die Äcker

bestellt, allerwärts wuchsen Fabriken hervor, die in alle Winkel der bewohnten Erde, unter die entferntesten Barbaren die Erzeugnisse des attischen Kunstfleißes brachten.

Ein Mitglied dieser achtbaren Klasse tüchtiger atheniſcher Fabrikanten ist der gleichnamige Vater unseres Demosthenes gewesen. Ein paar Stunden östlich von Athen erhebt sich der honigreiche Bergzug des Hymettos. Hat man ihn, von Athen kommend, überschritten und steigt nieder zu seinem östlichen Fuß, so entdeckt das Auge des Forschers noch heute Trümmerhaufen, das sind wahrscheinlich die Trümmer der Gemeinde Päania, welche in Ober- und Unterpäania zerfällt. Das ist die Heimat und der Geburtsort des Demosthenes. Dort war sein Vater nach attischen Begriffen ein reicher, wohlhabender Fabrikant[1]). Er hatte eine Fabrik für Schwerter und Messer, mit 32—33 Arbeitern, seinem Eigenthum, das auf 190 Minen geschätzt wurde[2]). Dann besaß er eine Bettstellen-Fabrik, welche ihm mit 20 Sklaven um 40 Minen verpfändet worden war. Dann ein auf festen Zins von 1% angelegtes Betriebskapital von 70 Minen. Zu diesem Arbeitskapital, das in beiden Fabriken stak, kommt noch ein todtes Kapital hinzu, bestehend in Holz, Elfenbein und Eisen, 80 Minen, Kupfer, Galläpfeln (zu Firniß), 70 Minen — für die Fabrikation; endlich auch noch das Haus, 30 Minen, Schmuckſachen, Silberzeug und ein kostbares Ameublement, 180 Minen, zusammen 360 Minen werth. Um kurz zusammenzufassen: das Betriebskapital, das todte Kapital und endlich die Baarausstände, welche bei verschiedenen Wechslern oder Banken verliehen waren, in der Gesammtsumme von 826 Minen = 13 Talente 46 Minen, betrug das ganze Vermögen in runder Summe ungefähr 14 Talente = 84,000 Franken. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß nicht nur der Werth des Geldes damals mindestens das zehnfache des heutigen überstieg, sondern auch, daß bei der außerordentlichen Einfachheit der Lebensweise in Athen, selbst bei reichen Leuten, die Ausgaben viel geringer waren als sie heut zu Tage sein müssen. Daher können wir immerhin unsern Demosthenes einen attischen Millionär nennen. Jedenfalls gehörte er zu der ersten Steuerklasse der Bürger, und es wird besonders hervorgehoben, daß er alle

Leistungen, welche er dem Staate schuldig war, pünktlich und vollständig erfüllt habe.

Er vermählte sich mit Kleobule, der Tochter eines athenischen Bürgers Gylon, der nach mannigfaltigen Schicksalen in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Den größten Theil seines Lebens hatte er in den sogenannten bosporanischen Staaten zugebracht, auf der heutigen Krim, welche damals von einer Reihe blühender Handelsstädte eingefaßt war, die unter sich einen gemeinschaftlichen Staatencomplex bildeten und Jahrhunderte lang mit Athen im allerbedeutendsten Handelsverkehre gestanden sind. So ändern sich die Handelsbeziehungen, seit jener Zeit ist nicht wieder ein so bedeutender Verkehr zwischen der Krim und dem Abendland gepflogen worden; damals war es namentlich die Einführung von Getreide, welche die enge Verbindung so bedeutend machte. Jedenfalls ist es nicht zufällig, daß Demosthenes mütterlicher Seits dieser Verwandtschaft angehört hat; sicher durch die Erinnerung an die Mutter wurde frühzeitig sein Blick über die engen Grenzen Attikas hinausgeführt in jene fernen und doch durch und durch griechischen Gegenden. Freilich wird dadurch seine Abkunft von der Mutter her zweifelhaft, wie Äschines ihm vorwirft, daß seiner Mutter Vater vielleicht nicht mit einer echten Bürgerin, sondern mit einer Barbarin, vielleicht mit einer skythischen Fürstentochter vermählt gewesen sein kann; denn es war etwas Häufiges, daß Söldner etwa thrakische Töchter heimführten, leitet ja selbst der große Thukydides sein mütterliches Geschlecht von barbarischem Königsblute ab. So ändern sich die Zeiten: eine solche Vermählung mit einem auswärtigen Fürstenhause galt einem athenischen Bürger als Mesalliance!

Die Ehe und das Familienleben des Demosthenes und der Kleobule scheint glücklich gewesen zu sein. Drei Jahre nach dem antalkidischen Frieden (384 v. Chr.) wurde Demosthenes geboren, zwei Jahre später eine Schwester, deren Namen die Geschichte nicht kennt. In diesen Einzelheiten und Kleinlichkeiten der persönlichen Verhältnisse sind die Alten im Gegensatze zu dem Bienenfleiß unserer modernen Literarhistoriker, welche über alle Geliebten der zeitgenössischen Notabilitäten

Forschungen anstellen, merkwürdig stumpf gewesen. — Aber das Glück der Familie sollte nicht lange dauern. Als Demosthenes etwa sieben, seine Schwester fünf Jahre alt war, ergriff den Vater, der, wie es scheint, noch im besten Mannesalter stand, eine Krankheit, und bald erkannte er, daß er nicht davon komme. Er faßte sich als Mann, entschloß sich als Hausvater und Athener, sein Haus zu bestellen. Es ist gewiß die lebendigste Knabenerinnerung des Demosthenes gewesen, die Scene am Todesbette des sterbenden Vaters, welche er selbst mit so lebendigen Zügen geschildert hat[3]). Der Sterbende hatte sein Testament gemacht; er berief die, welche er für die Treuesten und Nächsten hielt, seinen Bruder Demon und den Sohn desselben, Demophon, einen andern Neffen von einer Schwester, Aphobos, und zum letzten einen alten Freund von Kindesbeinen an, Therippides. Er eröffnete ihnen sein Testament, ernannte sie zu dessen Vollstreckern, übergab ihnen als eine Hinterlassenschaft Frau und Kinder. Nach attischer Sitte verlobte er dem ältern Neffen Aphobos seine Gattin, welche bald Wittwe sein sollte; damit sollte er an Vaters Statt in die Familie eintreten, das Haus verwalten, den Sohn erziehen lassen und für die Tochter sorgen, soweit der Vater nicht für sie gesorgt hatte. Denn diese verlobte er dem zweiten Neffen Demophon, und da die Heirath erst nach zehn Jahren sich vollziehen konnte, übergab er ihm schon jetzt die reiche Mitgift von 2 Talenten (= 12000 Fr.) zum Nießbrauch. Auch seiner Wittwe gab er eine Mitgift von 80 Minen (= 8000 Fr.); mehr als sie ihm zugebracht. Den kleinen Demosthenes setzte er dem Aphobos auf den Schooß und ließ sich geloben, daß sie ihre Schuldigkeit thun wollten. Therippides sollte gleichsam als Aufseher darüber wachen, daß das Testament richtig vollzogen werde; ein Legat von 70 Minen sollte ihn darin bestärken.

Der Ehrenmann durfte ruhig sterben, nach menschlichem Ermessen hatte er sein Haus wohl bestellt. Aber er hatte nicht darauf gerechnet, daß Eigennutz und Egoismus selbst über die heiligsten Gefühle siegt. Diese Elenden müssen eine förmliche Verschwörung gemacht haben, die verlassene Familie auszubeuten und zu ruiniren. Freilich, was im Testament, das sie bei Seite brachten, ihnen vortheilhaft war, da griffen

sie rasch zu. Aphobos zog in's Haus, gleichsam als künftiger Herr desselben, bemächtigte sich der Mitgift, des Schmuckes und der Kostbarkeiten, der silbernen Becher u. dgl. Demophon ließ sich sofort die zwei Talente der künftigen Mitgift ausbezahlen, und was das Schlimmste von allem war, statt, wie der Erblasser ausdrücklich nach attischem Brauche verordnet hatte, den Geschäftsbetrieb zu verpachten und eben so sicher als vortheilhaft während der Minderjährigkeit des Sohnes das Vermögen verwalten zu lassen, verwaltete es Aphobos selbst, und zwar in der lüderlichsten Weise. Nach zwei Jahren verließ er das Haus, und es ist ihm nicht eingefallen, die Wittwe zu heirathen. Er überließ der letztern die Sorge um das Haus und die Erziehung der Kinder. Es ist zu bedauern, daß uns von der Mutter auch kein Zug überliefert ist. Nur die innige Liebe des Sohnes erkennen wir in den Reden, in welchen er als ihr und der Schwester Beschützer vor den Richtern auftrat. Aber an der Erziehung hat's nicht gefehlt; selbst den Vormündern blieb doch so viel Scham, daß sie die dazu nöthigen Gelder anwiesen; 7 Minen, 700 Dr. jährlich erscheint selbst dem Demosthenes hinreichend, und wenn auch geklagt wird, daß seine Vormünder den Lehrern die Honorare gekürzt hätten, so waren es vielleicht außerordentliche Lehrer — Demosthenes selbst rühmt sich, daß er in jeder Beziehung die standesmäßige Erziehung eines jungen Atheners genossen hätte. Daß aber die Mutter ausschließlich die Erziehung leitete, scheint auch aus einer Sage hervorzugehen, welche Demosthenes aus Mangel an gymnastischer (turnerischer) Bildung schwächlich sein läßt, und vielleicht hat sein Spitzname βάτταλος, den ihm zuerst seine Wärterin gegeben haben soll, in dieser verweichlichenden Erziehung seinen Grund. Allein daß der Knabe nicht verweichlicht, daß er früh eingeweiht wurde in den Ernst des Lebens, dafür sorgten die Vormünder. Sobald dem Demosthenes das Bewußtsein erwachte, müssen auch zugleich die Klagen der verlassenen Mutter, welche täglich lauter, und die Sorgen für die Zukunft, welche täglich drückender wurden, in ihm lebendig geworden sein. Die schändliche Wirthschaft der Vormünder wurde nachgerade Stadtgespräch. Ein entfernter Verwandter, Demochares versuchte vergebens Vorstellungen

zu machen; selbst bis zu den Ohren des Archonten, des höchsten Beamten, drang die Scandalgeschichte, es half Alles nichts.

So werden wir wohl nicht der Dichtung beschuldigt werden, wenn wir annehmen, daß schon frühzeitig in dem geprüften Knaben der Entschluß erwachte, es sei Recht und Pflicht für ihn, für seine Angehörigen, seine Mutter und seine Schwester, für das Andenken seines Vaters, für seine eigene Zukunft als Retter und Rächer in die Schranken zu treten. Wollte er das, wollte er persönlich diesen Kampf beginnen und führen, so mußte er Redner werden. Denn die Redekunst spielte nicht allein auf den beiden bezeichneten Gebieten, dem epideiktischen und politischen, eine Rolle, sondern auch vor Gericht, und es wird unseren modernen Advokaten, so großen Respekt ich auch vor ihnen habe, wunderlich vorkommen, daß diese attischen Gerichtsreden auch in Civilprozessen, über die ordinärsten Dinge, über Mein und Dein, über Diebstähle etc. ausgearbeitet wurden mit derselben Kunst, wie nur jemals eine Tragödie des Äschylos oder wie eine Ode des Pindar, — gar nicht zu reden von den nothwendigen körperlichen Requisiten der Beredsamkeit, worauf wir nachher zu sprechen kommen.

Frühzeitig also mag in Demosthenes der Gedanke wach geworden sein, sich nicht etwa einer fremden Feder, eines fremden Stiles zu bedienen, sondern selbst die Waffen zu schmieden und zu führen, welche einst gerechte Rache für schnödes Unrecht nehmen sollten. Und da können wir denn wohl der guten Überlieferung Glauben beimessen, daß der bedeutendste Staatsmann jener Zeit, der von ihm hoch gepriesene Kallistratos dazu beigetragen, in ihm diesen Gedanken zu wecken und zu nähren.

Kehren wir mit zwei Worten zu dem weitern Gang der Ereignisse und der athenischen Politik seit dem antalkidischen Frieden (387) zurück.

Wir haben vorher bereits jenen verderblichen Sirenengesang von Freiheit und Unabhängigkeit jedes hellenischen Staates erwähnt; hören wir nun, wie Sparta diesen Artikel ausbeutete. Jeder hellenische Staat soll frei sein, d. h. jeder kleine Staat, jede Stadt, ja jedes Dorf soll unabhängig werden; was einst aus verschiedenen Gemeinden

bestanden, muß wieder in diese Urbestandtheile und Atome aufgelöst werden, — in der Weise, wie 1847 etwa die Großmächte versuchten, die Freiheit der Sonderbundskantone gegen die Unterdrückung durch die Mehrheit und gegen die Freiheit des neuen Bundes zu retten. So wurde Mantineia in die vier Gemeinden aufgelöst, aus denen es einst bestanden; so ein lakedämonisches Heer nach der Chalkidike gesendet, jener dreizinkigen makedonischen Halbinsel, rings eingefaßt von einer Menge kleiner Städte, die sich zu einer Eidgenossenschaft vereinigt hatten unter der Vorortschaft des mächtigen Olynth, aus freiem Antrieb, gewiß: — aber nein! der Bund mußte gebrochen, jede Stadt und jedes Dorf mußte selbständig sein, weil dies sie ohnmächtig machte gegen die Hegemonie Spartas. So wurde es auch bei Theben versucht. Durch List bemächtigte man sich der Stadt, verbannte die Patrioten, löste die Eidgenossenschaft auf. 379 erhob sich Theben: von hier an datirt sich die freilich nur achtzehn Jahre lang dauernde Großmachtstellung Thebens. Ich erinnere nur an die Hauptbegebenheiten, so weit sie für unsern Zweck bedeutend sind. Es kam sofort zum Kampf zwischen Theben und Sparta. Es war nun natürlich, daß Athen den Thebanern Hilfe leistete. Große Feldherrn und Staatsmänner, wie namentlich Kallistratos, benutzten diese Gelegenheit, welche jetzt mit einem Male in Theben einen Feind Spartas schuf. Die Feldherrn Athens, Chabrias und Timotheos, eilten überall hin mit ihren Flotten, überall zeigten sie ihre Macht, und siehe da, der alte athenische Seebund, der seit einem Vierteljahrhundert geschlummert, erhob sich seit 378 von neuem. 376 wurde die lakedämonische Flotte von Chabrias bei Naxos vernichtet, und als Demosthenes mündig wurde, stand Athen von neuem zur See hochgebietend da. Unterdessen hatte Epaminondas Sparta für immer zu brechen und zu vernichten versucht. In drei Heerfahrten suchte er den Peloponnes heim. Durch Herstellung von Messenien, das man das griechische Polen nennen darf, durch Gründung der arkadischen Einheitsstadt Megalopolis hatte er in der nächsten Nähe zwei unabhängige, Sparta feindliche Staaten geschaffen.

Wie verhielt sich Athen gegenüber diesem Kampf zwischen der

uralten Großmacht Sparta und der neuen Großmacht Theben? Die Staatsmänner, welche noch die Traditionen des peloponnesischen Krieges verfolgten, hatten bisher einseitig Sparta gehaßt als den alten bösen Feind, der vernichtet und ausgerottet werden müsse. Mit Kallistratos kam ein neues Geschlecht und ein neues Prinzip der athenischen Politik, welche mit dem modernen Begriff der Gleichgewichtspolitik bezeichnet werden kann. Die Sache hat Demosthenes selbst klar ausgesprochen, wenn er sagte, daß weder Sparta noch Theben entweder zu mächtig oder zu schwach werden dürfe. So lange daher die Thebaner in ihrem eigenen Lande von den Spartanern bedroht waren, da waren schnell die athenischen Feldherrn zur Hand, jene zu schützen; als aber Epaminondas hinabzog in das Eurotasthal und Sparta zum ersten Mal feindliche Waffen in seiner Nähe blitzen sah, da zog Iphikrates rasch nach, und Sparta wurde durch die Athener gerettet.

Diese Politik hatte selbstverständlich ihre großen Gegner, namentlich unter der ältern Schule. Der Hauptrepräsentant derselben war der greise, unverwüstliche Aristophon, der unmittelbar vor dem Kriege geboren wurde und beinahe hundert Jahre später erst gestorben ist. 366, wenige Monate vor der Mündigwerdung des Demosthenes, geschah es, daß die Grenzstadt Oropos in Folge bürgerlicher Unruhen von Athen sich losriß, die Thebaner zu Hilfe rief, und daß diese dann die Stadt behielten. Die Folge davon war nicht nur eine ungeheure Entrüstung gegen den Feind, sondern auch eine große Erbitterung gegen den leitenden Staatsmann Kallistratos. Es wurde ihm vorgeworfen, er habe Verrath geübt, er und sein Freund Chabrias, und beide wurden mit Hochverrathsklagen bedroht. Die Stimmung war außerordentlich gefährlich, und Jedermann sah der Verurtheilung des gefeierten Staatsmannes entgegen. Es war eine cause célèbre, wie wir es jetzt nennen würden, dieser Prozeß des Kallistratos wegen Oropos. Von fern und nah strömten die Leute zusammen, um die Entscheidung in nächster Nähe zu sehen. Auch Demosthenes ging hin, und als er dort Zeuge war, wie Kallistratos mit unbesiegbarer Beredsamkeit alle die Verdachtsgründe niederschmetterte, alle Angriffe der Feinde zu nichte machte, so daß dasselbe Volk, das zu Anfang seinen Tod gerufen, ihn

feierlich und unter Jubelgeschrei nach Hause begleitete: da mag der Gedanke in ihm wach geworden sein, um jeden Preis dieser Beredsamkeit Herr zu werden, welche die Herzen der Menschen zu leiten wisse, wohin der Redner es mit seinem Gewissen verantworten kann.

Ihnen allen, verehrte Anwesende, sind jene Geschichtchen bekannt von den Mühen und Arbeiten, welche Demosthenes gehabt, ehe er eine unvollkommene Begabung zu überwinden im Stande war. Was davon Fabel, was wahr, kann heute kein besonnener Kritiker entscheiden. Das dürfen wir sicher annehmen, daß Demosthenes, wie ja alles Große und Schöne nicht von selbst dem Menschen in den Schooß fällt, nicht ohne besondre Arbeit jener schweren Kunst Meister und Herr geworden. So wird erzählt, er habe den ersten Buchstaben seiner Kunst, der Rhetorik, das R nicht aussprechen können; er sei schüchtern und schwach auf der Brust gewesen, und spätern Touristen wurde das unterdische Gemach gezeigt, wo er Monate lang halb rasirt sich aufgehalten habe, um sich einzuüben, wo er vor dem Spiegel seine Bewegungen einstudirte und das Schwert aufgehängt hatte, um sich das Zucken der Schulter abzugewöhnen. Darauf brauchen wir nicht weiter einzugehen; aber das steht fest, schon diese körperlichen Erfordernisse mußten im vollkommensten Maße errungen sein, wenn Demosthenes auch nur vor Gericht in simpeln Prozessen den Preis gewinnen sollte.

Wenige Monate nach dem Prozeß von Oropos (366), in seinem achtzehnten Jahre, ward Demosthenes mündig. Die Vormünder legten Rechenschaft ab, eine sehr einfache Rechenschaft; sie übergaben ihm sein Haus, noch 14 Sklaven und 31 Minen baar, Summa 70 Minen oder 7000 Drachmen. Alles andere war verthan. Demosthenes versuchte den Weg der Sühne, er berief sich auf ein Familien-Schiedsgericht, dem sich die Vormünder unterwerfen sollten: die Vormünder weigerten sich. Dann lud er sie vor die Diäteten oder Friedensrichter: auch hier wichen sie aus. So kam es endlich zur Klage. Das war keine Kleinigkeit. Das Testament war verschwunden; seit zehn Jahren war gewirthschaftet. Jetzt mußten alle Belege zusammengebracht werden.

Dieses athenische Handels- und Gerichtswesen darf man sich nicht so patriarchalisch einfach vorstellen; es wurde eben so viel geschrieben

als bei uns. Vor allen Dingen mußte Demosthenes die Gesetze kennen, nicht bloß Redner werden in unserm modernen Sinn, sondern auch Jurist. Es blieb nichts anderes übrig, als sich ganz und gar dem tüchtigsten und besten der damaligen Civiljuristen und Lehrer in die Lehre zu geben. Das war Isäos, von dem nicht weniger als 12 Reden übrig sind, alle ohne Ausnahme in Erbschaftssachen, Beweis genug, daß dies das Feld war, worin er sich auszeichnete. Des Isäos Stil zeichnet sich aus eben so durch die größte Schärfe und Klarheit, wie durch das Ebenmaß der Perioden. Seine Gesetzeskenntniß ist außerordentlich, seine Beweisführung überaus scharf, freilich aber auch advokatischer Künste nicht ganz baar, so daß später Demosthenes' Gegner sagten, er habe die Kniffe von Isäos gelernt.

Zwei Jahre lang dauerten die Vorbereitungen zum Prozeß. In's Jahr 364 fällt seine erste Rede. Er klagte die drei Vormünder, jeden einzeln an, und zwar von dem Satze ausgehend, daß das Vermögen bei gehöriger Bewirthschaftung, d. h. bei Verpachtung, leicht auf's Doppelte hätte gebracht werden können. Er forderte von jedem 10 Talente Ersatz, zusammen 30 Talente.

Vier Reden sind noch übrig, welche Demosthenes in dieser Vormundschaftssache gehalten. Fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit den Einzelheiten behelligen wolle. Was für uns Interesse hat, der Stand des Vermögens, wurde früher angegeben.

Diese Reden tragen noch den Charakter des Isäos, der ihm wohl auch dabei geholfen haben mag. Die erste Rede, die er in seinem zwanzigsten Jahre hielt, beginnt mit einer rührenden Darlegung seiner jugendlichen Befangenheit und des Vertrauens auf die Gerechtigkeit seiner Sache und seiner Richter. Dann kommt einfach und nüchtern die Darlegung des gesammten Vermögensbestandes, der Nachweis, wie unverantwortlich die Vormünder an ihm gehandelt. So rasch gab sich jedoch Aphobos nicht gefangen; er brachte verschiedene Ausreden, namentlich behauptete er, daß Demosthenes Vater möglicherweise ein größeres Vermögen gehabt, es aber bei Seite geschafft und der Wittwe oder dem Schwiegervater Skylon übergeben habe. Gegen diese Ausreden hielt Demosthenes seine zweite Rede gegen Aphobos, in der er sie in

gründlichster Weise zu nichte machte, nicht allein durch thatsächliche Beweise mittelst Zeugen und Documente, sondern auch durch Beweise mittelst Indicien und Wahrscheinlichkeitsgründe aller Art.

Hören wir nun ein Stück aus dem Schluß dieser Rede, die auf der einen Seite den Schmerzensschrei des mißhandelten Jünglings, welcher für das ihm Heiligste auftritt, für Mutter, Schwester und das Andenken des Vaters, andererseits das feste Vertrauen auf seine gerechte Sache und das bescheidene Selbstbewußtsein desselben zeigt[4]).

„So helft uns denn, helft uns um des Rechtes und um Eurer selbst und um unsert- und um des hingeschiedenen Vaters willen! Rettet uns, erbarmt Euch, da diese Verwandten hier sich unser nicht erbarmt haben. Ihr seid unsre Zuflucht. Ich bitte, ich beschwöre Euch bei Euren Kindern, bei Euren Frauen, bei Allem, was Euch lieb und werth ist. Möget Ihr das Alles genießen! Verstoßt mich nicht, laßt nicht meine Mutter der letzten Hoffnungen für dieses Leben beraubt einem unwürdigen Loose anheimfallen. Jetzt glaubt sie noch, daß ich mein Recht bei Euch finden, daß ich sie dann zu mir nehmen und meine Schwester versorgen werde. Fällt aber, was Gott verhüten möge, Euer Wahrspruch anders aus, wie — glaubt Ihr — wird ihr dann zu Muthe sein, wenn sie sieht, daß ich nicht allein mein Erbtheil verloren, sondern auch meine Ehre eingebüßt habe, wenn sie jede Hoffnung aufgeben muß, meine Schwester in ihrer Dürftigkeit standesgemäß versorgt zu sehen. Männer des Gerichts! ich verdiene ebensowenig durch Euch meines Rechtes verlustig zu gehen, als dieser, so viel Geld unrechtmäßiger Weise zu erwerben. Habt Ihr auch mit mir noch keine Erfahrung gemacht, wie ich einst vor Euch bestehen werde, so dürft Ihr doch hoffen, daß ich hinter meinem Vater nicht zurückstehen werde. Mit diesem aber habt Ihr die Erfahrung gemacht und wißt wohl, daß er im Besitze eines so großen Vermögens nicht nur in keiner Beziehung sich aufopfernd bewiesen, sondern auch fremdes Gut bei Seite geschafft hat."

Der erste Prozeß ward glücklich entschieden, Aphobos zu der verlangten Entschädigung von 10 Talenten verurtheilt. Damit war aber die schnöde Geschichte noch nicht zu Ende, mit der ich Sie nicht im

Einzelnen aufhalten und langweilen will. Unmittelbar vor der Mündigwerdung 366 hatte Aphobos im Übermuth die Schwester eines wohlhabenden Mannes geheirathet, die Mitgift aber nicht eingezogen, sondern dem Schwager gelassen, der sie ihm verzinste. Ich erwähne solche Einzelheiten, um Ihnen einen Einblick zu geben in das kleinbürgerliche Leben der Athener. Als nun Demosthenes nach der Verurtheilung des Aphobos auf dessen Vermögen Beschlag legen ließ, schritt Onetor, dieser Schwager, ein und sagte, diese Güter seien ihm verpfändet, weil Aphobos noch die Güter seiner Schwester besitze, von der Aphobos unterdessen wieder geschieden war.

In den beiden Reden gegen Onetor weist nun Demosthenes nach, daß alles das Schwindel sei, daß erstens die Mitgift gar nicht ausbezahlt worden sei, während jetzt Onetor, um sich bezahlt zu machen, die Besitzergreifung des Demosthenes hindere, daß zweitens die Scheidung der Schwester nur eine Scheinscheidung sei, lediglich um durch Chikane den Demosthenes seines Rechtes zu berauben.

Hier bricht der Faden für uns ab; wir wissen nicht, ob es Demosthenes gelungen, gegen diese zwei Chikanen durchzudringen. Überhaupt scheint der junge Mann ganz allein gestanden zu haben; wir spüren von keinem Einfluß reicher Gönner etwas; aber des Aphobos Bruder ließ sich in dieser Zeit Realinjurien gegen Demosthenes zu Schulden kommen. Wie daher endlich die Sache ausgegangen, darüber sind keine bestimmten Überlieferungen vorhanden. Wir können nur ahnen, daß wahrscheinlich denn doch das Schicksal des Aphobos den beiden andern Vormündern Schrecken einflößte, und daß sie es nicht auf's Äußerste ankommen ließen, — daß andrerseits Demosthenes, nachdem er gesehen, wie mächtig Chikane und Verschwörung sei, den Grundsatz befolgte: Besser ein magerer Vergleich, als ein fetter Prozeß. Wir erfahren nur, daß Demosthenes lange nicht dasjenige bekam, was er wirklich zu fordern berechtigt war, und daß — ein echter Zug des atheniſchen Bürgerwesens — sein Gegner Aeschines ihm vorwarf, er habe auf unverantwortlich leichtfertige Weise sein Erbgut den Feinden preisgegeben [5]).

Bis hieher war es meine Absicht, Sie in unserer heutigen ersten

Zusammenkunft zu führen. Lassen wir noch einmal den Eindruck zusammen, welchen die Jugendgeschichte des Demosthenes auf uns macht, so werden wir dabei unwillkürlich an jenen griechischen Vers erinnert, welchen der alternde Goethe seinem „Wahrheit und Dichtung" vorgesetzt hat:

Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται,

was wir wohl mit dem Bibelworte frei übertragen können: „Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er". Denn wahrlich, wenige haben eine so freudenlose Jugend durchlebt, wie unser Staatsmann. In den Jahren, wo man sich den fröhlichen Thorheiten hingibt, da der Ernst des Lebens uns noch verhüllt ist, wo man mit dem Freunde schwärmt, liebt und trinkt, hat Demosthenes einen tiefen Einblick gethan in die Verdorbenheit der Menschen, hat er den Eigennutz kennen gelernt, der selbst die heiligsten Bande nicht achtet. In den Jahren, da man noch nicht sorgt, dem Vater oder einem väterlichen Freunde alle Sorge anheimstellt, wo man gar nicht daran denkt, daß das Geld, das man hinwirft, einmal ein Ende nehmen könnte, da hat er bereits die Pflichten eines Hausvaters, eines Vertheidigers seiner häuslichen Ehre, eines Beschützers seiner Familie erfüllen müssen. In der That, eine harte Zucht, durch die er gegangen! Und wir werden ferner sehen, daß diese harte Zucht auch mit dem Eintritt in sein Mannesalter noch nicht aufhört. Aber auch die andere Seite hat nicht gefehlt, und wenn anders Ihre wohlwollende Geduld mich fürder begleitet, so hoffe ich, werden Sie gemeinschaftlich und übereinstimmend erkennen, daß er zwar gezüchtigt worden, daß ihn aber auch der Herr lieb gehabt hat, daß er einen guten Kampf gekämpft hat für die höchsten und heiligsten Güter, die es stets und in alle Ewigkeit für den Menschen gibt, daß er mit dem Bewußtsein, diesen Kampf nach bestem Wissen mit den ehrlichsten und sittlichsten Mitteln gekämpft zu haben, in's Grab steigen durfte, und daß ihm auf dieses Grab die Mitwelt, selbst persönliche Feinde nicht ausgenommen, und die Nachwelt bis auf diesen Tag die Palme des Sieges gelegt hat.

Zweiter Vortrag.

Der thukydideische Perikles sagt[6]): „Seine Armuth zu gestehen, ist Niemandem eine Schande, aber nicht durch Arbeit aus ihr emporzukommen, ist viel mehr eine Schande". Dies war der allgemeine Grundsatz in Athen, wie auch in Zürich, denke ich: Das größte Genie, wenn es nicht arbeiten wollte, ward hier wie dort verworfen, und daß „der Übel größtes die Schulden", war auch in Athen anerkannt. So mußte denn unser Demosthenes daran denken, sich sein Brod zu verdienen: es war ihm Ehrensache, seines Vaters Haus auf den früheren Stand zu heben, seine Mutter zu sich zu nehmen und die Schwester standesgemäß zu erziehen.

Es stand ihm ein materieller Beruf offen, er konnte Fabrikant werden wie der Vater, Handelsmann, Bankier, Ökonom — das Alles lag ihm fern: wer sollte ihn einführen? Am nächsten lag ihm der Sachwalterberuf, zu dem er sich vorbereitete, in dem er bereits durch seinen Prozeß einen Ruf erhalten hatte, er hatte die Redekunst in ihrer Anwendung auf's wirkliche Leben kennen gelernt. Der Beruf war lohnend wie heutzutage — Honorar zu nehmen galt für eben so anständig wie jetzt, wenn es auch damals schon „Winkelschreiber" gegeben hat —, er war ehrenvoll zugleich und die beste Vorbereitung zur politischen Thätigkeit. Aber worin bestand er?

Wir sind gewöhnt, nur von der Ausbildung des römischen Rechtes zu sprechen, da dieses nicht nur durch eine vollständige Codification sich erhalten hat, sondern in seiner Einwirkung bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist. Nicht minder ausgebildet, ja in vielfacher Beziehung — in Hinsicht auf Handel und Gewerbe — mehr ausgebildet war das attische Recht. Eine bedeutende Rolle spielt das

Gerichtsweſen in Athen, prozeßſüchtig ſind ja die Athener vor allen Hellenen, und die Ausübung des richterlichen Berufes iſt ein Hauptbeſtandtheil im Leben des ſouveränen Volkes:

„Denn wenn die Cicaden einen Mond nur oder zwei
Im Laube ſchwirren, ſo ſchwirren die Athener ſtets
In den Prozeſſen ſitzend all ihr Lebenlang“ [7]).

Nur wenige Andeutungen!

Die richterliche Gewalt wurde von verſchiedenen Gerichtshöfen ausgeübt, Klagen wurden je nach ihrer Natur bei verſchiedenen Beamten eingegeben, namentlich bei einem der Archonten, dem Baſileus, dem Polemarchen, dem Thesmotheten, die ſie an die Gerichtshöfe wieſen; für Kriminalſachen — Mord, Todtſchlag, Brandſtiftung, Gottloſigkeit und andere ſchwere Verbrechen — war vor Allem der Areopag, beſtehend aus Altarchonten, ein Gerichtshof, deſſen ariſtokratiſche Haltung noch jetzt ſprichwörtlich iſt, daneben kleinere Gerichte, wie das am Palladion und Delphinion für Nothwehr oder geſetzliche Tödtung, für fahrläſſige Tödtung, Tödtung von Sklaven oder Nichtbürgern. Da waren für Civilſachen die Diäteten, jährlich in gewiſſer Anzahl aus älteren Bürgern ernannt, vielleicht zwanzig aus jeder Phyle; es richtet immer nur einer, und die Appellation geht an die Heliäa. In Bagatellſachen bis zu zehn Drachmen entſcheiden die Gemeinderichter (κατὰ δήμους δικασταί), vierzig alljährlich erlooſte Männer, die im Lande umherreiſen; in Handelsſachen entſcheiden die Seehandelsrichter (ναυτοδίκαι).

Aber alle überragt die Heliäa, das Sammelgericht, 6000 alljährlich ausgelooſte Bürger; ſie zerfallen wieder in zehn Sectionen oder Dikaſterien von je 500 Mann, und tauſend fungiren als „Erſatzmänner“; es richten nicht bloß ganze, ſondern auch einerſeits getheilte, andrerſeits bis zu 2001 Mann vereinigte Sectionen; der Richterſold beträgt drei Obolen, gleich einem halben Franken. Die Kompetenz dieſer Geſchworenengerichte überwuchert Alles, zunächſt bei allen Verbrechen gegen den Staat, dann — anfänglich als Appellationshof — in allen möglichen Kriminal- und Privatſachen, z. B. Diebſtahl, Betrug u. Ä.; ja ſogar über der ſouveränen Volksverſammlung ſtehen ſie durch die berühmte Klage παρανόμων, „auf geſetzwidrigen Antrag“, ſowohl gegen

die Abstimmung selbst gerichtet, als gegen einen bereits angenommenen Beschluß; wir kommen darauf zurück. So ist die Heliäa gleichsam ein engerer Ausschuß des Volkes selbst, bestimmt, den Souverän ebenso gegen Andere wie gegen sich selbst in Schutz zu nehmen: „das Volk im Gerichtssaal". Wie preist Philokleon in Aristophanes' Wespen das Glück des athenischen Bürgers, dessen Gewalt sich mit der Herrschaft jedes Monarchen messen könne!

„Denn wo in der Welt ist glücklicher mehr, glückseliger mehr und gehegter
Und gefürchteter je noch sonst ein Geschöpf, wie der Richter, sogar der bejahrte?
Denn zuerst, kaum hat er verlassen das Bett, so warten bereits an den Barren
Schlankadlige, mächtige Herren auf ihn; und kommt man ein weniges näher,
So reicht er die zierliche Hand mir hin, die vom Golde des Staates stibitzt hat,
Und bittet und fleht und verneiget sich tief und beschwöret mich wimmernd um Mitleid" [8]).

Und wie ganz anders organisirt sind die aus Senatoren, Rittern und Ärartribunen zusammengesetzten Schwurgerichte der Römer.

Bei einer Vergleichung der attischen, auch der römischen Kriminaljustiz (bis auf die Kaiserzeit) mit der modernen fällt am meisten auf, daß die Begriffe Freisprechung und Begnadigung nicht streng getrennt sind, sondern durchaus zusammenfallen. Natürlich ist hier nicht von gemeinen Verbrechen die Rede, sondern namentlich von Staatsprozessen: nicht nur das strenge Recht, sondern auch die Billigkeit, nicht der nackte Thatbestand, sondern die menschlichen Motive, nicht die einzelne That, sondern der ganze Mensch kommt bei der Freisprechung oder Verurtheilung in Frage. Daher wird nicht nur die Rechtsfrage erörtert, der Beweis durch Zeugen, Dokumente, Indicien geführt, sondern stets und regelmäßig auch an das Herz, an das Gefühl, an das Gemüth der Richter appellirt, und der große Aristoteles hätte seine berühmte Definition von dem Zweck der Tragödie als „einer durch Furcht und Mitleid die Reinigung solcher Affekte bewirkenden Handlung" wohl nicht in dieser Form ausgesprochen, wenn ihm nicht der Begriff des Mitleids so geläufig gewesen wäre. Die athenischen Richter waren eben Menschen mit warmem Herzen, nicht verkörperte Gesetzesparagraphen; ähnliches findet man heutzutage höchstens noch in den Plaidoyers französischer Advokaten.

Es liegt auf der Hand, daß bei diesem öffentlichen und mündlichen

Verfahren, welches mit gründlicher Gesetzeskunde Hand in Hand ging, die lebendige Rede eine sehr bedeutende Rolle spielte. Aber es war zugleich Sitte, daß Jeder sich selbst vertreten mußte. Nun war das nicht Jedermanns Sache, zumal seit Ausbildung der Redekunst durch die Sophisten, noch mehr seit dem Beginn des vierten Jahrhunderts, wo eine eigentliche Berufsbildung immer mehr üblich wird. Namentlich die Leute, welche die meisten Prozesse hatten, Bankiers, Fabrikanten u. s. w., waren nicht dazu fähig, selbst vor Gericht aufzutreten. So bildet sich der Stand der Logographen, „Redenschreiber", aus, entsprechend unsern Advokaten, nur daß sie für ihre Klienten nicht die Prozesse selbst führen, sondern ihnen nur die Reden schreiben, die sie zu halten haben.

Schon Antiphon zur Zeit des peloponnesischen Krieges war ein solcher Logograph gewesen; als Demosthenes mündig ward, hatte er, abgesehen von den di minorum gentium, die Wahl zwischen Isäos, dem Spezialisten in Erbschaftsprozessen, und dem fruchtbaren Lysias. Ziemlich zahlreich ist der Nachlaß der attischen Logographen: außer den 11 Reden des Isäos gibt es etwa 35 unter Lysias', 29 unter Demosthenes' Namen, von denen freilich eine gute Anzahl unecht ist, die aber fast ausnahmslos dieser Zeit angehören und daher interessante Zeugnisse für dieselbe enthalten.

Eine besondere Kunst dieser Reden liegt in der Behandlung der Erzählung des Thatbestandes und der Beweisführung. In jener galt es, klar, anschaulich, lebendig zu erzählen, und bei scheinbarer Unparteilichkeit den Zuhörer doch zu gewinnen — Lysias ist darin Meister — bei dieser spielte neben den Beweisen durch Zeugen und Dokumente namentlich der Indicienbeweis und dann die Kenntniß und Anwendung der positiven Gesetze eine große Rolle. Aber vor Allem ward gefordert Ethopöie, Charakteristik: daher trägt jede dieser Reden nach Stil, Färbung, Stimmung einen andern Charakter: nicht den Advokaten, sondern den Klienten selbst soll man sprechen hören.

So sind diese Reden denn ein Bild des gesammten attischen Lebens; sie geben uns den realen Boden, auf dem sich die Ideale der atheniischen Geschichte erheben; wir lernen die Athener, die wir uns oft nur als

Marathonskämpfer, Tragödiendichter und Parthenonerbauer denken, gleichsam in Schlafrock und Pantoffeln kennen. Alle die kleinen Leiden und Schwächen des alltäglichen Lebens kommen zu Tage: der Kampf um Mein und Dein, Erbschaftstreitigkeiten, Betrug, Eigenthumsschädigung, dann Körperverletzung, Raufhändel, Mord, Todtschlag und wüste Geschichten, ferner Fragen des Handels und der Industrie, auch militärische Vergehen wie Desertion, unrechtmäßiger Bezug von Staatsunterstützung, Tempelraub und andere Vergehen gegen die Götter. Aber Eines ist nicht zu vergessen: diese Reden, die sich so recht mit der Elendigkeit und Schwäche der menschlichen Gesellschaft beschäftigen, sind in ihrer Art eben so gut Kunstwerke als die Tragödie und sonstige Poesie.

„Alles taucht die Hand des Dichters in der Schönheit Ocean."

Wahl und Verbindung der Worte, Stil des Ganzen, Färbung des Einzelnen, Composition und Charakteristik — Alles ist künstlerisch angelegt und doch wieder wie natürlich! Das ist eben der große Unterschied zwischen Athen und allen Folgezeiten: bei uns ist die Kunst eine noble Passion, ein ausschließlicher Besitz und Genuß Weniger, die Athener waren ein Volk von Künstlern. Wie viel Gebildete gibt es bei uns, die nicht einmal einen Zeitungsartikel ordentlich lesen, Männer der Rednerbühne und des Katheders, welche beim Vortrag die gröbsten Idiotismen nicht los werden können! Ein fehlender Apostroph, ein falscher Accent reichte in Athen hin, den Redner, den Schauspieler zu Fall zu bringen. Die Poesie war den Athenern mit dem Ende des fünften Jahrhunderts abhanden gekommen, die Prosarede ist das Kunstwerk des vierten Jahrhunderts gewesen, und Demosthenes und Platon sind ihre Hohenpriester.

Wir wenden uns zu Demosthenes. Unter den 29 Civilprozeßreden, von denen sieben als unzweifelhaft echt anerkannt sind, ist besonders ein Komplex von nicht weniger als neun Reden höchst interessant, die sich sämmtlich auf die prozessualische Thätigkeit eines Mannes beziehen, des Apollodoros, eines Sohnes des ersten Bankiers von Athen, Pasion: acht derselben hat er selbst gesprochen und wahrscheinlich auch selbst verfertigt, die neunte, welche Demosthenes abgefaßt, ist gegen ihn gerichtet.

Es wird von Interesse sein, dieses prozeßreiche Leben kurz zu skizziren. Pasion, schon um 395 der erste Bankier in Athen, Nachfolger des großen Bankgeschäfts von Archestratos, dessen Sklave er war, und der ihm die Fortsetzung seines Geschäftes übertrug, zuerst Niedergelassener, dann mit dem Bürgerrechte beschenkt, betrieb ein großes Fabrikgeschäft (ἀσπιδοπηγεῖον) — tausend Schilde und fünf Trieren schenkte er an den Staat, und sein Credit reichte so weit als der attische Handel.

Wie er bei Archestratos, so diente bei ihm ein Sklave Phormion. Er ließ ihn frei, machte ihn zu seinem Kassier und Buchhalter und übertrug ihm schließlich für zwei Talente vierzig Minen (16,000 Drachmen) die Führung der beiden Geschäfte, wobei er noch sein eigenes Vermögen, 20 Talente in Grundbesitz gleich 120,000 Drachmen, und 50 Talente gleich 300,000 Drachmen in baar herauszog und zinsbar anlegte. Auf seinem Todtenbette — er starb 370 — machte er ein ähnliches Testament wie Demosthenes' Vater: Phormion sollte seine Wittwe Archippe heirathen, als Mitgift sollte sie ein Talent und das Wohnhaus im Werth von 100 Minen, Schmuck, Dienerinnen etc. erhalten; bis zur Mündigkeit des zweiten, achtjährigen Sohnes Pasikles sollte Phormion die Geschäfte unter denselben Bedingungen fortsetzen; erst mit Pasikles Mündigkeit sollte das Vermögen getheilt werden.

Apollodor, der ältere Sohn, 24 Jahre alt, war ein Verschwender und „Tröler". Er hatte zwar keinen Einwand gegen das Testament erhoben, als aber demselben entsprechend Phormion einige Zeit darauf seine Mutter heirathete, trat er dagegen mit einer Klage auf, die er jedoch dann zurückzog. Nun wurde Grundbesitz und Baarvermögen von den Vormündern schon vorher getheilt — Apollodor hatte bloß vom Grundbesitz jährlich 30 Minen — die Geschäfte führte Phormion fort — doch ruinirte er (Dem. 36, 41) durch Leiturgien und großen Aufwand sein Vermögen, namentlich aber durch Prozesse, die sich zum Theil aus der Nachlassenschaft seines Vaters herschrieben; so klagte Kallippos gegen ihn, weil der Vater eine Forderung ausbezahlt hatte, die er für sich in Anspruch nahm[9]); so klagte Apollodor etwa 362 gegen den berühmten Feldherrn Timotheos, der tief im Schuldbuche seines Vaters

verzeichnet stand[10]); so hatte er Händel mit seinem Gutsnachbar Nikostratos[11]). Bei Pasikles' Mündigwerdung (362) erhielt dieser des Vaters Bankgeschäft, Apollodor die Schildfabrik, und nun erhob er, zuerst nach dem Tode der Mutter (360), Ansprüche gegen den wackeren Phormion, die er auch durchsetzte, dann wieder um 352 eine Trölerklage, indem er zwanzig Talente, die Phormion als Betriebskapital von Pasion empfangen haben sollte — in Wirklichkeit hatte er das Geschäft ohne ein solches übernommen — zurückforderte, und gegen diese Klage setzte ihm nun eben Demosthenes die Vertheidigungsrede auf[12]).

Mit großer Wärme nimmt er sich des Phormion an und zeigt wie des Pasion kaufmännische Ehre und ebenso sein Interesse die Übergabe des Geschäftes an Phormion forderten (§ 30). „Eines solchen Stiefvaters braucht sich Apollodor nicht zu schämen. Du brauchst nicht zu fragen: woher stammt Phormions Vermögen? Auch Dein Vater hatte es nicht gefunden: seine Herren erfanden ihn als ehrlich und gerecht und schenkten ihm ihr Vertrauen. Beim Handel aber und bei Geldgeschäften zugleich arbeitsam und solide zu scheinen ist außerordentlich viel. — Wenn Du aber nicht weißt, daß Credit und Solidität das allerwichtigste Betriebskapital für den Kaufmann ist, dann dürftest Du sehr unwissend sein" (§ 44). Wie ganz anders nimmt sich der dankbare Phormion gegen den undankbaren Apollodor aus! „Mein Bester", redet er ihn zuletzt an, „wenn ich Dich so nennen darf, wirst Du nicht aufhören und endlich einsehen, daß es nützlicher ist, brav zu sein als viel Geld zu besitzen?" (§ 52).

Eine andere Rede schrieb Demosthenes gegen Kallikles für Tisias' Sohn: beide waren Gutsnachbarn von ihren Vätern her; ein Regenguß hatte auf Kallikles' Gut Schaden angerichtet, und er klagte auf Schadenersatz, weil eine um Tisias' Baumgarten gezogene Mauer das Wasser auf sein Gut gelenkt habe.

Endlich gibt die Anklagerede wider Konon „wegen Körperverletzung", welche Demosthenes für Ariston verfaßte, ein besonders anschauliches Bild vom athenischen Kleinleben. Hören wir den Kläger selbst[13]): „Wir gingen — jetzt ist's das dritte Jahr — nach Panakton, da wir auf Grenzwache mußten. Da lagerten denn die Söhne dieses

Konon hier nahe bei uns, wie ich's nicht gewünscht hätte, denn die Feindschaft und die Reibereien mit uns fingen da an; wie aber, das sollt ihr hören. Diese da tranken allemal gleich nach dem Frühstück den ganzen Tag und setzten dies fort, so lange wir auf Wache waren. Wir aber verhielten uns gerade so, wie wir's zu Hause gewohnt sind, auch draußen. Wenn nun für die Übrigen die Zeit kam, ihre Mahlzeit zu bereiten, dann ließen sie oft schon ihre Trunkenheit an unsern Burschen aus, schließlich aber auch an uns selber; sie behaupteten, die Burschen belästigten sie mit Rauch beim Kochen, oder sie schimpften sie auf alle Weise; darum schlugen sie sie und warfen ihnen die Töpfe um und besudelten sie und ließen es an keinerlei Frechheit und Übermuth fehlen. Wie wir das nun sahen und uns ärgerten, jagten wir sie erst fort, als sie uns aber höhnten und nicht aufhörten, gingen wir Kameraden alle gemeinsam, nicht ich allein ohne die Andern, zum Feldherrn und erzählten ihm die Sache. Der schalt sie nun aus und machte sie herunter, nicht nur wegen der Frechheit gegen uns, sondern überhaupt wegen ihrer Aufführung im Lager. Ihnen aber fiel's nicht ein aufzuhören oder sich zu schämen: sobald es dunkel wurde, sprangen sie sogleich zu uns herein an diesem Abend, zuerst schimpften sie uns, schließlich aber prügelten sie mich noch und verführten ein solches Geschrei und solchen Lärm beim Zelte, daß der Feldherr, die Taxiarchen und einige von den übrigen Soldaten herbei kamen: die verhinderten denn, daß an uns oder an unsern Gegnern das Schlimmste verübt wurde. Nachdem die Sache nun soweit gekommen war, herrschte natürlich zwischen uns Erbitterung und Feindschaft. Aber, wie ich mit gutem Gewissen sagen kann, es fiel mir nicht ein, sie zu verklagen oder an das Vorgefallene noch weiter zu denken: mein Entschluß war einfach der, mich in Zukunft sorgfältig davor zu hüten, solchen Burschen wieder nahe zu kommen. — — — — — Nicht lange nachher ging ich Abends auf dem Markte spazieren mit Phanostratos, meinem Altersgenossen; da kam Ktesias, des Konon Sohn, heran, beim Leokorion; er war betrunken, und wie er uns erblickte, schrie er, redete mit sich selber wie ein Betrunkener, so daß man nicht verstand was er sagte, und ging vorüber hinauf nach Melite: denn dort kneipten bei dem Walker

Pamphilos dieser Konon hier, ein gewisser Theotimos und viele Andere. Die trommelte Ktesias heraus und rückte auf den Markt, und nun traf sich's, wie wir vom Pherephattion zurückkehrten und wieder umher gingen, daß wir gerade etwa beim Leokorion waren. Da begegneten wir ihnen. Wie wir nun aneinander kamen, da stürzte sich einer von ihnen, ein Unbekannter, auf den Phanostratos und hielt ihn fest, dieser Konon aber, sein Sohn und des Andromenes Sohn stürzten sich auf mich und zogen mir erst den Rock aus, dann stellten sie mir ein Bein, warfen mich in den Koth, und indem sie auf mir herumsprangen und mich mißhandelten, richteten sie mich so zu, daß ich einen Riß in die Lippe bekam und meine Augen zuschwollen; in einem so traurigen Zustande ließen sie mich liegen, daß ich nicht im Stande war aufzustehen oder ein Wort zu sprechen. Wie ich nun so dalag, hörte ich, wie sie viele schlimme Reden führten; das Meiste war ganz lästerlich, ich würde mich schämen, einiges vor Euch zu wiederholen; was aber für seinen Übermuth bezeichnend ist und beweist, daß die ganze Geschichte von ihm ausgegangen ist, will ich Euch noch sagen: er krähte nämlich, indem er die siegreichen Hähne bei den Hahnenkämpfen nachahmte, seine Kameraden aber forderten ihn auf, mit den Ellbogen statt der Flügel sich an die Seiten zu schlagen. Darauf wurde ich von den Leuten, die dazu kamen, kaum bekleidet fortgetragen. Sie aber gingen ihres Weges und nahmen meinen Rock mit. An der Hausthüre erhob meine Mutter und die Mägde Geschrei und Wehklagen; mit Mühe trug man mich in ein Bad, wo ich gewaschen und den Ärzten gezeigt wurde" (Dem. 54, 3 ff.).

In sittlicher Entrüstung weist er die Ausreden des Konon, wie die: es seien eben junge Leute gewesen, zurück: er rügt die schlechte Erziehung, die Konon seinen Kindern gegeben und bemerkt, daß Konon selbst doch schon über das Schwabenalter hinaus sei (§ 22), ebenso verurtheilt er die leichtfertige Art, wie Konon mit Eiden verfährt.

Was hat nun Demosthenes als Sachwalter gelernt? Vor allen Dingen Übung in der Beredsamkeit und jene Ausbildung des Stils, die ihn zum größten attischen Redner gemacht hat, ferner die juristische Behandlung eines Gegenstands und eine genaue Kenntniß der be-

stehenden Gesetze, schließlich Menschenkenntniß: er lernte seine Mitbürger mit ihren guten und bösen Seiten kennen und bekam einen tiefen Einblick in alle möglichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens – die beste Vorschule für den praktischen Politiker.

Damit sind wir zu Demosthenes' politischen Anfängen und seinen ersten Reden in Staatsprozessen gelangt. Ich erinnere in Kürze an die Lage Griechenlands und Athens: an die Erhebung Thebens, die Schlacht bei Leuktra und die vier Heerfahrten des Epameinondas in den Peloponnes, an die athenische Gleichgewichtspolitik unter Kallistratos, die Schlacht bei Mantineia, Spartas Ohnmacht und den raschen Niedergang Thebens, an die glücklichen Chancen für Athen und die Gründung eines neuen Seebundes, der über 70 Staaten umfaßte, wie dann aber der Sturz des Kallistratos eintrat (361) und eine durchaus rücksichtslose böotische Partei in Athen aufkam unter dem alten leidenschaftlichen und gewaltthätigen Aristophon, wie die Trennung zwischen Civil und Militär, Bürgern und Berufssoldaten, Staatsmännern und Kriegsobersten eine stehende wird, das heillose und doch unentbehrliche Söldnerthum immer mehr um sich greift, und die Stellung abenteuernder Condottieri mit jedem Tage unabhängiger wird, wie die thrakischen Fürsten, wie Kotys und Kersobleptes, besonders aber die aufsteigende Macht des Makedonierkönigs in die griechische Politik einzugreifen beginnt; ich erinnere endlich an die Eroberung von Amphipolis durch Philipp (357), die Anstalten der Athener, es wiederzugewinnen, des Chares Eigenmächtigkeit gegen Chios, des Chabrias Tod und schließlich an den unglücklichen Bundesgenossenkrieg (357–355), der alle Hoffnungen Athens wieder vernichtete.

Besonders waren die athenischen Finanzen zerrüttet, und sie suchten die jetzigen Staatsmänner durch armselige und gehässige Mittel zu heben. Da war Leptines, welcher ein Gesetz einbrachte, daß Niemand – wie es oft wegen hervorragender Verdienste um die Stadt als Ehrenrecht Einzelnen gewährt worden war – in Zukunft von den regelmäßigen Leiturgien befreit sein solle, da war Androtion – ein Staatsmann zweiten Ranges, seit 30 Jahren geschäftig, der immer mit den Regierenden ging und die Politik als melkende Kuh benützte – und sein Getreuer

Timokrates: sie besorgten das Eintreiben von Steuerresten mit unerhörter Härte unter Bruch des Hausfriedens und persönlichen Unbilden: sieben Talente wurden auf diese Weise eingebracht!

Dergleichen half natürlich nichts. Daher sehnte man sich nach Frieden — um jeden Preis! Zwei Aktenstücke haben wir für diese Stimmung in Athen: des gutmüthigen Stubenpolitikers Isokrates Rede vom Frieden [14]) — Aufgabe der Seeherrschaft, also auch von Handel und Industrie! und der Grundsatz: „dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden" — und Xenophons Schrift über die Einkünfte (περὶ πόρων), der Schmerzensschrei der attischen Kapitalisten. Eubulos ist der Vertreter dieser, um zürcherisch zu sprechen, „Seiden- und Baumwollen-Politik", er bringt den Frieden zu Stande, Aristophon wird gestürzt und Eubulos wird das Haupt der neuen Regierung, deren Prinzip lautet: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", Frieden für den Augenblick um jeden Preis, auch um den der zukünftigen sichern Gefahr! vor allem gute Finanzwirthschaft, namentlich auch darin, daß man die Reichen, die nicht zur Clique gehören, schröpft und die Massen durch Festgelder und ähnliche Mittel gewinnt und einlullt!

In diese Zeit fällt die Tetralogie der ersten vier demosthenischen Staatsreden: wider Androtion (355. Dem. 22.), gegen Leptines (354. Dem. 20.), wider Timokrates (352. Dem. 24.) und wider Aristokrates (352. Dem. 23.). Zu Eubulos' Genossen gehörte auch Androtion, und der Antrag, den er stellte, zeigt uns den Geist der neuen Zeit. Androtion hatte im Rath gesessen und beantragte, den abtretenden Rath zu bekränzen unter Verdankung der geleisteten Dienste, und obwohl er keine Dreidecker gebaut hatte. Gegen ihn erhob Diodor eine Anklage „auf gesetzwidrigen Antrag", und Demosthenes schrieb die Rede. Er weist das Ungesetzliche des Antrags in objektiver Hinsicht nach wegen seiner Beschaffenheit und in subjektiver wegen seines Urhebers, eines sittlich verwerflichen Menschen, der noch dazu von seinem Vater her Staatsschuldner ist. „Sage Du also nicht: es ist dies oft geschehen, sondern, es ist in der Ordnung geschehen. Denn ist einmal etwas gegen die Gesetze geschehen und Du machst das nach, so folgt daraus nicht von Rechtswegen Deine Freisprechung, sondern erst recht Deine Bestrafung. Denn wäre

einer von Jenen vorher bestraft worden, so hättest Du diesen Antrag nicht gestellt; erhältst Du also jetzt Deine Strafe, so wird kein Andrer einen solchen Antrag stellen" [15]). Trotzdem ward Androtion freigesprochen.

Eine zweite Rede schrieb Demosthenes für Kteſippos und Apsephion gegen das oben erwähnte Gesetz des Leptines 354. Die Rede wirkt wohlthuend, weil sie sich nur gegen den Antrag richtet und durchaus nicht persönlich ist: zunächst bringt der Antrag gar nicht so viel ein, dann ist er ungesetzlich, ungerecht und unrühmlich gerade für eine Demokratie, die verpflichtet ist, verdiente Männer zu belohnen, endlich ist der Antrag auch unvortheilhaft: denn wer wird bei solcher Behandlung Athen noch Dienste leisten mögen?

Die dritte unter den Staatsreden ist die wider Timokrates, ein Zeugniß dafür, wie fest die Clique des Androtion zusammenhielt, und die vierte wider Aristokrates, die in's Jahr 352 fällt. Der Söldneroberst Charidemos von Oreos diente als fahrender Condottiere unter Iphikrates und Timotheos, erhielt dann das atheniſche Bürgerrecht, bis er schließlich in des Thrakerfürsten Kotys Dienste trat, und als dessen Söldnerführer, später sogar als Schwager von dessen Nachfolger Kersobleptes gegen die Athener kämpfte. Nachher hatte man ihn in Athen (er hatte die Unterhandlungen in Thrakien geleitet), mit dem Titel eines Wohlthäters (εὐεργέτης) mit goldenen Kränzen und Geschenken geehrt. Nach einiger Zeit rieth ein Athener seinen Mitbürgern, Charidemos wieder in ihre Dienste zu nehmen als den rechten Mann, der Amphipolis wiedergewinnen könne, und Aristokrates hatte vorher schon beim Rath einen Beschluß durchgesetzt, wenn Jemand den Charidemos tödte, so solle er innerhalb des Bundesgebietes aufgegriffen werden können, wer sich aber des Mörders annehme, sei es ein Staat oder ein Einzelner, der solle ausgestoßen sein aus der Bundesgemeinschaft. Gegen diesen Beschluß, der vor die Bürgerschaft gebracht werden sollte, schrieb Demosthenes die Aristokratea. Der Antrag, sagt er, ist erstens gegen das Recht, welches überall Untersuchung verlangt, namentlich auch bei Tödtungen — das δίκαιον: juristischer Standpunkt — (§ 1—99). Der Antrag ist ferner für Athen gefährlich, da der thrakische Chersonnes am sichersten für Athen ist, wenn die Fürsten mit einander hadern

— das συμφέρον, der Nutzen: politischer Standpunkt — (§ 100–143). Schließlich ist Charidemos eine ganz unwürdige Persönlichkeit, und nun gibt der Redner eine eingehende Schilderung von der Vergangenheit des Söldnerhauptmanns — das καλόν, die Ehre: ethischer Standpunkt — (§ 144–199). Über den Erfolg der Rede verlautet nichts, wahrscheinlich ging aber das Gesetz nicht durch.

Wir kommen zum Schlusse. Was diese Staatsreden zunächst auszeichnet, ist eine gründliche Kenntniß und scharfsinnige Interpretation der Gesetze; die Anträge werden Satz für Satz zergliedert, und man lernt hier den streng juristischen Standpunkt des Demosthenes kennen. Zweitens fällt es auf, eine wie hohe Meinung unser Redner von der Demokratie hat, als der besten Verfassung für Athen; hier allein findet er Recht und Ehre, das δίκαιον und καλόν, verwirklicht; so tief er auch in die Massen des Volkes geblickt, er zeigt keine Verachtung gegen dasselbe. „Wenn Ihr Euch fragen wollt, weshalb man es vorziehen möchte in einem demokratischen statt in einem oligarchischen Staate zu leben, so möchtet Ihr wohl darin den nächstliegenden Grund finden, weil in der Demokratie überall größere Milde waltet“ [16]). Aber es muß eine Herrschaft des Gesetzes geben, Gerechtigkeit und Sittlichkeit («la vertu» bei Montesquieu) sind die Grundlagen der Demokratie. „Solon“, sagt er, „wußte sehr wohl, daß für Leute, die einen schimpflichen Lebenswandel geführt haben, diejenige Verfassung unter allen die verhaßteste ist, unter der es Allen erlaubt ist, von der Schande dieser Leute zu sprechen — denn bei oligarchischen Staaten darf man von den Regierenden nichts Böses sprechen, selbst wenn sie ein noch schimpflicheres Leben geführt haben als Androtion.“ Endlich bewundern wir seinen praktischen Blick in Bezug auf innere und äußere Verhältnisse; die Beurtheilung der auswärtigen Politik weist schon auf den künftigen Staatsmann hin, für den das συμφέρον auch stets das δίκαιον ist. Demosthenes' Reden und Aristoteles' Politik, könnte man sagen, sind das beste Handbuch für einen republikanischen Staatsmann. Als angehender Staatsmann erscheint uns Demosthenes bereits in diesen Staatsreden, aber freilich noch nicht im principiellen Gegensatz gegen die herrschenden Staatsmänner Athens.

Dritter Vortrag.

Es war das Jahr nach dem Abschluß des unglücklichen und schmählichen Friedens mit den Bundesgenossen, als Demosthenes zuerst als Staatsmann aufgetreten ist, indem er die erste der noch vorhandenen elf politischen Staatsreden, die Rede über die Symmorien oder Steuerklassen hielt. Es ist am Ort, indem wir in Demosthenes' politische Laufbahn eintreten, in aller Kürze eine Andeutung zu geben über die Beschaffenheit der demosthenischen Staatsreden und ihre Stellung und ihr Verhältniß eben zu seiner Thätigkeit als Staatsmann.

Ich habe schon erwähnt, daß wir noch elf solcher Staatsreden übrig haben; die vier übrigen ihm zugeschriebenen sind unecht. Die elf wurden sämmtlich vor der Versammlung des souveränen Volkes in Athen gehalten. Wollten wir nun aber annehmen, das sei nun eben die Totalität seiner rednerischen politischen Wirksamkeit, so würden wir uns sehr irren. Diese elf politischen Reden, die einen Zeitraum von 13 Jahren, von 354—341, umfassen, sind natürlich eine verschwindend kleine Zahl gegenüber denjenigen Reden, welche er bei den verschiedensten Gelegenheiten nicht bloß an die Volksversammlung, sondern auch im Großen Rathe gehalten hat. Gleichwohl hören wir nicht, daß im Alterthum mehr Reden gekannt und gelesen worden sind als die genannten elf. Es steht also fest, daß Demosthenes nur diese zur Herausgabe bestimmt und bearbeitet hat. Schon daraus geht hervor, daß es vollkommen unmöglich ist, die gesammte großartige Thätigkeit des Demosthenes aus diesen Reden vollständig und in allen Einzelheiten zu erkennen und zu verfolgen. Haben wir doch

gerade über diejenigen Jahre, wo Demosthenes unbestritten an der Spitze Athens und damit von Hellas stand, gerade über die Jahre von 341–338, keine einzige Staatsrede übrig. Und es ist um so schwieriger, aus und mit diesen Staatsreden seine politische Wirksamkeit zu beurtheilen, da uns leider eine zusammenhängende gute Geschichtsquelle über die ganze Zeit von der Schlacht bei Mantineia (362) bis zur Thronbesteigung Alexanders des Großen (333) vollkommen abgeht. Nur dem Bienenfleiß und dem außerordentlichen Scharfsinn vorzugsweise deutscher Gelehrten ist es gelungen, nach und nach das in kleinen Bruchstücken zersplitterte historische Material zusammenzubringen und daraus eine Mosaik zu bilden, auf welcher sich dann im Vordergrunde die Staatsreden des Demosthenes als die höchste künstlerische und politische Blüthe abheben.

Damit ist schon ihr Charakter in kurzen Worten gezeichnet, über welchen ich noch einige Bemerkungen vorausschicke. Vergleichen wir die Staatsreden des Demosthenes mit seinen Prozeßreden, insbesondere mit seinen Kriminalprozeßreden, so wird uns schon ein flüchtiger Blick zeigen, daß sie sich zunächst durch ihren Umfang unterscheiden; denn die Staatsreden bilden kaum den vierten oder fünften Theil der Prozeßreden. Wenn wir auf den Inhalt eingehen, so zeigt sich der Unterschied eben so bedeutend. Selbst aus den geringfügigen Proben, die ich Ihnen mitgetheilt, haben Sie gesehen, welche Fülle von Detail zur Ausmalung der verschiedenartigsten Lebensverhältnisse die Prozeßreden enthalten. Alle Persönlichkeiten und Verhältnisse sind bis in's Kleinste, ja, wenn Sie wollen, bis in's Kleinliche verfolgt; ich scheue mich nicht, es auszusprechen, daß auch in Demosthenes' Reden ein gutes Stück von Athens chronique scandaleuse, von athenischem Stadtgeklatsch enthalten ist.

Ganz anders die Staatsreden. Hier ist von kleinlichem Detail nirgends die Rede; selten, daß ein Name genannt wird; die speziellen Verhältnisse, die behandelt werden, sind nur mit wenigen Worten angedeutet. Aber die großen Grundsätze der demosthenischen Politik, die sittlichen Prinzipien, die ihn leiten, die Gründe, welche das athenische Volk bestimmen müssen, ihm zuzustimmen, mit Einem Worte, der ideale

Gehalt der demosthenischen Politik ist uns hier in ewigen, großen Zügen überliefert. Daher es denn auch natürlich ist, daß diese Prinzipien mit leichter Mühe auch auf andere Zeiten angewendet und angepaßt werden können. Daher die größten Staatsmänner aller Zeiten, deren Bildung sie mit dem klassischen Alterthum in mehr als oberflächliche Berührung brachte, daher besonders die englischen Staatsmänner, die man den Griechen nicht entgegenstellen sollte, in Demosthenes den vollendetsten Ausdruck für diejenigen politischen Grundsätze gesucht und gefunden haben, welche sie in der Leitung ihres Inselstaates ausgeübt und mit Beredsamkeit im Parlament vertreten haben.

Nach dieser kurzen Vorbemerkung wenden wir uns zu der Aufgabe, Demosthenes auf seiner politischen Laufbahn zu verfolgen und dabei seine Reden ihrem Charakter und ihrer Beziehung nach zu begreifen. Um aber Demosthenes, um seinem Streben gerecht zu werden, ist es nöthig, daß wir uns die griechischen und athenischen Zustände vergegenwärtigen, wie sie bis zum Jahre 354 sich gestaltet hatten, als Demosthenes mit seiner Symmorienrede die Rednerbühne auf der athenischen Pnyx betrat. Ich will hier, natürlich nur kurz, auf einige Auseinandersetzungen zurückdeuten, welche ich in den beiden ersten Vorträgen zu geben gesucht habe, und mir vorbehalten, wo die lebendige Auffassung es nöthig macht, da auch die allgemeine Skizze wieder im einzelnen weiter auszuführen.

Xenophon schließt seine hellenischen Geschichten, welche mit der Schlacht bei Mantineia abbrechen, wie plötzlich ein Concert mit einem schrillen Ton endigt, mit folgenden Worten: „Die Unklarheit und Verwirrung in Griechenland ward nach dieser Schlacht noch größer als sie früher gewesen war". Diese Schlußworte kann man als Motto vorsetzen einer Darstellung der griechischen Zustände zu der Zeit, als Demosthenes seine politische Laufbahn begann.

Wie billig, beginnen wir mit Athen. Durch den unglücklichen Frieden hatte es seine Machtstellung vollkommen eingebüßt; nur noch wenige Inseln, wie Lemnos, Imbros, Skyros und der thrakische Chersones, welcher den westlichen Eingang in den Hellespont begrenzt — das heutige Gallipoli —, waren noch den Athenern zugewandte und unter-

thänige Orte. Die Finanzen zerrüttet, die Kriegsmittel erschöpft, die letzten großen Generale durch den Bundesgenossenkrieg beseitigt, Chabrias vor Chios gefallen, Timotheos und Iphikrates 353 durch einen gehässigen Prozeß für immer ihrem Vaterland entfremdet. Schlimmer als alles das war aber der Geist der neuen Staatsverwaltung, den ich als die Politik des Friedens um jeden Preis bezeichnet habe. Die Theorika oder Festgelder, die nach des großen Perikles Bestimmung nur im Falle keine Gefahr drohte, theilweise zur Belustigung des Volkes verwendet werden sollten, waren durch Eubulos ein für allemal nicht zum Nutzen, sondern zum Vergnügen des Volkes angewiesen worden. Da keine Gefahr in unmittelbarster Nähe stand, hatten sich nach so schweren Nöthen die verschiedenen Klassen des Volkes, die wohlhabenden Handelsmänner, Fabrikanten und Bankiers nicht minder wie die Masse der Kleinbürger rasch in diese schlaffe, friedensselige Politik hineingelebt.

Blicken wir nach dem Peloponnes. Hier ist Alles isolirt. Sparta macht, immer ohnmächtig, von Zeit zu Zeit armselige Versuche, das alte feindselige Argos, das neu centralisirte Arkadien mit seiner Hauptstadt Megalopolis und das benachbarte wiederhergestellte Messenien von neuem zu unterjochen. Zu einem gemeinschaftlichen Handeln aber hat es der Peloponnes im Lauf der nächsten zwanzig Jahre nicht gebracht.

Theben, seit Epameinondas' Tode in seine alte Ohnmacht zurückgesunken, litt seit einigen Jahren durch einen fürchterlichen Krieg in seinen Grenzen, den berüchtigten heiligen, oder vielmehr sollte er heißen, verruchten Krieg. Die wilden Phokier, die westlichen Grenznachbarn der Thebaner, waren mit dem delphischen Kirchenstaat in Streit gerathen. Die Amphiktyonen hatten sie in den Bann gethan, die Phokier aber sich darum nicht viel bekümmert und zu den Waffen gegriffen. Im Sommer 354 schlugen sie die Thebaner, eroberten Delphi; die reichen Schätze, welche dort seit Jahrhunderten aufgespeichert worden waren, mußten in die Münze wandern, und Tausende von Söldnern strömten den phokischen Condottieri zu, um in Herrlichkeit und Freuden ein Söldnerleben zu führen, so frei und üppig als man sich's nur

denken kann. Nur wenige Stunden von der attischen Grenze wüthete dieser greuliche Krieg: man hatte des nicht Sorge.

Im Norden von Attika folgen Landschaften aufeinander, welche noch jetzt denselben Namen tragen: Thessalien, nördlich bis zum Tempethal, Makedonien, ursprünglich die Flußebene zwischen dem Axios und Erigon, und endlich das große, weite Thrakien, unter welchem Namen eigentlich alles Land bis an die Donau begriffen wurde.

In Thessalien war seit Jahrhunderten ein ewiger Streit zwischen der unabhängigen kleinen Raubritterschaft und den Dynasten, namentlich von Pherä, welche versuchten, das Land zu centralisiren und ein einheitliches Regiment in die Hand zu nehmen. Das Jahr 359 (vier Jahre vor dem Auftreten des Demosthenes) war für alle diese drei Lande verhängnißvoll. Da war zu Pherä der Tyrann, wie er heißt, oder also der Fürst Alexandros ermordet worden, welcher nicht ohne Glück in die Fußtapfen des 370 ermordeten Jason getreten war, um den kleinen Landadel niederzuwerfen und die Raubritter zu zwingen, — ganz dieselben Verhältnisse, wie in Deutschland im 14. und 15. Jahrhundert, wo ebenfalls die Fürsten nach und nach den kleinen Adel gebrochen und unter ihre landesherrliche Hoheit gebracht haben. Nach Alexandros' Tode war den thessalischen Junkern dann der Kamm wieder geschwollen und die alte gemüthliche Unordnung hatte von neuem begonnen.

In Makedonien hatte den Thron bestiegen der Mann, der diesem ganzen Zeitalter sein Gepräge aufdrücken sollte, Philippos, der jüngste Sohn des Perdikkas. Ich will vorläufig erwähnen, daß derselbe bereits seiner Mitbewerber um den Thron sich entledigt, die barbarischen Päonier und Illyrier durch schwere Schlachten zurückgescheucht und endlich bereits angefangen hat, die von einer Masse hellenischer Pflanzstädte besetzte chalkidische Halbinsel mit den drei Zinken Akte, Sithonia und Pallene anzugreifen. Die Eroberung von Amphipolis am Strymon (357), einer alten Bundesstadt Athens, hatte ihn mit den Athenern in Krieg gebracht, der aber von Seite der letztern lässig oder vielmehr gar nicht geführt wurde, weil zuerst der Bundesgenossenkrieg und dann der Friede sie daran gehindert hatte.

In Thrakien endlich war wiederum im gleichen Jahre (359) der mächtige Kotys ermordet worden. Es geht gar gewaltthätig und blutig dort her und selten stirbt ein mächtiger Mann in diesen barbarischen Staaten eines natürlichen Todes. Seinem Sohne Kersobleptes machten ein paar Vettern die Herrschaft streitig. Da warf sich der junge Fürst dem schon erwähnten Söldneroberſten Charidemos in die Arme, welcher so ganz das Bild dieser abenteuerlichen, kühnen, tapfern, aber durch und durch sitten- und gesetzlosen Condottieri darstellt. Er gab ihm seine Schwester zur Frau, und fortan war der Euböer, der zugleich das atheniſche Bürgerrecht besaß, der Reichsverweser und Feldmarschall des jungen Fürsten, nahm sich des neuen Vaterlandes trefflich an, beschränkte die streitenden Vettern auf einen geringen Theil der Macht und versuchte den Athenern den Chersones wegzunehmen, begnügte sich dann aber, sie zu einem Frieden zu zwingen, der für sie unangenehm genug war.

Persien, der alte Todfeind von Hellas, war bereits im Zustand vollkommener Auflösung begriffen. Während die persischen Großkönige in ihren verschiedenen Residenzen schwelgten, hatten namentlich in den letzten fünfundzwanzig Jahren Empörungen und Aufstände an allen Orten und Enden nicht aufgehört. Der kleinasiatische Statthalter Artabazos hatte sich losgerissen und mit Hilfe von griechischen Söldnern seine Unabhängigkeit behauptet. Ägypten und Phönicien befanden sich in vollem glücklichen Aufstande gegen Persien und wurden von dem Athener Iphikrates darin unterstützt.

Von irgend einer Gefahr von Seite dieses Kolosses auf thönernen Füßen konnte daher nicht die Rede sein, — und doch hat sich des Demosthenes erste staatsmännische Thätigkeit gerade an Persien anknüpfen müssen. Es ist sehr zu bedauern, daß uns eben hier genauere zeitgeschichtliche Notizen abgehen, um zu bestimmen, welches die spezielle Veranlassung zu Demosthenes' Rede von den Symmorien gewesen. Ursachen, Gründe hatte allerdings der Perserkönig genug, um mit Athen einen Krieg anzufangen: die schon angeführte Unterstützung der aufrührerischen Ägypter und Phönicier durch einen atheniſchen Feldherrn, die eigenmächtigen Maßregeln des Chares im Bundesgenossenkriege, —

nun, wenn man Krieg führen will, so ist man niemals um Vorwände verlegen. Genug, in Griechenland liefen Gerüchte, daß der neue Perserkönig Artaxerxes Ochos, der in dem verhängnißvollen Jahre 359 den Thron bestiegen, ganz außerordentliche Rüstungen mache. Man sprach von 1200 Kamelen, welche den Sold für seine Armee zusammenschleppten; das gesalzene Fleisch für seine Truppen häufe sich bergehoch empor. In Athen traten Redner auf, welche ihre Besorgniß vor solchen Rüstungen aussprachen und den Antrag stellten, daß Athen, erinnernd an die Einigung in den Perserkriegen, zur Sammlung rufen und das ganze Hellas unter seinem Banner zu einem Nationalkriege gegen Persien vereinigen solle.

Schade, daß wir nicht wissen, wer diese Redner waren. Der Friedenspartei des Eubulos haben sie jedenfalls nicht angehört. Ich glaube, daß sie aus der Schule des alten, guten Isokrates gewesen sind, dessen Friedensbroschüre wir im letzten Vortrag charakterisirt haben; später werden wieder auf den Mann zurückkommen. Ihm schwebt immer der Gedanke an die Wiederherstellung der guten, alten Zeit vor, mit ihren Schlachten bei Marathon und Salamis, die Einigkeit aller Griechen und die Besiegung Persiens. Die Erinnerung an die Perserkriege war in Griechenland das, was bei uns in der Schweiz die Erinnerung an die glorreichen Schlachten des 14. und 15. Jahrhunderts, nur mit dem Unterschiede, daß man sich nicht begnügte, ihrer bei den festlichen Anlässen zu gedenken, sondern oft auch praktische Politik damit zu machen versuchte.

Wunderbar, daß wir nichts von den Anstrengungen der Friedenspartei hören, diese thörichten Phantasieen zu bekämpfen. Demosthenes sagt selbst, er sei der erste oder höchstens der zweite gewesen, der dagegen aufgetreten. Wahrscheinlich meinte Eubulos, wenn das Kriegsfeuer nur erst etwas verpufft sei, werde die alte Friedensseligkeit von selbst wieder zurückkehren.

Demosthenes nun trat gegen jenen Antrag in die Schranken, und gleich diese erste Rede zeigt den Staatsmann im schneidenden Gegensatz zu den bloßen Schönrednern sowohl als auch zu den Idealpolitikern. Die Rede sollte eigentlich heißen: „Von der persischen Frage", denn

das ist der erste Haupttheil. Dennoch aber wurde ein solches Gewicht auf den zweiten Theil gelegt, daß man sie gewöhnlich: „Von den Symmorien" betitelt. Demosthenes beginnt gleich damit, daß er entschieden den Stab bricht über die Schönredner, welche nichts besseres zu thun wissen, als die Thaten der Vorfahren, die alte Zeit zu rühmen, ein sehr wohlfeiles Thema, welches den Ruhm und die Ehre derselben gleichwohl nicht erschöpft. Er beweist klar und schlagend, daß an eine Gefahr von Seite Persiens nicht zu denken, weil es durch die innern Zustände lahm gelegt sei, noch daß eine Möglichkeit sei, griechische Söldner gegen Griechenland durch persisches Gold zu dingen, endlich, daß an keine Coalition gegen Persien zwischen Athen und Theben zu denken. Wenn nun ohne allen Grund Athen die Unklugheit beginge, ungerechtfertigter Weise zum Kriege aufzufordern, so werde es im besten Falle nur die allgemeine Zerfahrenheit und Uneinigkeit Griechenlands zu Tage bringen und sehr leicht gerade dadurch das herbeiziehen, was man vermeiden wolle. Dann würde Persien mit vollem Rechte gegen Athen auftreten und bei dem gegenwärtigen Zustande der politischen Verhältnisse nur zu viele griechische Staaten finden, die sich mit den Persern verbinden würden. Viel wichtiger sei es, sich zu rüsten für alle Fälle und gegen alle etwaigen Feinde. Und Demosthenes stellte da den Grundsatz auf, der gewissermaßen an das bekannte Wort erinnert, das Cromwell in den Mund gelegt wird: der soll einst seinen Kriegern gesagt haben, den frommen Puritanern mit der Bibel in der einen und der Büchse in der andern Hand: „Schreiet zum Herrn und haltet Euer Pulver trocken!" So sagte Demosthenes: Gerechtigkeit gegen Alle auf der einen, und eine schlagfertige Rüstung gegen jeden Feind auf der andern Seite, das ist die Grundlage, die feste, einer richtigen Politik. Demosthenes begnügt sich aber nicht, dieses Prinzip bloß aufzustellen. In der allernüchternsten Weise gibt er zugleich die Grundzüge einer neuen Organisation der Steuerklassen. 2000 wohlhabende Bürger, statt wie bisher 1200, sollen zusammentreten in eine Anzahl von Klassen, in 20 Klassen zu je 60 Köpfen. Jede dieser Klassen oder Symmorien zerfällt in 3 Sectionen zu je 20 Köpfen. Und ist es nun nöthig, eine Flotte auszurüsten, so sollen

300 Dreidecker bereit sein, so daß auf jede solche Section 3, auf jede Symmorie 15 zur Ausrüstung fallen.

Wir wissen nicht, welchen Erfolg dieser Antrag gehabt hat; mit Sicherheit können wir nur schließen, daß das Reformprojekt vorderhand keine Folge hatte. Dagegen hören wir auch nicht, daß die Athener versuchten, eine Coalition gegen Persien zu Stande zu bringen. Die Friedenspartei hat gewiß den Anträgen des Demosthenes beistimmend zur Seite gestanden.

Von der Thätigkeit des Demosthenes im folgenden Jahre hören wir nichts. 352 lernen wir durch seine Rede für Megalopolis seine Politik in Bezug auf das Verhältniß der griechischen Staaten zu einander kennen. Der grauenvolle heilige Krieg hatte sich in den letzten zwei Jahren zu Gunsten der Phokier und der wilden, zügellosen Söldner entschieden. Die Thebaner waren mehrfach geschlagen worden. Dann waren jene, berufen vom Fürsten von Pherä, in Thessalien eingebrochen und hatten sich mit den thessalischen Rittern glücklich herumgeschlagen. Jetzt glaubte Sparta den Moment gekommen, vollkommen aufzuräumen.

Messenien war geschützt durch die Erklärung der Athener, im Fall eines Angriffs von Seite der Spartiaten ihnen zu Hilfe zu kommen. Anders war's mit Megalopolis. Im Jahr 352 versuchten die Spartiaten, gegen Megalopolis vorzugehen. So trafen gleichzeitig in Athen Gesandte ein von den Spartanern, welche an die alte Bundesgenossenschaft, an gemeinschaftlich gegenseitig geleistete Dienste erinnerten, — und wiederum von den Megalopolitern, welche unter den nämlichen Gründen um Hilfe nachsuchten. Es scheint eine sehr heftige Debatte gegeben zu haben, indem für die Spartaner die Tradition der alten spartanischen Politik, für die Megalopoliter die der thebanischen Politik sprach. Da trat Demosthenes in die Mitte, indem er gleich im Anfang sagte, es handle sich weder um Sparta noch um Theben, sondern um Athen. Er vertrete einzig und allein die atheniſche Politik und das, was seiner Stadt vortheilhaft sei. Er führt nun in gedrängter, aber scharfer Beweisführung alle diejenigen Einwände auf ihr Nichts zurück, welche man gegen die Unterstützung von Megalo-

polis geltend gemacht habe. Man hätte gesagt, es wäre eine Wankelmüthigkeit von Athen, gegen Sparta aufzutreten, für welches Athen bei Mantineia gefochten und geblutet. Man hatte auch den alten Haß gegen Theben wach zu rufen gesucht und überzutragen auf dessen Vasallenstaat Megalopolis. Demosthenes nimmt hier wiederum jene schon von den älteren Staatsmännern, wie Kephalos und Kallistratos aufgestellte Idee der hellenischen Gleichgewichtspolitik auf. „Athen muß daher sorgen, daß weder Sparta noch Theben noch überhaupt ein anderer Staat übermächtig werde. Und es kann dies thun, ohne irgend einem Staate zu nahe zu treten, wenn es überall die Gerechtigkeit aufrecht hält, wenn es überall den Schwächern beisteht." So proklamirt Demosthenes also hier als Prinzip der athenischen Politik das: stets dem Unterdrückten zu helfen. „Ist dies der Fall, so sind nicht *wir* die Veränderlichen, sondern jene, welche das Recht nicht in Ehren halten, und nicht *unsere* Politik hat sich geändert, sondern die Verhältnisse, und zwar durch die Herrschsucht der Andern" [17]). „Ja, es ist möglich, Theben unschädlich zu machen, ohne Lakedämons Macht zu erheben, und zwar ohne Schwierigkeit. Wie geschieht das? Das will ich Euch verkünden! Wissen wir doch Alle, daß Jedermann selbst wider seinen Willen bis zu einem gewissen Grade sich scheut, das Recht zu verletzen, daß Jedermann offen der Rechtsverletzung entgegentritt, zumal wenn der Eine oder Andere dadurch Schaden leidet; und wir werden finden, daß aller Schaden und der Ursprung alles Unheils darin liegt, daß man nicht einfach thun will, was recht ist" (§ 24). „Athenische Männer", so schließt er (§ 32), „ich habe gesprochen, bei allen Göttern, Niemandem zu lieb, Niemandem zu leid, sondern nach bestem Wissen, was Euch frommt; mein Rath also ist: Gebt weder Megalopolis, noch überhaupt jemals die Schwächeren den Stärkeren Preis!"

Hier ist das Prinzip der neuen Politik ausgesprochen, durch welches Demosthenes allmählich hoffte, sein geliebtes Athen wieder an die Spitze zu bringen, zum dritten Mal eine athenische Hegemonie Griechenlands zu gründen, aber auf den ewigen Grundfesten der Gerechtigkeit und unparteiischen Billigkeit.

Von dem Erfolge dieser Rede wissen wir leider wiederum nichts. Wahrscheinlich, daß die Athener, der Friedenspolitik getreu, neutral geblieben sind, weder Sparta noch Megalopolis unterstützt haben. Die Verhältnisse im Peloponnes blieben in dem Zustande, wie ich ihn geschildert habe und zu deren Charakteristik ich noch ein Stück aus seiner Kranzrede anführen will. Der Peloponnes befand sich im Zustande völliger Auflösung: einerseits behauptete sich Lakedämon gegen die Macht seiner Gegner, die es vernichten wollten; andrerseits waren die einst von Lakedämon den Städten gesetzten Machthaber gestürzt worden; kurz, es herrschte hier, wie überall, eine wüste Verwirrung und Unordnung[18]).

Die dritte Rede des Demosthenes knüpft gewissermaßen an die Symmorienrede, namentlich an die Verhältnisse im Orient an, es ist die Rede für die Unabhängigkeit von Rhodos. Erinnern Sie sich, verehrte Anwesende, daß das Zeichen zum Aufstand der Bundesgenossen zuerst von Chios gegeben, dann aber von Kos, Rhodos und Byzanz aufgenommen worden war. Rhodos war dabei namentlich von dem karischen Vasallenfürsten Mausolos unterstützt worden, dem noch 354 seine Schwester Artemisia folgte; sein Grabmal ist das berühmte Mausoleum, das siebente Wunderwerk der Welt, von dem zahlreiche plastische Kunstwerke jetzt durch englisches Geld und englische Thätigkeit wieder gehoben und im britischen Museum aufgestellt sind. Artemisia war gewiß eine zärtliche Gattin, als Fürstin aber jedenfalls so arglistig und gewaltthätig, wie nur irgend eine orientalische Despotin es sein kann. Rhodos mußte seine Befreiung schwer büßen mit einer Knechtschaft unter einer von den Waffen der karischen Fürsten unterstützten Oligarchie. Flüchtige Demokraten kamen nach Athen, um Hilfe zu suchen. Es war das ein schwieriges Ding, diese Hilfe zu empfehlen. Die Stimmung in Athen war so schlecht als möglich. War es doch unzweifelhaft, daß diese Demokraten mit unter denen waren, welche einst gegen Athens Oberherrlichkeit das Banner erhoben hatten. Es ertönten Stimmen dahin: es geschehe den Rhodiern ganz Recht, und Athen sei nicht im Falle, für diejenigen die Waffen zu ergreifen, welche ihm so schwere Verluste zugefügt. Demosthenes erhob sich für

sie mit dem klaren Bewußtsein, daß er hier allerdings eine wenn auch nicht verlorne, so doch überaus schwierige Stellung vertrete. Darum erbittet er gleich im Eingang vor Allem freies Gehör: man soll hören und dann urtheilen. „Die Rhodier haben schwer an uns gefrevelt, desto größer das Glück, daß gerade sie nun gezwungen sind, an unsere Hilfe sich zu wenden. In der That dürft Ihr Euch über die Gelegenheit freuen, die sich bietet: denn faßt Ihr den Entschluß, welcher der einzig richtige ist, so werdet Ihr in der Lage sein, die Schmähungen, die von Verleumdern gegen Athen ausgestoßen werden, durch die That glänzend zu widerlegen. Die Chier, Byzantier und Rhodier haben uns beschuldigt, wir bedrohten ihre Selbständigkeit, darum haben sie den letzten Krieg gegen uns begonnen. Nun aber wird es an den Tag kommen, daß der Mann, der alles das in die Hand genommen und sie dazu überredet hatte, Mausolos, unter dem Vorwand, ein Freund der Rhodier zu sein, sie ihrer Freiheit beraubt hat, und andrerseits die, welche sie in ihren Bund gezogen hatten, die Chier und Byzantier, ihnen in ihrem Unglück gar nicht beigestanden haben — wir dagegen, die sie fürchteten, von Allen die einzigen sind, die ihnen zu ihrer Rettung verhelfen. Und wenn das Alle sehen, so wird die Frucht Eurer Politik sein, daß die Demokraten in allen Staaten darin ein Unterpfand ihrer eigenen Existenz sehen: mit uns gut Freund zu sein! und kein größerer Vortheil könnte uns wohl zu Theil werden, als wenn Alle freiwillig uns ihre aufrichtigen Sympathieen schenken“ [19]).

Demosthenes will den Rhodiern Hilfe gewähren, vor Allem vom Standpunkt der Demokratie und der Freiheit aus. Alle Demokratien seien durch ein solidarisches Band verbunden. Der Demokratie sei die Oligarchie von Natur feindselig, und die Oligarchie müsse darnach streben, alle Demokratien aufzulösen, zu untergraben, zu unterjochen. Indem daher Athen die rhodische Demokratie wieder herstellt, sorgt es nur für sich selbst. Denn käme es einmal so weit, daß Athen rings von lauter oligarchischen — oder wir können wohl substituiren, von monarchischen — Staaten umgeben wäre, dann hätte auch die letzte Stunde seiner Freiheit geschlagen; die Oligarchen würden sich die Hand

reichen und sich verbinden, nicht ruhen, bis die Demokratie gestürzt wäre, weil Athen der einzige Staat wäre, den sie dann noch zu fürchten hätten, der dann doch über kurz oder lang die Freiheit wieder herzustellen versuchen würde. — Und nun entwickelt Demosthenes auch dem Ausland gegenüber das Prinzip der Politik, welche Athen die Hegemonie wieder verschaffen könne. Athen muß werden wie im Innern der Hort der Schwachen, so nach außen hin der Vertreter der Freiheit und der Demokratie. Wenn Athen das erreicht, dann wird es keine Gewalt mehr nöthig haben, dann wird das gemeinsame Vertrauen aller griechischen Staaten ihm freiwillig mit dem Vorkampf auch den Vortritt überlassen.

Diese drei Reden sind wahre Kabinetsstücke. Es thut mir leid, daß ich Einzelnes habe herausreißen müssen; ich hätte noch lange, lange darüber sprechen können; im Grunde hätte ich die Reden alle vorlesen müssen, um zu erschöpfen, was darin enthalten ist.

Der Erfolg dieser großartigen, durch und durch ebenso ideale Begeisterung für die demokratische Freiheit, wie scharfen, praktischen Verstand athmenden Reden war entschieden — ungünstig. Dadurch hätte ja der Friedenspolitik der Garaus gemacht werden müssen. Wenn er mit nüchternem Verstande nachweist, daß, sofern Athen entschieden für die Freiheit eintrete, weder Persien noch andere Fürsten es wagen werden, Krieg anzufangen, so scheint mit dieser fremden Intervention gedroht worden zu sein, wie jetzt Deutsche in Deutschland mit englischem Einflusse drohen.

Die Athener ließen die Rhodier im Stich. Dort überall, in Kos, Rhodos, Byzanz waren Machthaber, welche natürlich den atheniſchen Interessen feindselig waren.

Bis hieher, bis zu Anfang des Jahres 351, haben wir eigentlich noch keinen scharfen, keinen unmittelbar persönlichen Gegensatz zwischen Demosthenes und der Friedenspartei entdeckt. Das konnte aber nicht ausbleiben. Denn jetzt rückte den Athenern die brennende Frage mit Philippos', des Makedoniers, Vorrücken immer näher, und noch im Lauf des Jahres 351 trat Demosthenes durch die erste philippische Rede ebenso dem Philippos entgegen, wie er in derselben der

Friedenspartei den Handschuh hinschleudert. Um dies im Zusammenhang zu begreifen, müssen wir auf Philippos' Anfänge zurückgehen und die früher gegebene Skizze etwas näher ausführen.

Ich bezeichnete das makedonische Land im engern Sinne als die Flußebene zwischen dem Axios und dem Erigon. Das damalige Reich der Makedonenkönige läuft in eine mächtige Halbinsel aus, die sich in drei Zinken spaltet, Akte mit dem weltbekannten Berg Athos, Sithonia und Pallene. Die Makedonier waren durchaus auf das Binnenland beschränkt, da die ganze Halbinsel seit Jahrhunderten von einer Menge größerer und kleinerer griechischer Pflanzstädte bedeckt war. Die Verhältnisse derselben unter sich waren überaus wechselnd. Einzelne, wie Amphipolis am Strymon, gehörten Jahrhunderte lang zu den Vasallenstädten Athens. Zwischen der zweiten und dritten Zinke lag Olynth, das mächtigste, das zu verschiedenen Gelegenheiten als Haupt- und Vorort weder unrühmlich noch schädlich gewaltet hatte. Hier war auch in den 90ern dieses Jahrhunderts ein solcher Städtebund unter Olynths Vorortschaft gegründet, von den Spartanern aber in ihrer egoistischen Auffassung und Ausführung des antalkidischen Friedens nach längeren Kriegen (378) wieder aufgelöst worden. Aber Makedonien war nicht im Falle, in den nächsten Jahren von dieser glücklichen Isolirung der chalkidischen Städte Gebrauch machen zu können. Es war ein barbarisches Ländchen, rings von Barbaren umgeben. Seit Jahrhunderten stand ein König an der Spitze, der, weil es so Mode war bei den Griechen, sein Geschlecht auf niemand geringeres als auf Herakles, des Zeus Sohn und Stammvater so unzähliger Fürsten-, Adels- und Heldengeschlechter, zurückführte. Man hörte nicht viel von Makedonien. Es war ein kleines, ohnmächtiges Ländchen. Der König desselben, Perdikkas II., war während des peloponnesischen Krieges weit entfernt, irgendwie eine aggressive oder auch nur selbständige Politik zu treiben. Perdikkas wußte geschickt zwischen Sparta, Athen, der Chalkidike zu laviren, so daß er 414 unangefochten die Regierung seinem Nachfolger Archelaos übergeben konnte. Archelaos nun ist bedeutend als Hellenisator und Städteerbauer Makedoniens, in ersterer Beziehung gewissermaßen mit Peter dem Großen zu vergleichen. Er hat Alles

gethan, um seine Makedonier, die rohe Barbaren waren, die insbesondere ein greuliches Griechisch sprachen, einigermaßen zu helleniſiren. Euripides ist an seinem Hof gestorben, Sophokles wurde an seinen Hof eingeladen, und sogar den guten Sokrates hat er bei sich haben wollen. So nehmen besonders die höheren Stände, der Adel und der Hof, immer mehr hellenische Bildung an. Nach Archelaos' Tode aber (399), unter seinem Nachfolger Amyntas II., begann die Zersetzung des kleinen Reiches, und es schien, als ob dasselbe wie so viele andere nach und nach namen- und spurlos aus der Geschichte verschwinden sollte. Die chalkidischen Griechen nahmen einen Küstensaum nach dem andern in Besitz. Von Osten brachen die thrakischen Stämme, von Westen die Illyrier, von Norden die Päonier in's Land, um dasselbe zu plündern. Unter den Fürsten war steter Hader und Uneinigkeit. Im Jahre 370 brachen wieder einmal die Illyrier mit einem großen Heere ein. Amyntas stellte sich an die Spitze seiner Ritterschaft, ging den Feinden tapfer entgegen, verlor aber in mörderischer Schlacht Reich und Leben. Die Blüthe seines Heeres fiel ebenfalls unter den Streichen der wilden Nachbarn. Die zehn folgenden Jahre, 370–360, zeigen uns das kleine Reich vollends am Rande des Verderbens: Thronbewerber, welche bald von athenischen, bald von thebanischen Feldherrn, bald von heimatlosen Söldnerschaaren sich unterstützen ließen, — mit Einem Worte, man sollte glauben, daß es aus sei mit Makedonien. — Der jüngste Sohn des Amyntas, Philippos, war von Pelopidas als Geisel nach Theben gebracht worden, und daselbst im Hause des Epameinondas erzogen, hat derselbe, ohne seine barbarische Naturwüchsigkeit aufzugeben — in dieser Beziehung mit Peter dem Großen vergleichbar —, griechische Sitte und Bildung und vor Allem griechische Taktik gelernt. Die berühmte schiefe Schlachtordnung, die Siegerin bei Leuktra und Mantineia, ist unmittelbar aus den Händen ihres Erfinders, des Epameinondas, in die seines barbarischen Zöglings Philippos übergegangen. 359 wurde der derzeitige makedonische König ermordet. Kaum hatte es Philippos erfahren, als er glücklich aus Theben entkam, um in seinem Vaterlande als Thronbewerber aufzutreten, als Thronbewerber, denn zwei Vettern machten ihm die Regierung streitig.

Nie, hochgeehrte Versammlung, hat ein Fürst unter schwierigern Verhältnissen den Thron seiner Väter bestiegen als Philippos. Nie hat ein Fürst nach verhältnißmäßig kurzer Regierung — es sind nicht einmal 20 Jahre — ein zerrüttetes, erschöpftes, an den Rand des Verderbens gebrachtes Reich in großartigerer und festerer Weise consolidirt. Gibt es Regentengröße ohne sittliche Grundlage, so ist Philippos einer der größten Regenten, die je gelebt haben. Und Demosthenes, setze ich hinzu, ist derjenige gewesen, der am weitesten entfernt war, diese große Bedeutung des Feindes zu verkennen; und nur weil Philippos der sittlichen Grundlage, der Gerechtigkeit entbehrte, nur aus dieser Wahrnehmung hat Demosthenes die Überzeugung geschöpft, daß der Kampf gegen ihn nicht nur nothwendig sei, sondern daß er endlich zu einem glücklichen Ende hinausgeführt werden müsse.

Schon vorher habe ich in aller Kürze von Philippos' Thronbesteigung gesprochen. Er hatte die Thronbewerber sich vom Halse geschafft und Frieden mit den Athenern, dann mit Olynth geschlossen, das sich nun der Hoffnung hingab, den alten Städtebund auf der Chalkidike wieder herstellen zu können; um es desto sicherer zu berücken, gab er den Olynthiern sogar das von ihm 356 eroberte Potidäa und Anthemus; schon 357 hatte er Amphipolis erobert und damit den Krieg gegen Athen begonnen, welchen Athen, wie schon gesagt, nicht im Fall war, energisch oder nur überhaupt zu führen.

Philippos setzte unterdessen seine Eroberungen fort und schlug sich mit den Thrakern herum. Da winkte ihm plötzlich im Süden die beste Gelegenheit, um so rasch als möglich in's Innere Griechenlands einzudringen. An Makedonien grenzte Thessalien. Ich habe bereits gesagt, wie der Fürst von Pherä mit dem ritterlichen Landadel in steter Fehde lebte und wie er zuletzt die wilden Phokier mit ihren zuchtlosen Söldnern zu Hilfe rief. Wie es zu geschehen pflegt, wenn in Bürgerzwisten die eine Partei das Ausland um Hilfe anspricht, so wendet sich die andere Partei ebenfalls an's Ausland. Wie der Fürst von Pherä die Phokier, so rief der thessalische Landadel den Philippos herbei. Rasch war er bei der Hand. Aber noch war seine Zeit nicht gekommen. Der Söldneroberst Onomarchos an der Spitze jener aus-

gelassensten, todesverachtendsten Gesellen zerschmetterte 353 in gewaltiger Feldschlacht das ganze Heer des Philippos so, daß derselbe fast ohne Heer heimkehren mußte. Philippos war aber nicht der Mann, sich schrecken zu lassen. Schon 352 erschien er mit einem zweiten, besser gerüsteten Heere. Die thessalische Ritterschaft, die unterdessen die Phokier vollkommen satt bekommen hatte, bot Alles auf, ihn kräftig zu unterstützen. 3000 ihrer Reiter (die Thessalier stellten die beste Kavallerie in Griechenland) begleiteten Philippos, die Phokier wurden vollkommen geschlagen und zerstreut, und die Thermopylen, der Schlüssel Griechenlands, lagen Philippos offen zu Füßen.

Da, im letzten Momente, ermannten sich die Athener. Eine kleine Flotte unter Nausikles erhielt Befehl; die Thermopylen wurden — wir würden sagen, in der zwölften Stunde — besetzt und hier vorläufig dem Philippos ein Riegel vorgeschoben.

Nun aber war die Gefahr nahe genug herangekommen. Zu Athen dachte man daran, was gegen Philippos zu thun sei. Im Jahre 352 oder vielmehr 353 war man auf einen curiosen Gedanken gekommen, und es führt mich das auf den neulich erwähnten Prozeß gegen Aristokrates.

Sie erinnern sich an jenen Charidemos, den Schwager und Feldhauptmann des Kersobleptes. Als Bürger Athens wandte sich jetzt jener an die atheniſche Bürgergemeinde mit der Bitte, man möge ihm das Amt eines Strategen übertragen und den Beschluß fassen, wenn ein Meuchelmord an ihm vollzogen würde, so solle der Meuchelmörder überall in Attika keinen Schutz finden, sondern ausgeliefert werden, und wer sich seiner annehme, solle aus dem Bürgerverbande ausgestoßen sein. Ein solcher Beschluß hätte das Leben des Charidemos, eines sittenlosen Söldnerhauptmanns, für immer solidarisch mit der atheniſchen Politik verbunden und die Athener haftbar gemacht für alle Handlungen desselben. Schade, daß die Verhältnisse, unter denen ein so wahnwitziger Antrag gestellt wurde, uns nicht näher bekannt sind. Euthykles stellte 352 gegen den Antragsteller die Anklage auf Gesetzwidrigkeit, und Demosthenes schrieb ihm die Anklagerede. Ich

will nur mit wenigen Worten, namentlich vom Standpunkte der Politik, darauf eintreten.

Die Rede zerfällt in drei Theile. Zuerst ist an der Hand der Gesetze und durch ausführliche Erörterung nachgewiesen, daß der Antrag wirklich ein durch und durch ungesetzlicher sei. Dann, was uns vorzugsweise interessirt, entwickelt Demosthenes mit der größten Klarheit, daß er auch durch und durch unpolitisch sei. Charidemos sei die rechte Hand des Kersobleptes, der ganz Thrakien zu unterwerfen und die übrigen Fürsten gänzlich zu unterdrücken strebe. Sei einmal Thrakien in Einer Hand, so sei der Chersones gefährdet. Gerade jene Thronstreitigkeiten unter den thrakischen Fürsten seien die sicherste Garantie für den Chersones und Athen. Drittens entwirft Demosthenes ein Bild von dem bisherigen Leben jenes Söldnerhauptmannes, worauf wir hier nicht näher eintreten können, obgleich es sehr interessant zu lesen ist und mit großer Naturwahrheit ein Stück Leben, freilich nicht der erfreulichsten Art vor uns entrollt.

Vom Erfolge wissen wir wiederum nichts. Es scheint, daß Aristokrates durchgeschlüpft ist; aber gewiß hat auch Charidemos die verlangte Garantie nicht erhalten.

In dieselbe Zeit, ein Jahr nach der Anklage gegen Aristokrates, fällt die erste philippische Rede des Demosthenes, die ich schon vorher dahin charakterisirt habe, daß sie nicht allein zuerst dem Philippos die Maske abgerissen, sondern auch der Friedenspartei den Handschuh hingeworfen hat.

Athen mag damals außerordentlich niedergeschlagen gewesen sein. Demosthenes beginnt daher mit Ermuthigungen. „Gerade das, daß Philippos diese Erfolge gehabt hat, muß Euch ermuthigen. Denn nur weil wir nichts gethan haben, nur unsere Schlaffheit hat ihn groß gezogen. Nehmt am Feinde ein Beispiel, werdet wie er, entwickelt Thatkraft und Energie.“ Aber wie bei Demosthenes sich stets der ideale Gesichtspunkt mit praktischer Nüchternheit verbindet, so entwirft Demosthenes sofort auch einen ganz bestimmten Kriegsplan, wie der Feldzug zu führen sei. Er ist unendlich einfach und klar. „Wir müssen eine Heeresmacht zur Defensive und eine kleine stehende Armee

zur Offensive haben. Jene muß darin bestehen, daß 50 Dreiruderer mit einer Anzahl von Roß- und Transportschiffen stets bereit sind, wenn Philippos irgend wo angreifen sollte, eine tüchtige Anzahl athenischer Milizen sofort dahin zu führen. 5000 Hopliten (Schwerbewaffnete) und 500 Reiter sollen dieses Defensiv-Heer bilden. Allein um Philippos in einem fort zu bekämpfen, um den kleinen Krieg mit ihm zu führen — denn daß die Athener in der Feldschlacht dem Philippos nicht gewachsen seien, das weiß Demosthenes sehr gut, und zu einem Eroberungskriege sind die Athener nicht angethan —, um also den kleinen Krieg zu führen, ist ein kleines stehendes Corps von 2000 Hopliten und 200 Reitern nöthig, wovon ein Viertel Bürger, drei Viertel aber Söldner sein sollen. Es ist höchst interessant und charakteristisch: seit ein paar Menschenaltern hatten sich die Athener ganz entwöhnt, selbst in den Krieg zu ziehen, und alle Kriege durch Söldner geführt; persönlich besorgten sie nur die Grenzwachen und die Umzüge der Ritterschaft. Auf einmal hätte Demosthenes dem nicht entgegentreten können. Darum der höchst einfache Vorschlag, drei Viertel des Heeres aus Söldnern zu nehmen. Diese kleine Heeresmacht sollte einem tüchtigen Feldherrn übergeben werden, mit der Vollmacht, zu handeln, wie er es für zweckmäßig finde, überall, wo Philippos sich eine Blöße gebe, mit seinem kleinen Heere bei der Hand zu sein. Es werde auf diese Weise nicht lange dauern, so werde man ihm Feinde ringsum erwecken. — Am Schluß der Rede findet sich neben manchem harten Worte über die Schwatzhaftigkeit und den thörichten Leichtsinn der Athener und ihrer Staatsmänner auch folgendes bedeutungsvolle Wort: „Ich habe meinerseits noch niemals zu Gunsten gesprochen, wenn ich nicht überzeugt war, daß das, was ich Euch sagte, Euch zum Vortheil gereichen werde; so habe ich auch jetzt einfach und ohne Rückhalt alles das freimüthig ausgesprochen, was ich für gut erkannte. Ich wünschte aber, so wie ich weiß, es gereiche Euch zum Vortheil, wenn Ihr das, was das Beste ist, aussprechen hört, auch überzeugt zu sein, daß es auch demjenigen Vortheil bringe, der zum Besten räth“ [20]).

Demosthenes hatte vorausgesehen, daß er mit dieser Rede den

ganzen Zorn der Friedenspartei auf sich laden würde. Und das ist denn nun auch geschehen in jenem berüchtigten Rechtshandel zwischen ihm und dem Meidias. Dieser Prozeß ist aber so wenig erfreulicher Art, daß ich es, obgleich ich ihn noch in diesen Vortrag ziehen wollte, vorziehe, mit demselben den nächsten Vortrag zu beginnen. Denn auch in diesem beschränkten Sinne gilt der Spruch: „Ende gut, Alles gut".

Vierter Vortrag.

Nicht umsonst hatte Demosthenes am Schlusse seiner ersten philippischen Rede die Besorgniß ausgesprochen, daß ihm sein Streben nach Wahrheit möglicherweise übel bekommen dürfte. Die Erbitterung der herrschenden Regierungspartei hat offenbar durch diese Rede den höchsten Grad erreicht, und wir wissen ja allenfalls auch in der Schweiz, daß sogar in Republiken eine fest geschlossene Regierungspartei, welche selbst unter ihren untergeordneten Mitgliedern und Handlangern eine gegenseitige Solidarität aufrecht zu erhalten weiß, wohl im Stande ist, eine unbequeme Opposition zu lähmen und nieder zu halten, auch wenn ihr nicht die polizeilichen Mittel einer absoluten Monarchie zu Gebote stehen. Und es sollte noch im Jahre 350 ein anderer Zwischenfall die Erbitterung nicht bloß der Partei im Allgemeinen, sondern auch eines sehr leidenschaftlichen und gegen Demosthenes schon von früher her persönlich erbitterten Mannes, des Meidias, noch steigern.

Seit jener glücklichen Heerfahrt vor sechs Jahren gegen Euböa (357), wo die Athener mit raschem Beschluß ihre Dreidecker bestiegen und die Euböer von dem lange verhaßten Joch der Thebaner frei gemacht, seit damals herrschte zwischen den euböischen Kleinstaaten und Athen ein gutes Vernehmen, das auch dadurch nicht gestört wurde, daß in einigen dieser Kleinstaaten ein Regierungswechsel stattfand, indem Machthaber oder Tyrannen an die Stelle der republikanischen Beamten traten. Ein solcher Machthaber, Plutarchos mit Namen, von Eretria, war im Herbst 351 nach Athen gekommen, um Hilfe zu suchen gegen Kallias und Tauroſthenes von Chalkis. Er wurde unterstützt von den Machthabern Eubulos und namentlich von Meidias; dieser war ein persönlicher Freund und Gastfreund des Plutarchos. Demosthenes war nahezu der einzige, der gegen diese unnatürliche Coalition zwischen einer Re-

publik und einem, wie es scheint und wie der Erfolg bewies, höchst zweideutigen Tyrannen sprach. „Ich wurde beinahe zerrissen", sagt Demosthenes an einer Stelle der Friedensrede[21]) von dem Empfange, der ihm bei dieser Gelegenheit zu Theil wurde. Und da erkennen wir schon unsern Meister Meidias.

Dieser Mann gehörte zu den reichsten, vornehmsten und übermüthigsten Athenern der damaligen Zeit. Bei einem großen Vermögen imponirte er durch Keckheit, Unverschämtheit, ungeheuern Luxus und einen großen Aufwand zu Gunsten der Bürger und des Staates. Bereits im Vormundschaftsprozesse hatte er persönliche Händel mit Demosthenes gehabt, indem er sich im Interesse der Gegner einst im Hause des Demosthenes selbst in so ungebührlicher Weise gegen Mutter und Schwester desselben benahm, daß Demosthenes auch gegen ihn Klage erhob, aber bei der Unmöglichkeit gegen einen so mächtigen Mann durchzudringen, sich mit einer Vergleichssumme abfinden ließ. Meidias konnte es nun absolut nicht ertragen, daß Demosthenes, den er klein und unbedeutend gekannt, jetzt erfolgreiche Opposition machte und am Ende ihn und seine Freunde vom Staatsruder verdrängen könnte. Ganz besonders scheint es ihn geärgert zu haben, daß Demosthenes in Folge gesunder Wirthschaft mit seinen Vermögensumständen in die Höhe kam und seit seinem Auftreten als Staatsmann wie auch schon früher sich ebenfalls durch bedeutende Leistungen für den Staat auszeichnete. Sie wissen, wie übel es dem Demosthenes mit seinen Vormündern gegangen; aber wir wissen nicht, wie viel er aus dem Schiffbruch des väterlichen Vermögens gerettet hatte. Immerhin kann man annehmen, daß doch noch ein guter Theil des ursprünglichen Kapitals von den Vormündern hat herausgezahlt werden müssen. Unzweifelhaft hat Demosthenes dann als Sachwalter in allen Ehren anständig Geld verdient. Später mag er seine Kapitalien guten Freunden geliehen, auch theils auf Banken theils zu Handelsunternehmungen hergegeben haben, die größern Zins, aber auch größere Gefahr brachten. Genug, Demosthenes erscheint zu den wohlhabendsten, wenn auch nicht reichsten Bürgern gehörend. Bei verschiedenen Gelegenheiten hat er bedeutende Leistungen für den Staat unternommen, ist 359 als Schiffskapitän nach dem Chersones gefahren,

und sein Schiff als das bestausgerüstete hatte die Ehre, den Admiral Kephisodotos zu tragen. Die Expedition gegen Euböa machte er als freiwilliger Schiffskapitän mit und hat bei dieser Gelegenheit die dortigen Verhältnisse jedenfalls vortrefflich kennen gelernt. Außerdem übernahm er noch verschiedene andere Leistungen. Jetzt im Sommer 351 handelte es sich um die Anordnung des großen Dionysien-Festes. Da Niemand anderes in seiner Zunft sich hergeben wollte, trat Demosthenes freiwillig als Choreg auf, übernahm die Choregie d. h. die Ausstattung eines Chores von Flötenspielern. Die Kosten einer solchen Ausstattung waren nicht unbedeutend; 2000 Drachen waren das Geringste.

Dieses empörte nun den Meidias entsetzlich. Er bot Alles auf, ihm die Freude zu verderben und zu verhindern, daß der Neuling den Sieg davontrage. Man erzählt hierüber ganz abenteuerliche Dinge: Meidias habe den Balletmeister bestochen, damit er seine Choreuten recht schlecht unterrichte; es wurde aber entdeckt und der Balletmeister fortgejagt. Ferner sei Meidias beim Goldschmied eingebrochen, der den Goldschmuck für den Chor zu verfertigen hatte, habe den Schmuck zerbrochen oder fortgeschafft.

Das Frühjahr 350 rückte heran und fand eine Heerfahrt gegen Euböa unternommen. Phokion trat an die Spitze; Meidias unter den Reitern und Demosthenes unter dem Fußvolk zogen mit. Anfangs ging Alles gut, und Phokion trug kein Bedenken, einen guten Theil nach Hause zu entlassen, unter ihnen Meidias und Demosthenes; letzterer war auch nach dem Gesetze frei, da er eine Choregie zu leiten hatte. Jetzt nahmen die alten Chikanen ihren Fortgang. Als Demosthenes am festlichen Tage mit seinem Chore heranzog, fand er die Thüre zur Bühne zugenagelt, so daß Verwirrung und Aufschub entstand. Genug, das Ende war, daß Meidias, als das Alles nichts half, zuletzt fortgerissen von Wuth und Leidenschaft im Theater selbst vor allen versammelten Bürgern über Demosthenes herfiel und ihn mit Faustschlägen mißhandelte. Das konnte dem Meidias unter Umständen sehr schlecht bekommen. Demosthenes als Choreg war in geheiligter Stellung, und es hing bloß von ihm ab, den Meidias wegen Asebeia — Gottlosigkeit — beim Areopag zu verklagen; hierauf aber stand

Todesstrafe. Demosthenes benahm sich hier mit ebenso großer Energie als Besonnenheit. Im Theater wehrte er sich nicht, so daß der Versammlung wenigstens der Skandal einer vollständigen Schlägerei erspart wurde. Aber am andern Tage erschien er bei der Volksversammlung als Kläger. Diese Volksversammlung wurde deshalb gehalten, um sofort gegen etwaige Störer des Festes Beschluß zu fassen. Demosthenes erzählte den Hergang, von dem so viele Tausende Zeugen gewesen, und verlangte Genugthuung. Die Freunde des Meidias setzten Himmel und Erde in Bewegung, um eine Beschlußfassung zu verhindern und Demosthenes dazu zu bringen, seine Klage fallen zu lassen. Es nützte nichts. Einstimmig wurde vom Volke, das den Meidias und seine Freunde mit Heulen und Pfeifen empfing, der Beschluß gefaßt, Meidias habe am Feste gefrevelt. Das war nun zwar noch kein Urtheil, aber für die bevorstehende Anklage ein schwer gravirendes Präjudiz. Dennoch zog Demosthenes es vor, nicht die allerschärfste Form der Klage anzuwenden, nicht wegen Asebeia vor dem Areopag, sondern nur wegen Hybris (frevelhafter Mißhandlung) vor dem Heliastengericht zu klagen. Allein ein und ein halbes Jahr dauerte es, ehe der Prozeß zum Austrage kam: so mächtig und festgeschlossen war die herrschende Partei, wenn es galt eines ihrer Glieder zu schützen. Zunächst beschuldigten, von Meidias angestiftet, Euktemon und Nikodemos den Demosthenes der Desertion, weil er die Armee auf Euböa verlassen. Natürlich war dies ein reiner Schwindel, weil Demosthenes wegen der Choregie frei war und der Feldherr ihn entlassen hatte. Da hoffte Meidias, es auf eine andre Weise zu einer Anklage gegen Demosthenes zu bringen. Jener Nikodemos war einige Monate später von einem Freund des Demosthenes, Aristarchos, im Raufhandel erschlagen worden. Offenbar war es nichts als ein in leidenschaftlicher Hitze verübter Todschlag. Meidias bot Alles auf, um die Verwandten des Erschlagenen dahin zu bringen, daß sie gegen Demosthenes, als, wie wir jetzt sagen würden, den intellectuellen Urheber, eine Mordklage erhöben. Diese Verwandten waren aber verständiger. Die Bemühungen des Meidias halfen ihm nichts. Aristarchos ging freiwillig in die Verbannung. So war auch dieser Versuch in's Wasser gefallen.

Jetzt, im Sommer 350, kam Demosthenes durch's Loos in den Großen Rath der Fünfhundert. Jeder aus der Urne hervorgegangene mußte sich einer Prüfung unterziehen, der Dokimasie. Da trat Meidias wieder auf und suchte den Demosthenes wegen seiner angeblichen Betheiligung am Mordhandel zu verhindern seinen Sitz einzunehmen. Mit diesem Versuche fiel Meidias wiederum durch. Wir sehen daraus, wie Demosthenes mächtig und unwiderstehlich, aber langsam emporkam.

So war ein Jahr verflossen als endlich Demosthenes Anstalten machte, den Prozeß zum Austrag zu bringen. Seine Anklagerede war vollständig ausgearbeitet, — sie ist heute noch vorhanden, es fehlt ihr aber noch die letzte Hand, wie an manchen Wiederholungen und Schwächen der Komposition erkennbar ist, deren sich Demosthenes sonst nicht schuldig macht. Im letzten Augenblick ließ sich Demosthenes bewegen, seine Anklage gegen einen Vergleich fallen zu lassen. Meidias zahlte 3000 Drachmen, gewiß weniger als Schmerzensgeld denn als Entschädigung für gehabte Kosten. Es versteht sich von selbst, daß Aeschines später diesen Vergleich zur Beschuldigung des Demosthenes benutzte. „Gar keinen Kopf hast Du auf den Schultern, sondern ein zinstragendes Kapital!" rief er ihm einmal in einer Rede zu[22]). Aber wir dürfen nicht verkennen, daß der Ausgang mindestens zweifelhaft war. Eine Anklage auf Hybris zog entweder ein Todesurtheil oder eine Geldstrafe nach sich, welche das Vermögen des Meidias zerrüttet hätte. Nachdem ein und ein halbes Jahr verflossen, war die erste Erbitterung über die schnöde Mißhandlung dahin. Die Freunde des Meidias, unter ihnen Eubulos, setzten alle Mittel der Güte und der Gewalt in Bewegung, um eventuell eine Freisprechung zu bewirken. Demosthenes konnte gar keine Zeugen mehr bekommen, so sehr war man eingeschüchtert durch die Regierungspartei. So war ein sicherer Vergleich gewiß besser als ein unsicherer Prozeß. Es war dies aber mehr als ein Vergleich, es war ein Kompromiß. Meidias tritt von nun an in den Hintergrund, wir hören nichts mehr von ihm: Demosthenes aber nimmt gleich bei seinem nächsten Auftreten in der olynthischen Frage als anerkannter Staatsmann seinen Gegnern gegenüber

eine durchaus achtungswerthe Stellung ein. Daß Demosthenes nicht bloß in diesem, sondern auch im folgenden Jahre Mitglied des Großen Rathes war, daß er zugleich als Vorsitzender der Festgesandtschaft zu den nemeischen Spielen, als Opferbesteller für die Eumeniden erschien, deren Cult einer der allerheiligsten und ältesten war, das Alles zeigt, daß dieser Rechtshandel mit Meidias der letzte Versuch der Regierungspartei war, seine Opposition zu unterdrücken. In den folgenden Jahren werden wir sehen, wie der Mann der Opposition nach und nach zum Führer des Staates und zum Haupte der atheniſchen Republik wurde.

Philippos hatte sich seit 352, da die Athener im letzten Moment nach der Niederlage der Phokier die Thermopylen gesperrt hatten, wieder nach Norden gewendet. Bevor er gegen Griechenland vorging, mußte er vor Allem den Rücken vollkommen frei haben. Die Barbaren wurden zurückgeschlagen, die Eroberungszüge gegen Kersobleptes mit wechselndem Glücke geführt. Neun volle Monate war er gefährlich krank gewesen, zur großen Freude der Athener, die schon hofften, auf diesem Wege ihres Feindes los zu werden, kein Geld mehr zusammenschießen und keine Söldner mehr gegen ihn schicken zu müssen.

So kam der Frühling des Jahres 350 heran. Philippos war mit dem Kersobleptes vorläufig so ziemlich fertig. Jetzt dachte er daran, den letzten Theil der makedoniſchen Küste, der von den Griechen besetzt war, nämlich die Chalkidike, auf der eine Anzahl kleiner griechischer Städte unter der Vorortschaft von Olynth lag, zu erobern und diesen unabhängigen Staaten ein Ende zu machen. Der Krieg mit Athen dauerte unterdessen nominell immer fort, bestand aber durchaus nur in gegenseitigen Kapereien und Räubereien. Die Olynthier hatte Philippos 357 dadurch gewonnen, daß er ihnen die Stadt Potidäa auslieferte. Die Olynthier standen bisher in diesem Krieg auf Philippos' Seite: jetzt, 351, wurde es ihnen aber doch unheimlich. Sie sandten nach Athen und machten wenigstens Friede. Dies gab Philippos den Anlaß, Krieg gegen sie zu erheben. Im Frühjahr 349 erschien plötzlich Philippos mit einem bedeutenden Heere vor Olynth und verlangte die Auslieferung eines Halbbruders, der einst den Thron angesprochen,

jetzt aber als harmloser Privatmann in Olynth lebte. Es war dies natürlich nichts als ein Vorwand. Die Olynthier schlugen die Forderung ab, und der Krieg begann. Eine Gesandtschaft der Olynthier erschien in Athen und bat um Bundesgenossenschaft.

In dieser Angelegenheit hat Demosthenes drei Reden gehalten und herausgegeben, zu deren Betrachtung wir uns jetzt wenden. Gewöhnlich werden sie in Zusammenhang gebracht mit dreimaligen Hilfssendungen der Athener nach Olynth, und zwar zweier im Jahre 349 und einer 348. Allein dieser Schluß ist außerordentlich prekär. Überhaupt sind die Reden in jenem großen idealen, der kleinlichen Veranlassungen vergessenden Stile geschrieben, welchen ich in der allgemeinen Einleitung zu den Staatsreden charakterisirt habe. Daher ist es vollkommen unmöglich nachzuweisen, bei welcher Veranlassung sie gehalten worden, geschweige denn das Datum genauer festzustellen. Es ist nur anzunehmen, daß die erste und zweite Rede bald nach einander und zwar die erste unmittelbar nach Ankunft der olynthischen Gesandtschaft zu Ende des Jahres 349, die dritte im Frühjahr 348 gehalten worden sei.

Viel wichtiger ist es, den innern Zusammenhang dieser zweiten Trilogie der demosthenischen Staatsreden in's Auge zu fassen. Denn offenbar sind sie in Bezug auf einander — gedichtet, hätte ich beinahe gesagt, — sind sie ja doch Kunstwerke gerade wie eine sophokleische Tragödie. Von diesem Standpunkte will ich versuchen, diese ernsten, kurzen, gedrungenen, markigen Aktenstücke der demosthenischen Politik zu charakterisiren.

Die erste Rede dürfen wir wohl als diejenige bezeichnen, wo Demosthenes nach allen Seiten den Beweis führt, daß es für Athen durchaus nützlich, ja nothwendig sei, mit Olynth Freundschaft zu schließen und Alles daran zu setzen, um es aus Philippos' Klauen zu retten. Demosthenes hebt gleich von Anfang an hervor, wie die Athener Alles darum geben möchten, wenn sie wüßten, was für sie nützlich sei. Sofort zeigt er dann, welch' glückliche Gelegenheit sich ihnen hier von neuem darbiete, den Kampf fortzusetzen. Denn in der That, sie haben ja, modern ausgedrückt, in Olynth eine Operationsbasis gegen Philippos' Königreich, wie man sich keine bessere wünschen könnte. Ein Blick

auf die Karte zeigt, daß von dieser festen Stadt aus nach allen Seiten bis in's Herz des makedonischen Reiches hinein, wenn die nöthigen Kriegsmittel vorhanden, ein Feldzug unternommen werden konnte. Von Olynth aus konnte man zu gleicher Zeit die verschiedenen Häfen und Küsten der makedonischen und thrakischen Länder, welche Philippos gehorchten, angreifen und die werdende Flotte desselben zerstören. Demosthenes hat Recht, wenn er sagt, daß eine Gelegenheit gefunden sei wie noch nie, und das Beste sei, daß die Olynthier endlich in der Überzeugung zur Bundesgenossenschaft gedrängt seien, daß es sich im Kampfe gegen Philippos nicht etwa bloß um einige Länder, sondern um ihre Existenz handle. Hier spricht denn auch Demosthenes den allgemeinen Satz aus, der auch noch heutzutage seine Geltung hat: „Und überhaupt, meine ich, ist für Republiken die Monarchie stets ein gefährlich Ding, zumal wenn beide Nachbarn sind“[25]). Aber in Olynth vertheidigen die Athener zugleich Athen, wie man heute gesagt hat, daß an der Eider der Rhein vertheidigt werde. Wenn es Philippos gelingt, Olynth und die Chalkidike zu überwältigen, wer will den Philippos hindern, in Attika zu landen, in Griechenland einzudringen? Von Philippos aber muß man des Schlimmsten gewärtig sein, er kann nicht Ruhe, kann nicht Friede halten, es gilt durchaus nur, entweder sich ihm zu unterwerfen oder ihn zu bekämpfen.

Die zweite Rede schließt sich gewissermaßen an diesen letzten Theil der ersten Rede an. Wir könnten sie eine Ermuthigungsrede nennen. Demosthenes beginnt von den Göttern: es gebe keine größeren Beweise von deren Wohlwollen gegen Athen, als daß sie ihm diese neue treffliche Gelegenheit gegeben; aber man muß sie auch benutzen. Philippos ist mächtig, gewaltig; aber nur so mächtig durch die Schuld der Athener, durch ihre fluchwürdige Nachlässigkeit. Und zweitens ist er so mächtig, weil ihm jedes Mittel recht ist, Lug und Trug und Verrath und Meineid. Und nun entrollt er ein Bild von den Thaten dieses Fürsten, wie er auf solche Weise mit List und Gewalt Alles geknechtet hat. Aber eben das ist es, was unsern Freund erhebt. Wenn Philippos diese Macht erworben hätte mit rechtlichen Mitteln, ja dann würde er ihn als unbesiegbar anerkennen; aber da er auf diese Weise so mächtig

geworden, so muß er stürzen. Es folgt dann die berühmte Stelle: „Denn es ist ja unmöglich, durch schnöde Gewalt, Lüge und Meineid eine sichere Großmacht zu begründen; dergleichen hält wohl einmal und für kurze Zeit und erhebt sich, wenn's glückt, in eitlen Hoffnungen. Mit der Zeit aber wird es offenkundig und bricht in sich selbst zusammen. Denn wie bei einem Hause, einem Schiffe und ähnlichen Dingen das Fundament vor Allem fest sein muß, so soll auch bei den Handlungen Wahrheit und Gerechtigkeit ihren Grund und ihre Unterlage bilden. So ist es aber nicht mit den Thaten des Philippos" [24]). Sobald nur die Athener den Muth haben, im Verein mit Olynth gegen ihn die Waffen zu erheben, so werden von allen Seiten die geknechteten Unterthanen sich gegen ihn kehren. Demosthenes schildert dann auch das Wesen des Philippos, wie er mit den schlechtesten, lüderlichsten Gesellen verkehrt. Aber augenblicklich lenkt er wieder ein; er könnte auf der Bahn sein, hier in den Klatsch zu gerathen; er schließt ab mit den Worten: „Das Alles, Athener, sind für den Verständigen schlagende Beweise für seine Sinnesart und für seine Verkehrtheit. Aber freilich, jetzt wird das Alles von seinen Erfolgen verschleiert. Ist doch das Glück wohl dazu angethan, dergleichen Schandthaten zu verhüllen; tritt aber ein Umschlag ein, so wird man streng das Alles an ihm rügen. Und das wird sich, Athener, bald zeigen, so die Götter wollen und Ihr entschlossen seid. Denn wie man am Körper nichts merkt von etwaigen Gebrechen, so lange man wohl auf ist, sobald aber ein Unwohlsein eintritt, Alles mit einem Male sich regt, jeder Bruch, jede Verrenkung oder sonstiger Leibesschaden, so ist's auch mit den Staaten und Herrschern: so lange sie auswärts Krieg führen, bleiben ihre schwachen Seiten dem gewöhnlichen Blicke verborgen, rückt man ihnen aber über die Grenze und auf den Leib, gleich wird da Alles offenbar" [25]). Will aber Athen wirklich einen durchaus wirksamen und energischen Krieg mit Philippos führen, so muß es zum alten Wesen der Demokratie zurückkehren, wo es nicht bloß heißt: „Alles für das Volk", sondern auch: „Alles durch das Volk". Jene berühmte Stelle, ich gestehe es offen, hat mich an viele Artikel in den schweizerischen Zeitungen der letzten Zeit gemahnt. „Früher habt Ihr nach

Klassen Steuern entrichtet, jetzt treibt Ihr nach Klassen Politik[26]). Es steht an der Spitze beider Parteien ein Staatsmann, unter ihm ein Seldoberst und an seiner Seite die Dreihundert als Schreier. Ihr andern aber schließt Euch willenlos der einen oder der andern Partei an. Das muß ein Ende nehmen, Ihr müßt wieder Eure Souveränetät selbst ausüben, selbst Rath geben, Beschließen und Ausführen muß wieder Sache des ganzen Volkes werden" [27]).

So ist Demosthenes ganz anders als früher gegen die Regierungspartei aufgetreten. Daran schließt sich die dritte Rede, die wir geradezu eine Reformrede des Demosthenes nennen können. Demosthenes geht jenem Hauptfehler der damaligen Politik zu Leibe, der leichtsinnigen und lüderlichen Verwendung der Theorika (Festgelder). Wie schon früher erwähnt, waren dies die aus dem Überschuß der Einkünfte zurückgelegten Kapitalien, die seit Perikles nur dann bei hohen Festen unter die armen Bürger vertheilt werden sollten, wenn kein Krieg zu führen war. Eubulos hatte besonders dadurch die allgemeine Gunst erworben, daß er die Theorika trotz des Krieges mit Philippos Jahr aus Jahr ein unter die Bürger vertheilen ließ.

350, in demselben Jahr, da Demosthenes mit Meidias seinen Handel hatte, war ein anderer Staatsmann, jener Apollodoros, des Bankiers Pasion Sohn, wegen gesetzwidrigen Antrages verurtheilt worden, weil er wollte, daß die Theorika ihrem ursprünglichen Zwecke gemäß verwendet werden sollten. Soll doch damals Eubulos, was zwar kaum glaublich ist, den Beschluß durchgesetzt haben, daß jeder, der in Zukunft wieder einen Antrag auf anderweitige Verwendung der Theorika stellen würde, zum Tode verurtheilt werden solle. Nunmehr werden Sie begreifen, was es heißt, wenn Demosthenes in der dritten olynthischen Rede den Antrag stellt, eine, wie wir heute sagen würden, Commission ad hoc — von Thesmotheten niederzusetzen, um eine Verfassungsrevision anzubahnen. Die spätern Gesetze über die Theorika sollen aufgehaben, diese Gelder ihrer frühern Bestimmung zurückgegeben und ebenso die Gesetze über den Kriegsdienst und die Steuern auf's Strengste revidirt werden, und zwar in demokratischem Sinne. Überhaupt soll Athen wieder die alte Demokratie werden, wie zur

Zeit, als die Athener die Perser schlugen und die Propyläen erbauten. Hier entwirft Demosthenes ein Bild von dem Gegensatz jener alten Demokratie, wo wirklich das souveräne Volk, immerhin vom Vertrauen auf einzelne hervorragende Männer geleitet, selbst gehandelt, selbst beschlossen, selbst in den Krieg gezogen, selbst geherrscht hat, – zu der Demokratie der Gegenwart, wo an der Spitze einige Staatsmänner stehen, eine kleine Zahl, welche nachher wieder einer einzelnen Klasse, den reichen Bürgern, alle Lasten aufhalsen, die große Menge durch solche Geschenke in guter Laune erhalten und auf diese Weise den Staat zu Grunde richten.

Diese Reden sind, ganz abgesehen von ihrem idealen Gehalt und der moralischen Wirkung, nicht ohne entschiedenen thatsächlichen Erfolg gewesen. Nicht weniger als drei Hilfssendungen gingen von Athen nach Olynth ab; die erste unter jenem Chares 349, die zweite unter Charidemos, die dritte 348, wahrscheinlich unmittelbar nach der Nachricht von der Belagerung Olynths durch Philippos wiederum unter Chares, diesmal ein Bürgerheer; vielleicht zum ersten Mal seit langen, langen Jahren – eine Wirkung der demosthenischen Politik – zog in der That eine Abtheilung von 2000 athenischen Bürgern von neuem freiwillig und persönlich in den Kampf.

Sie kamen zu spät! Philippos, nachdem die Mauern von Olynth seinen Waffen und Belagerungsmaschinen Widerstand geleistet, wendete sich zu List und Verrath. Sein Gold war wirksamer als sein Eisen. Olynthier waren es, welche bei einem Ausfall ihm die Blüthe der Ritterschaft, des jungen patricischen Stadtadels in die Hände spielten, Verräther, welche ihm dann die Thore Olynths öffneten. Philippos, der überhaupt, wo es seinen Vortheil galt, keine Milde, keinen Frieden kannte, statuirte ein Strafexempel. Die Stadt Olynth wurde geschleift, alle Einwohner in die Sklaverei verkauft, und auch die gefangenen Athener waren mit Knechtschaft bedroht (Mittsommer 348).

Das war ein furchtbar harter Schlag für Athen und Griechenland, ein ungeheurer Erfolg für Philippos. Jetzt erst war Makedonien sein, nachdem der letzte griechische Ort auf makedonischem Boden ihm in die Hände gefallen. Jetzt konnte er das treffliche Schiffsbauholz

vom Pangäon in's Meer steigen lassen, Flotten zimmern, — denn es wimmelte, damals wenigstens, dort von herrlichen Seehäfen —, und er durfte nicht befürchten, von griechischen Kapern in nächster Nähe beunruhigt zu werden.

Um das recht auszubeuten und gleichzeitig die unterdessen durch den unglücklichen heiligen Krieg ihm reifende Frucht brechen zu können, mußte Philippos selbst darnach trachten, mit den Athenern Frieden zu schließen und was seine Waffen gewonnen, jetzt durch diplomatischen Lug und Trug zu Ende zu führen. Wir kommen zu der berühmten oder berüchtigten Geschichte des philokrateischen Friedens.

Noch heute gibt es eine gemüthliche, harmlose Ansicht unter gewissen Gymnasialpädagogen, welche uns weismachen will, die alte Geschichte eigne sich deswegen so trefflich für Knaben und Jünglinge, weil die Verhältnisse viel einfacher und natürlicher gewesen seien und man noch nichts gewußt habe von den Kniffen und Pfiffen der Diplomatie. Wenn diese Herren sich die Mühe nähmen, nur die Geschichte des philokrateischen Friedens zu studiren, so würden sie bald finden, daß in dieser Beziehung das Alterthum sich füglich mit der Neuzeit messen kann. Die Sache ist ganz einfach; alte und neue Geschichte ist eben dem unreifen Alter anders vorzutragen als dem gereiften, und zuletzt kann man eben so gut die neue wie die alte Geschichte für Kinder und Knaben zurecht machen.

Wir haben zwei ausführliche Aktenstücke über diese Vorgänge in den entsprechenden Reden von Demosthenes und Aeschines. Da uns aber leider die übrigen geschichtlichen Quellen so außerordentlich spärlich fließen, so sind viele einzelne Daten nicht mehr vollkommen zu constatiren, wenn auch im Allgemeinen anzunehmen ist, daß wir uns von der Lügenhaftigkeit des Aeschines kaum ein übertriebenes Bild machen können. Ich werde versuchen, Ihnen eine kurze aber zusammenhängende Skizze von den Intriguen zu entwerfen, welche den Abschluß dieses Friedens begleitet haben und ihm gefolgt sind.

Es lag, wie wir sahen, in Philippos' Interesse, um die Vortheile der Eroberung der Chalkidike auszubeuten, mit Athen Frieden zu schließen. Auf geschickte Weise hatte Philippos schon von verschiedenen

Seiten her von seiner Friedensliebe die guten Athener zu überzeugen gesucht. Im Jahr 351 hatten die euböischen Gesandten erzählt, daß Philippos es nicht so übel mit Athen meine. Dann war der Athener Phrynon, von Philippos' Kapern aufgebracht, nach Hause zurückgekehrt, durch die Verwendung des Staates freigelassen, und konnte nicht genug erzählen von der Liebenswürdigkeit des Philippos; sobald er erfahren, daß Phrynon auf einer Pilgerfahrt von Piraten aufgebracht worden sei, habe er sogleich seine Freilassung befohlen. — Unter den Gefangenen in Olynth befand sich eine ziemliche Anzahl von athenischen Bürgern, denen allen nach dem strengen, harten Kriegsrecht des Alterthums die Sklaverei bevorstand. Unter ihnen waren Eukratos und Jatrokles; deren Verwandte wandten sich als Schutzflehende an die Volksversammlung und suchten um ihre Intervention nach für die Freilassung derselben, natürlich gegen Lösegeld. Unter ihnen war ferner ein Schauspieler Aristodemos. Diese Klasse Leute hatte damals eigentlich ein gar gutes Leben. Trotz aller Kriege wanderten sie als geheiligte Personen hin und her, und unser Aristodemos gab bald in Makedonien, bald in Athen ungestört und ohne Anstoß Gastrollen und ließ sich gut bezahlen. Als er wieder vom Hofe des Philippos zurückkam, erzählte er, wie Philippos sich immer höchst gnädig gegen Athen ausspreche und es außerordentlich bedaure, mit dieser ersten griechischen Stadt im Kriege zu stehen, und daß er bereit sei, Frieden zu schließen.

Auf das Alles hin erfolgte denn der Beschluß, zwar — nach moderner Ausdrucksweise — noch nicht einen offiziellen Schritt zu thun, aber einen offiziösen; man beauftragte den Schauspieler Aristodemos — ich denke, auch manchmal in der modernen Diplomatie sind Personen thätig gewesen, welche am Ende auch nicht regelmäßige Diplomaten waren —, sich an den Hof des Philippos zu begeben, sich für die beiden Vornehmen Jatrokles und Eukratos zu verwenden und überhaupt sich zu vergewissern, wie die Stimmung sei.

In Athen wartete man mit Spannung auf die Rückkehr, die Nachrichten über die Stimmung des Philippos bringen sollte. Denn wenn es in Philippos' Interesse lag, Frieden zu schließen, so war Athen drei-

mal und viermal so kriegsmüde und erschöpft; es hatte die größten Opfer gebracht, trotz oder vielleicht vielmehr wegen dieser lüderlichen Kriegführung 1500 Talente verschwendet; Chares allein soll 150 Dreidecker verloren haben. Der Versuch, die übrigen Griechen zu einer Coalition zu bringen, schlug fehl. Man hatte gehört, daß in Arkadien eine kriegerische Stimmung herrsche und sendete Gesandte hin. Bei dieser Gelegenheit ist es, wo Aeschines zuerst in Megalopolis eine seiner pathetischen, schwülstigen, glühenden Prunkreden hielt, in der er von Marathon schwärmte und ausrief, alle sollten mit Athen in den Krieg ziehen gegen die Barbaren. Es kamen wirklich einige Gesandte aus dem Peloponnes nach Athen, aber nur um in Verbindung mit Athen Frieden zu schließen, nicht um in Verbindung mit Athen Krieg zu führen. — Demosthenes mußte sich selbst sagen, daß dieses erschöpfte Athen sich erst wieder aufraffen, neue Bundesgenossen, neue Kriegsmittel gewinnen mußte, ehe man an eine Fortsetzung des Kampfes denken konnte.

Sie begreifen also, daß in Athen eine allseitige Friedensstimmung herrschte, und Sie werden sich nicht wundern, daß die Athener durch die Rückkehr des Aristodemos und seine Nachrichten im höchsten Grade erfreut wurden. Noch ehe Aristodemos eintraf, erschien Jatrokles, der Vermißte, selbst und wußte die Gnade und Liebenswürdigkeit des Philippos nicht genug zu rühmen. Er habe von ihm ohne Lösegeld die Freiheit erhalten und sei nur vorausgesendet worden, um den Athenern zu verkünden, daß alle ihre Mitbürger ohne Lösegeld frei heimkehren würden, um im Mittsommer im August das große Nationalfest, die Panathenäen wieder im Kreise ihrer Familie und am heimischen Herde zu feiern. Nun kam noch Aristodemos mit denselben Versicherungen. Der Erfolg war natürlich. Ein gewisser Philokrates, der zu der Partei des Eubulos gehörte, ein durch und durch feiler, elender Mensch, hier unterstützt von Eubulos und Kephisophon, stellte den Antrag, eine Friedensgesandtschaft an den Philippos zu senden. Es geschah. In diese Gesandtschaft, die zehn Personen umfaßte, wurden zunächst die gewählt, welche sich bereits damit beschäftigt hatten, Philokrates als Antragsteller, Jatrokles, jener Phrynon, der Schau-

spieler Aristodemos und einige unbedeutendere, — und, offenbar als Häupter der Gesandtschaft, Demosthenes als das Haupt der bisherigen Opposition, und Aeschines als das beredteste und zuverlässigste Mitglied der bisherigen Regierungspartei.

Hier ist der Ort, mit wenigen Worten vorläufig des Aeschines Herkunft, Bildung und Charakter zu skizziren, als des Mannes, der bestimmt war, im weitern Verlaufe eine so verhängnißvolle Rolle zu spielen.

Aeschines stammte aus einer vornehmen, aber tief herabgekommenen Familie. Sein Vater, Atrometos, hatte im peloponnesischen Kriege Alles verloren, dann in Kleinasien als Söldner gedient; nach Athen zurückgekehrt, war er Schulmeister geworden. Von der Mutter Glaukothea sagte man, daß sie eine Priesterin bei solchen bacchischen Winkelgottesdiensten gewesen sei, welche es in Athen in reicher Anzahl gab, die mit unsern geheimen Gottesdiensten verwandt sind, und gegen welche der atheniſche Staat sich sehr tolerant zeigte. So ist Aeschines in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen. Er erhielt keine regelmäßige Bildung und ist bei keinem Redner in die Schule gegangen. Aber die Dichter, die in den atheniſchen Kleinkinderschulen getrieben wurden, scheint er nicht ohne Nutzen in sich aufgenommen zu haben. Es ist nicht zu leugnen, daß er poetischen Schwung hat und, wenn er sich zum Pathos erhebt, mit Stellen aus alten Dichtern gewandt zu operiren pflegt. Aeschines ist unter allen atheniſchen Rednern vielleicht das allerbedeutendste Talent und hat in dieser Beziehung den Vorzug vor Demosthenes. Was dieser sauer erringen mußte, — Sie haben ja gehört, was er an sich und seinem Körper vornehmen mußte, um nur die körperliche Grundlage zur Beredsamkeit zu erwerben, — das Alles war dem Aeschines von selbst zugefallen. Schön, groß, stark von Körper, mit einer mächtigen Stimme begabt, welche er namentlich als Schauspieler ausgebildet hatte, ward er von seinem Ehrgeiz nach Höherem getrieben. Praktisch trat er die politische Laufbahn an; als Schreiber oder Sekretär bei den regierenden Staatsmännern hat er in untergeordnetem Dienst einige Zeit dem Eubulos und den Übrigen gedient. Zuerst hat er sich bei der Gesandtschaft nach Megalopolis hervorgethan. So wurde er

jetzt zu Philippos geschickt. Er galt bisher als ein Todfeind des Philippos und der Makedonier, und seine frische, kräftige Art mochte vielleicht selbst dem Demosthenes gefallen und imponirt haben. Aber es schlummerte in ihm Ehrgeiz, Eitelkeit und, das Schlimmste von Allem, unmäßige Genußsucht. Er sah nicht ein, warum er, der Abkömmling eines alten Geschlechtes, ein armer Teufel bleiben sollte, während so viele andere herrlich und in Freuden lebten. Es wurmte ihn, wenn man ihm vorwarf, wie später Demosthenes that, daß er bei seinem Vater, dem Schulmeister, niedere Dienste gethan habe, daß er als Schauspieler ausgepocht und mit Äpfeln geworfen worden sei. Kurz und gut, er hatte das Zeug in sich, um jeden Preis sich in die Höhe zu schwingen, selbst um den Preis der Sittlichkeit und Ehre. Das war der Mann, der in dieser verhängnißvollen Gesandtschaftsreise den Demosthenes so zu sagen als sein Alter ego begleitete.

Man beeilte die Reise in's Feldlager der Makedonier, welche die thessalische Stadt Halos belagerten, die sich allein noch widersetzte. In Pella, der alten Hauptstadt des Landes, empfing Philippos die Abgesandten mit Prunk und mit Güte. Es war gewiß ein verhängnißvoller Morgen, als die zehn athenischen Gesandten mit Aglaokreon von Tenedos, den die Athener als Vertreter der Bundesgenossen abgeordnet, in feierlicher Audienz empfangen wurden. Der König saß da, umgeben von einem glänzenden Hofstaat, im Kreise seiner alten Feldobersten, welche schon in so manchen Schlachten dem Tod in's Auge geschaut. Es war ausgemacht, daß alle Gesandten dem Alter nach sprechen sollten; wie ihre Aufgabe vertheilt war, wissen wir nicht. Aeschines war der vorletzte, Demosthenes der letzte. Aeschines ergriff das Wort und hielt eine Rede, worin er den ganzen athenischen Patriotismus vor dem barbarischen König entfaltete. Er erinnerte an die mythische Abkunft des Königshauses von Herakles, wonach Philippos den Hellenen angehöre, an die Wohlthaten, die seine Vorfahren, seine Mutter, sein Vater von Athen genossen; er schilderte das Anrecht, das Athen auf Amphipolis habe: es zurückzugeben sei seine Pflicht. Es war eine glänzende Rede, und die Makedonier haben sich dadurch imponiren lassen.

Demosthenes nahm das Wort. Wir wissen nicht, was er gesprochen. Aeschines erzählt uns eine höchst boshafte Geschichte: daß der glänzende Hofstaat, daß die Majestät des Königs ihn verwirrt gemacht und ihm imponirt habe. Nach einem kurzen Eingange sei er stecken geblieben. Der König habe ihm wohlwollend zugesprochen, sich zu fassen; Demosthenes habe sich dann wieder zusammengenommen, aber es sei nicht gegangen; kurz und gut, er sei schließlich mit seiner Rede vor dem König durchgefallen. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß es so gegangen ist; immerhin ist es am Ende leicht denkbar, daß jene schwülstige Beredsamkeit des Aeschines einen bedeutenderen Eindruck machte als die ruhige, ernste, markige Sprache des Demosthenes, welche ihre besondern Zuhörer haben mußte.

Aber was das Schlimmste von Allem war: Philippos hatte seinen Mann erkannt. Von der tiefen Menschenkenntniß dieses dämonischen Mannes habe ich früher schon gesprochen. An Aeschines hat er sein Meisterstück gemacht. Er hatte bald erkannt, wer von beiden zu gewinnen sei: nicht Demosthenes, der unerschütterliche, unwandelbare, wohl aber Aeschines. Er stellte es natürlich nicht so plump an, daß er ihm etwa eine Geldsumme anbot, nein, auf dem natürlichsten Wege der Welt.

Philippos erbat sich eine kurze Pause; dann wurden die Gesandten wieder herein gelassen, und Philippos, der übrigens des Wortes im höchsten Grade mächtig war, imponirte seinerseits mit einer ausführlichen Antwort. Der Form nach war sie überaus mild und gnädig, in der Sache jedoch gab er nicht das Geringste zu. Aber fast nur dem Aeschines antwortete er, indem er dessen Rede Punkt für Punkt berührte; von den übrigen, auch von Demosthenes ließ er nicht viel spüren. Er erklärte, daß er zum Frieden geneigt sei auf dem Status quo, wie die heutige Diplomatie sich ausdrückt, d. h. jeder der kriegführenden Theile solle die Besitzungen behalten, die er gegenwärtig habe. Also Athen sollte Amphipolis verlieren und alle übrigen Besitzungen in Thrakien, und Philippos sollte Alles behalten, was er bereits hatte.

Es ließ sich nicht viel dabei machen. Es wurde ausgemacht, daß Philippos sofort seine Gesandten nachschicken und daß dann das

athenische Volk mit diesen den Frieden beschwören und ratificiren solle. Die Gesandten kehrten zurück, Anfang April kamen sie daheim an. Ihnen folgten auf dem Fuße die Gesandten des Philippos, Antipater und Parmenion. Demosthenes legte dem Volke den Brief des Philippos vor. Man muß gerecht sein: schriftlich hat Philippos nicht getäuscht, sondern durch Aeschines täuschen lassen. Nach der Berichterstattung wurde üblicherweise durch Bekränzung der Gesandtschaft ihr Dienst verdankt. Es wurde beschlossen, wenn die Gesandten angekommen sein würden, auf den 15. und 16. April das Volk zu berufen, um am 15. die Sache zu berathen, am 16. durch Beschluß zu Ende zu führen. Demosthenes trug ferner darauf an, die Gesandten in üblicher Weise durch Speisung im Prytaneion und durch Anweisung eines Ehrenplatzes auszuzeichnen.

Demosthenes erkannte klar, daß jetzt Frieden geschlossen werden müsse und daß, da dieser Frieden auf dem Status quo fußen solle, es im Interesse von Athen sei, ihn so rasch als möglich zu Stande zu bringen. Umgekehrt hatte Philippos seinen Werkzeugen die Weisung gegeben, den Abschluß des Friedens möglichst zu verschieben. Ich will Sie nicht mit all' den Machinationen aufhalten, welche von den Kreaturen des Philippos in's Werk gesetzt wurden, um den Friedensschluß zu verschieben, ihn ganz hindern wollten sie natürlich nicht.

Am 15. April wurde die Angelegenheit berathen, am 16. der Antrag angenommen, und den Gesandten des Philippos und den Vertretern des athenischen Volkes der Schwur abgenommen. Erstere fügten noch eine Klausel bei, welche Philippos hätte haben wollen, und von welcher sie gehofft hatten, daß sie die Sache wieder auf die lange Bank schieben würde, nämlich daß mit Philippos nicht nur Frieden, sondern auch Bundesgenossenschaft bestehen solle. Demosthenes ließ die Klausel durchgehen, weil er dem König nicht Zeit geben wollte. So wurde denn beschlossen, sofort eine zweite Gesandtschaft an Philippos zu senden, um denselben den Frieden beschwören zu lassen. Es galt nun, daß diese Gesandtschaft so rasch als möglich den Philippos erreiche und zum Schwur bringe.

Philippos war unmittelbar nach der Abreise der athenischen Gesandtschaft aufgebrochen, um einen langen Feldzug gegen Kersobleptes

zu unternehmen und demselben namentlich das Ainos-Delta wegzunehmen, den Schlüssel des Chersones, der letzten Besitzung der Athener, den Lebensnerv ihrer Verbindung mit dem schwarzen Meere. Es lag im Interesse der Athener, ehe Philippos mit Kersobleptes fertig wurde, ihn zu erreichen und zum Frieden zu zwingen. Aber die ganze Gesandtschaft mit Ausnahme des Demosthenes war bereits in den Schlingen des Königs. Als sie noch immer keine Anstalten zur Abreise machte, trug Demosthenes am 19. April darauf an, daß sie eingeladen werde, so rasch als möglich abzureisen. Das geschah; sie reiste am 29. April ab. Auf dem Seeweg hätte sie in 3 bis 4 Tagen Philippos erreichen können, der sich dort herumschlug. Statt dessen wählte sie den Landweg und reiste so langsam als möglich, so daß sie erst am 23. Tage in Pella ankam.

Der König war nicht da, er war noch im Felde. Demosthenes trug darauf an, sogleich zu ihm abzureisen. Ruhig blieben sie 26 Tage in Pella sitzen, bis Philippos mit vollster Bequemlichkeit seine Eroberungen vollendet, den Kersobleptes zum Frieden und zu Abtretung des Ainos-Delta gezwungen hatte. Am 17. Juni kehrte er zurück und fand außer der athenischen Gesandtschaft auch Gesandte der Thebaner und Thessalier, welche ihn baten, dem Kriege gegen die gottlosen Phokier ein Ende zu machen, und Gesandte der Phokier und Spartaner, welche gegentheils baten, er möge sich neutral verhalten. Da hat nun Philippos nach allen Seiten hin gelogen und getrogen. Vor Allem hat er es zu verhindern gewußt, gemeinschaftlich mit den verschiedenen Staaten zu verhandeln; so verhandelte er mit ihnen nur einzeln. Mündlich hat er ihnen alles mögliche versprochen, schriftlich nichts von sich gegeben, was ihn hätte binden können. Vergebens, daß Demosthenes wieder auf Abreise drang: Philippos hielt sie so lange zurück, bis er seine Rüstungen vollendet hatte und dann, in seinem Gefolge die Gesandtschaft mit sich führend, langsam mit seinem Kriegsheer gegen Süden, durch Thessalien gegen die Thermopylen rückte. Dort an der Grenze, nicht in einem Heiligthum, sondern in einem Wirthshause beschwor er den Frieden. Noch zuletzt hatten die athenischen Gesandten Alles daran gesetzt, daß wenigstens die Phokier und die Halier in den Frieden mit

eingeschlossen würden. Es war nicht zu erlangen. Da mußte Jeder, der nicht entweder verblendet oder ein Verräther war, einsehen, was Philippos im Schilde führte.

Am 7. Juli kehrten die Gesandten heim. Und Demosthenes, entrüstet und entschlossen, dies Gewebe zu zerreißen, erstattete am 9. Juli dem Großen Rathe Bericht, setzte auseinander, in welcher Weise die Gesandten ihre Pflicht verletzt, und stellte den Antrag — eine unerhörte Sache! —, die übliche Bekränzung zu unterlassen (was so viel heißt, als wenn bei uns ein Beamter ohne Verdankung geleisteter Dienste entlassen würde), und Philippos zu erklären, man ratificire den Frieden nicht, wenn nicht die Phokier und Halier mit eingeschlossen würden; zugleich sollte die Land- und Seemacht gegen die Thermopylen aufbrechen, um die Phokier zu unterstützen.

Der Große Rath stimmte bei. Am 10. Juli war die Volksversammlung, wo der Große Rath seinen Antrag nach Demosthenes' Willen vor das Volk bringen sollte. Jetzt erfolgte ein Streich, welcher zeigt, wie denn doch diese Athener trotz aller Lehren, die sie empfangen, trotz aller Warnungen zu Zeiten wieder einen Rückfall in jene Leichtfertigkeit bekamen, welche uns Aristophanes in seinen Komödien vorführt. Das Volk trat zusammen auf der Pnyx. Wie üblich, hätte erst das Gutachten des Großen Rathes verlesen und sein Antrag mitgetheilt und empfohlen werden sollen. Ehe das nun möglich war, bemächtigte sich Aeschines mit eiserner Stirne und donnernder Stimme der Rednerbühne und hielt eine Rede, mit welcher es ihm gelang, das athenische Volk auf das Vollständigste zu berücken. Philippos sei ganz erfüllt von Freundschaft und Wohlwollen für Athen. Wenn davon auch in seinem Briefe, in dem schriftlichen Instrumente nichts stünde, so sei dies ganz natürlich, denn er könne schriftlich nichts bewilligen, es müsse alles noch durchaus geheim gehalten werden. Er könne versichern, wenn Philippos durch die Thermopylen gekommen, werde er den Phokiern helfen, das verhaßte Theben züchtigen, Thespiä und Platää wieder aufbauen. Amphipolis könne zwar Philippos den Athenern nicht wieder geben, aber dafür werde er sie Euböa annectiren lassen. Und, bemerkte er, wir haben noch etwas ganz Besonderes, Ge-

heimes in petto, eine freudige Überraschung für Athen. Unter der Hand wurde verrathen, daß die Überraschung in der Abtretung von Oropos bestehe, das im Jahre 366 den Thebanern in die Hände gefallen, was die Athener niemals verschmerzen konnten.

Diese unverschämte Lug- und Trugrede schlug wirklich durch. Vergebens, daß Demosthenes die Rednerbühne bestieg und erklärte, von dem Allem sei nichts wahr, Philippos habe davon nichts gesagt, in dem Briefe, der verlesen worden, stehe ja nichts davon. Aeschines hatte dem schon vorgebaut und gesagt, Philippos dürfe nichts schreiben, damit die Thebaner noch nichts merkten. Demosthenes wurde zum Schweigen gebracht, und Philokrates schwang sich auf die Rednerbühne und brachte jenes Witzwort vor: „Ihr Athener, wundert euch nicht, wenn Demosthenes Alles so schwarz sieht, der trinkt bloß Wasser, wir aber trinken Wein."

So kam der wahnsinnige Beschluß zu Stande, ohne die Phokier einzuschließen, den Frieden zu ratificiren. Noch mehr: man dehnte den Frieden auf alle Nachkommen des Philippos aus. Noch mehr: man verpflichtete sich, wenn die Phokier sich wieder unterstehen sollten, dem Philippos nicht zu gehorchen und den delphischen Tempel nicht auszuliefern, so würden die Athener selbst gegen die Phokier dem Philippos Heeresfolge leisten.

Es war am 10. Juli, als dieser verderbliche Beschluß gefaßt wurde. Es war das Ende. Phaläkos, der an der Spitze von 8000 Söldnern die Thermopylen besetzt hielt und sehr leicht gegen eine große Armee vom Norden her vertheidigen konnte, sah ein, daß er verloren sei. In dem Momente, da die Athener ihm in den Rücken fielen, war er abgesperrt und konnte, wie im siebenjährigen Kriege meine unglücklichen Landsleute, die Sachsen, bei Pirna, durch Hunger bezwungen werden. Was er aber that, das war denn doch feig und elend. Er schloß mit König Philippos eine Militärconvention ab, wonach er mit seinem heimatlosen Gesindel, die Waffen in der Hand, freien Abzug in den Peloponnes erhielt; seine unglücklichen Landsleute, die Phokier, gab er preis. Das geschah acht Tage nach der Volksversammlung in Athen, welche den Frieden ratificirte, am 18. Juli.

Noch im Laufe des Monats fielen die wehrlosen Phokier dem Philippos zu Füßen. Philippos zog sofort durch Phokis nach Delphi und berief die Amphiktyonen, um über die Gotteslästerer und Tempelräuber Gericht zu halten.

In Athen hatte das unterdessen eingeschlagen. Nach dem 10. Juli wurde eine neue Gesandtschaft abgeordnet, um Philippos von dem Beschlusse Mittheilung zu machen und sich unter der Hand für die Phokier zu verwenden. Am 21. Juli, als gerade Volksversammlung im Peiräeus war, landete ein athenisches Schiff, das einen Gesandten zurückbrachte (Demosthenes war nicht in dieser Gesandtschaft, da er entschieden erklärt hatte, nicht mehr in dem Ding sein zu wollen). Derkylos brachte die entsetzliche Nachricht von der Übergabe der Phokier und von der Capitulation des Phaläkos, daß somit Alles aus sei. Nun Todesschrecken. Man ermannte sich aber. Kallisthenes trug darauf an, Weiber, Kinder und Greise in die Stadt zu schaffen, die Befestigungen herzustellen, Alles unter die Waffen zu rufen.

Unterdessen hielt Philippos in Delphi Gericht. Die Abgesandten der Thebaner, Thessalier und Lokrer und der kleinen Gebirgsstämme, wie sie alle heißen, um den Öta herum, hatten sich eingefunden. Der Spruch lautete: die zwei Stimmen, welche bisher die gottlosen Phokier gehabt, fallen dem Philippos zu, dem frommen Kriegsherrn, der im Dienste des Gottes dessen Heiligthum gerächt und gerettet. Alle, welche sich an den Räubereien betheiligt, sollen vogelfrei sein durch ganz Griechenland und außerhalb. Die erbeuteten Waffen sollen zerschmettert und die Überreste verbrannt werden. Die zweiundzwanzig Städte der Phokier sollen zerstört werden, ihre Einwohner in einzelnen Dörfern sich niederlassen, jedes mindestens fünf Minuten vom andern entfernt. Das ganze Volk ist zu entwaffnen und darf keine Waffen, keine Rosse halten, bis es dem Heiligthum gerecht geworden; jährlich soll es nicht minder als 600 Talente bezahlen, bis Alles wieder eingekommen, was geraubt worden. Und schließlich: Philippos soll die pythischen Spiele halten als Vorsitzender.

So war denn Philippos Präsident geworden des uralten heiligsten Tempels in Griechenland.

Die Athener hatten natürlich diese Versammlung nicht beschickt. Allein man wollte sie zwingen, wenigstens die Beschlüsse anzuerkennen. Und so erschien in Athen eine Gesandtschaft des Philippos, verbunden mit einer Gesandtschaft der Amphiktyonen, und verlangte, daß die Athener die Pythien beschicken sollten, welche unter König Philippos' Vorsitz nächstens gefeiert würden. Da erhob sich noch einmal die Leidenschaft des Volkes gegen eine so unerhörte Zumuthung. Aeschines, welcher versuchte, seinen königlichen Freund zu vertheidigen, wurde mit lautem Geheul unterbrochen, konnte nicht zu Worte kommen und mußte die Rednerbühne verlassen. Es betraten sie eine Anzahl Heißsporne, welche zu den Waffen riefen; Athen müsse eher untergehen, als daß es zu dieser allerletzten Schmach seine Zustimmung gebe.

Und da ist Demosthenes aufgetreten und hat den Muth gehabt, für den Frieden zu sprechen. Und diese Rede haben wir noch, — nach meiner Meinung ist sie das Gewaltigste, das Erschütterndste, was wir haben, wenn wir uns in die Seele des großen Staatsmannes versetzen, der Alles vorausgesehen, vorausgesagt hatte und jetzt genöthigt war, an die Zukunft seines Volkes, an die Möglichkeit der Rettung zu denken und darum für die Gegenwart nothwendig den Frieden zu empfehlen. Noch zwei Worte gestatten Sie mir zur Charakteristik dieser Rede.

Demosthenes befand sich da in ähnlicher Lage wie Hannibal nach der Schlacht bei Zama. Er mußte zum Frieden rathen gegen den Tod- und Nationalfeind, aus dem einfachen Grunde, weil der Krieg jetzt eine Unmöglichkeit war; — er mußte zum Frieden rathen und dadurch den Schein auf sich nehmen, als wenn er hinübergetreten wäre in's Lager des Eubulos und Aeschines. Wie hat er das gethan? Die Schwierigkeit war besonders die, daß er die wichtigsten Gründe nicht aussprechen durfte: man liest sie zwischen den Zeilen, wie wir zu sagen pflegen. Denn der wichtigste Grund war: wir wollen jetzt Frieden haben, um zu neuem Kriege zu rüsten.

Er beginnt damit, daß er zum ersten Mal von sich sprechen müsse, weil er nicht die Gründe alle vollkommen entwickeln darf, welche den Frieden als unabweisbare Nothwendigkeit erscheinen lassen. Hier

braucht er einmal die Autorität seiner Person, seiner individuellen Voraussicht. „Dreimal, Athener!“ sagt er, „habe ich Euch im Voraus die Wahrheit gesagt. Ihr habt mir nicht geglaubt und seid darum später zu Schaden gekommen. Einmal als jene Euböer kamen und um Hilfe baten, zweitens als der Schauspieler Aristodemos Euch überredete, Philippos sei Euch hold, und drittens als nach der Rückkehr der Friedensgesandtschaft gewisse Leute Euch Versprechungen des Philippos vorspiegelten. So werdet Ihr mir jetzt eher Glauben schenken. Ich spreche für den Frieden, nicht als ob er ehrenvoll und vortheilhaft wäre, sondern erstens, weil der Krieg jetzt eine Unmöglichkeit ist, weil wir Alles preis gegeben haben, wodurch man im Stande ist, erfolgreich den Krieg zu führen, und zweitens, weil wir uns der Gefahr aussetzen, einen Amphiktyonenkrieg mit allen den zugehörenden weltlichen und geistlichen Waffen über uns heraufzubeschwören, wie ihn soeben die unglücklichen Phokier erfahren haben. Wenn wir uns jetzt widersetzen, die Beschlüsse der Amphiktyonen anzuerkennen, so ist nichts sicherer, als daß es jetzt Philippos gelingt, die Thebaner, Lokrer, Thessalier uns zu verfeinden und einen heiligen Krieg gegen uns dekretiren zu lassen, wie er soeben gegen die Phokier in dieser furchtbaren Weise vollzogen wurde.“ Also schließt er denn — merkwürdigerweise der einzige Zug von Humor an diesem Staatsmann, auf den ich mich besinnen kann — mit einer humoristischen Anspielung auf jene Ihnen wohlbekannte Geschichte von des Esels Schatten (den der Treiber nicht mit vermiethet zu haben behauptete): „Ihr habt Amphipolis aufgegeben, um Frieden zu haben, ihr habt die Phokier aufgegeben, um Frieden zu haben. Ist's nun nicht thöricht und über die Maßen toll, nachdem man jedem Einzelnen gegenüber in allen wesentlichen und nothwendigen Punkten nachgegeben, jetzt gegen Alle insgesammt um den Schatten zu Delphi Krieg zu erheben?“ [28])

Das ernste Wort des nunmehr erprobten Staatsmannes schlug durch. Die Athener beschickten allerdings nicht die Pythien, denen Philippos vorsaß, aber sie erklärten, daß sie in Zukunft die Versammlung der Amphiktyonen wieder beschicken würden und daß sie die Aufnahme des Philippos an die Stelle der Phokier anerkennten.

Aber hiemit, hochverehrte Anwesende, war Demosthenes aus der Opposition herausgetreten, und man kann wohl sagen, aus dieser tiefsten Noth und Schande hat sich Athen in den nächsten acht Jahren unter Demosthenes' Verwaltung zu einer Höhe emporgerungen, daß es, wenn auch unterliegend, doch auf dem Schlachtfeld von Chäroneia ein eben so glänzendes Beispiel von Vaterlandsliebe gegeben hat, wie nur je die alten Athener bei Marathon und Salamis.

Fünfter Vortrag.

Es muß erst ganz schlecht geworden sein, ehe es besser werden kann, das ist der leidige Trost, mit dem sich so oft der arme Sterbliche beruhigen mag, der Trost, den vielleicht in unsern Tagen so viele deutsche Patrioten anzuwenden suchen. Es ist ein leidiger Trost, der des Pessimisten, aber auf Athen nach dem philokrateischen Frieden hat er seine volle Anwendung gefunden. Es war freilich schlimm geworden mit Athen, das damals in der That, ein entlaubter nicht nur, ein entästeter Baum war. Von den auswärtigen Besitzungen war Athen außer den wenigen unterthanen Inseln, Lemnos, Imbros, Skyros, nur noch der thrakische Chersones, die heutige Halbinsel Gallipoli, geblieben. Der Peloponnes in Verwirrung und Unordnung, wie seit langen Jahren, die Phokier vernichtet; die feindseligen Thebaner begeistert von König Philippos, und Philippos selbst durch die Aufnahme in die Amphiktyonenversammlung legitimes Mitglied der ältesten religiös-politischen Bundesgenossenschaft Griechenlands. Man mag sich wundern, daß Philippos, der denn doch von den traurigen Zuständen Athens vollkommene Kunde haben mußte, nicht gleich den letzten Schritt that, den letzten Waffengang wagte und in raschem Marsch binnen drei, vier Tagen sein sieggewohntes Heer vor die Mauern Athens führte. Denn jedenfalls wäre die Antwort, welche Athen auf Demosthenes' Antrag ihm gegeben hatte, zwar nicht eine vollgültige Ursache, aber doch, was in dergleichen Dingen dasselbe ist, eine vollgültige Veranlassung zum Kriege gewesen.

Aber freilich, er wäre auch wohl vor den Mauern Athens stehen geblieben, die standen noch fest und sicher. Hatte doch Athen einst nach dem Schlag von Aegospotamos eine zehnmonatliche Belagerung zu Wasser und zu Land ausgehalten, und nicht den Waffen, nur dem

Verrath und dem Hunger war es gelungen, endlich die ungebeugte niederzuwerfen. Jetzt hätte es jedenfalls mit nicht geringerem Erfolge den Waffen des Philippos widerstanden, und eine Belagerung sehr leicht alle errungenen Erfolge in Frage stellen mögen, zumal da sie zu einem guten Theil nicht auf Waffengewalt, sondern nur auf Lug und Trug und Bethörung beruhten. Philippos verstand, was wenige Eroberer sonst verstehen, er verstand seiner Zeit zu warten; er hat niemals durch überraschtes Vorwärtsgehen eine halbreife Frucht gewonnen. So feierte er denn die pythischen Spiele glänzend und herrlich und hat namentlich durch sein leutselig liebenswürdiges Wesen noch so manche hellenischen Republikaner bethört, welche sich freuten, daß ein so großer Fürst wie ihres gleichen zechte und jubelte. Unsern Aeschines vollends hatte er gar gewonnen, — wir können uns gar wohl in die Seele dieses vollkräftigen, genußsüchtigen Mannes mit seinen Ansprüchen an des Lebens Freuden versetzen. Es mag ihm gewiß geschmeichelt haben, wenn der große König, der gegenwärtig factisch an der Spitze von Hellas stand, mit ihm trank und zechte, sich seine lockern, losen Lieder vorsingen ließ, von ihm, dem armen Schulmeistersohn, der sich sonst mußte vorwerfen lassen, daß er einst für seinen armen Vater die Schultafeln mit dem Schwamme abgewischt und die Bänke von den Tintenflecken gereinigt habe.

Im Spätherbst brach Philippos auf. Er hatte in nächster Nähe noch viel zu ordnen, um den Rücken frei zu haben beim letzten großen Waffengang mit Athen. So finden wir ihn im Winter von 346 auf 345 zu neuem Kampf gerüstet, um die westlichen Barbaren, die Illyrier und Triballer, niederzuwerfen. Im Einzelnen wissen wir von diesen Kämpfen nichts. Es muß ihm gelungen sein, sie zu unterjochen; wir hören nicht mehr, daß sie noch einmal den Versuch machten, die Ruhe und Sicherheit des makedonischen Königreiches zu stören.

Jetzt ging's an Thessalien. Das halbe Verhältniß einer zugewandten Landschaft, welche ihn als Schutzherrn anerkannte, mußte etwas schärfer gefaßt werden. Thessalien mußte vollkommen Unterthanenland geworden sein, ehe er es wagen durfte gegen Griechenland vorzurücken. So hat er denn jetzt mit dem Überrest der alten Dynasten- und Fürsten-

geschlechter aufgeräumt, überall die Verfassungen umgestürzt und Regimenter von abhängigen Männern eingesetzt. Seit dem Frühjahr 345 darf man Philippos als König von Makedonien und Thessalien bezeichnen. Es ist nicht zu leugnen, daß die thessalische Ritterschaft sich gern in diese Verhältnisse fügte; sie hat neben der makedonischen in allen folgenden Schlachten des Philippos und Alexander um die Palme des Sieges gerungen. Philippos benutzte auch seinen Aufenthalt, um die kleinen Bergkantone, welche von der thessalischen Küste an am Othrys und Tymphrestos bis an den Parnaß herüberlagen, der Aenianen, Doloper, Phthioten, Perrhäber, Magneten, Malier, sämmtlich Mitglieder des Amphiktyonenbundes, enger an seine Person zu fesseln. So hatte er denn begonnen (um mich eines heutigen militärischen Ausdruckes zu bedienen), seine nördliche Operationsbasis gegen Athen einigermaßen zu sichern.

Jetzt dachte er daran, auch von Süden, vom Peloponnes aus, Athen zu umgarnen. Ich kann natürlich bei den größtentheils diplomatischen Kämpfen, welche das folgende Jahr ausfüllen, nicht zu sehr in's Einzelne eintreten. Leider sind auch die Überlieferungen hier außerordentlich unzusammenhängend und lückenhaft, sodaß es nur dem Bienenfleiße, besonders der deutschen Wissenschaft, gelungen ist, einiger maßen Licht hineinzubringen. Gestatten Sie mir, nur mit wenigen Worten den Charakter dieses Kampfes zu zeichnen.

Daß Demosthenes seit dem philokrateischen Frieden unwiderstehlich emporwächst, um als der leitende Staatsmann Athens dazustehen, habe ich bereits angedeutet. Wir finden ihn auf der Hochwacht, aufmerksamen Blickes nach Nord und Süd, Ost und West spähend. Wo Philippos auch daran denkt, offen oder geheim einen Fangstrick zu legen gegen das Vaterland, wohin er auch seine Feldhauptleute oder Gesandten oder geheimen Agenten sendet: da sind wir sicher, daß überall Demosthenes ihm begegnet, und meist mit Erfolg. Ein solcher Umschlag war in der öffentlichen Meinung eingetreten seit dem philokrateischen Frieden, da man sah, daß alle die übeln Prophezeiungen des Demosthenes in einer Weise in Erfüllung gegangen waren, wie selbst die ärgsten Schwarzseher es nicht zu denken gewagt hätten.

Das war das Heilmittel: es mußte erst ganz schlecht geworden sein, ehe es besser werden konnte.

Es traten jetzt dem Demosthenes mehrere bedeutende Staatsmänner als Freunde und Parteigenossen zur Seite, die ihn fast bis zum Schluß auf seiner dornenvollen Laufbahn begleitet und unterstützt haben. Zwei derselben sei es mir erlaubt in wenigen Worten zu charakterisiren. Es sind Lykurgos und Hypereides, beide zugleich Staatsmänner und Redner; — wer von ihnen nach Demosthenes den zweiten Rang einnahm von künstlerischem Standpunkt unter den attischen Rednern, darüber waren die alten Kritiker in Zweifel und Streit.

Lykurgos war ein alter, hochbetagter Mann, aus uraltem, hochadeligen, priesterlichen Geschlecht, wohlhabend und mit der Tradition, daß seine Ahnen stets Demokraten von entschiedenstem Handeln und hingebender Opferfreudigkeit gewesen. Der Großvater war unter den Dreißig des Märtyrertodes gestorben. Der Enkel war seiner und der andern Vorfahren würdig — ich möchte ihn den atheniſchen Cato nennen —, ein Mann von alter, echter, aufrichtiger Frömmigkeit, Sittenstrenge und Sittenreinheit, so daß niemals selbst in diesem Klatsch und diesen Verleumdungen ein Makel auf ihn geworfen worden, streng gegen sich selbst wie gegen Andere, einfach in seiner Lebensweise, so daß er barfüßig einherging wie einst Sokrates, aber begeistert von Vaterlandsliebe, von Liebe für heimische Verfassung, für Freiheit und zugleich auch für Tugend und Sittenstrenge, daher ein gefürchteter Ankläger für Jeden, der namentlich das Gebiet der Religion irgendwie frevelnd betrat. Nur Eine Rede ist von ihm vorhanden, auf die ich in nächster Vorlesung zurückkommen werde.

Hypereides ist ganz anderer Art und doch als Patriot nicht minder eifrig, consequent und fest, auch ein reicher, vornehmer Mann; aber im Übrigen ein Gegenbild von Lykurgos: lebenslustig und heiter, liebte er die berühmte Drei Luthers — Wein, Weiber und Gesang —; wir wissen noch entsetzlich viel Klatsch, der an seine Privatverhältnisse sich knüpfte (ein moderner Literarhistoriker könnte ein hübsches Büchelchen über die Frauen des Hypereides schreiben wie wir solche Bücher über Goethe haben). In seiner Beredsamkeit ist er stürmend leidenschaftlich,

dabei das rechte Wort treffend, hineingreifend in den Schatz der populären Redeweise und des Sprichwortes.

Man darf sagen, diese beiden Männer waren wohl geeignet, Demosthenes zu ergänzen und zu unterstützen.

Der Leinde freilich waren nicht wenige. Zwar die alte Friedenspartei war ziemlich demoralisirt, Eubulos selbst ein alter Mann geworden, und da seinen Charakter sonst kein Makel trifft, so darf man wohl annehmen, daß es ihm verleidet war, die neuen Wege der Makedonisten um jeden Preis mitzugehen.

Nun aber die neue Partei der Makedonisten selbst! Aeschines war ein gewonnenes, begeistertes Werkzeug, der, halb Betrogener, halb Betrüger, sich in der That einzubilden schien, daß Philippos der wahre Wohlthäter und das Heil Athens und Griechenlands sei. Daneben wirkliche erkaufte Knechte und Lakaien des Philippos, wie Philokrates, der, weit entfernt, ein Hehl daraus zu machen, daß er erkauft worden sei, sich dessen offen rühmte, mit dem von Philippos erhaltenen Gelde renommirte und sich damit auf dem Geldmarkte als großer Geschäftsmann oder Bankier gerirte.

Und endlich noch eine Partei der Pessimisten, die sich einbildete, Athen sei so heruntergekommen, daß man die Dinge am besten gehen lasse, wie sie gingen. Diese Partei, die stets die schlimmste ist, würde ich gar nicht erwähnen, wenn nicht einer unter ihr gewesen wäre, dessen Mitwirkung im wichtigsten Zeitmomente zu entbehren, dem Demosthenes so verhängnißvoll gewesen ist, — Phokion, ein Mann des Volkes, ein tüchtiger Soldat, sittenrein, einfachstreng, aber verbissen, verdrießlich, der sich einbildete, daß eigentlich in der ganzen Stadt Athen nur Ein Mann der Tugend und des Rechtes sei und das sei er. Er ist das wirklich gewesen, das ist nicht zu läugnen. Aber stets gehört ein gut Theil Eitelkeit dazu, um sich einzubilden, daß man unter einem ganzen Volk einzig noch der Erwählte sei. Hat man noch das Genie, den Willen und die Thatkraft, als der Einzige zugleich der Messias seines Volkes zu werden, so mag es angehen; nicht aber, wenn ein solcher nur sein Schneckenhaus verläßt, um jede Begeisterung mit boshaften Bemerkungen niederzuschlagen und dazu die Nase zu

rümpfen. Phokion wird von der Geschichte treibenden Nachwelt hochgeschätzt. Ich muß ihn tiefer stellen. Es paßt nach meiner Meinung auf ihn das Wort des Sokrates über den Antisthenes, als er diesen nicht bloß in grobem, sondern in zerrissenem Rocke einhergehen sah: „Aus allen den Löchern guckt nichts als Eitelkeit heraus."

So war etwa der Stand der Parteien in Athen, als Philippos 344 seine Wühlereien im Peloponnes begann, um sich die südliche Operationsbasis zu sichern. Ich erinnere Sie an die alten besondern Händel zwischen Sparta einerseits und Messenien und Megalopolis anderseits. Sparta, trotz seiner Ohnmacht, konnte noch immer nicht vergessen, daß es einstmals eine Großmacht gewesen sei. Solche Erinnerung an einstmalige Größe pflegt oft sowohl tragisch als lächerlich zu werden, bei Staaten nicht minder als bei Einzelnen.

Jetzt waren Gesandte des Philippos in Messenien. Sie machten Versprechungen: der König werde ihnen Geld und Söldner schicken; die letztern seien von Tänaros aus sehr gut zu importiren, sobald die Sache einmal im Gange sei; sie stellten eine große Heerfahrt des Königs in Aussicht. Sie sehen, Philippos tritt ganz in die Fußtapfen seines großen Lehrers Epameinondas.

Aber Demosthenes war wach. Er selbst ließ sich als Gesandten nach Messenien deputiren und trat entschieden den Gesandten des Philippos entgegen mit einer gewaltigen Rede, deren er in der zweiten philippischen ausdrücklich mit einer gewissen Selbstgefälligkeit gedenkt. Er führt daraus eine Stelle an, welche zu charakteristisch ist, um Ihnen dieselbe nicht mitzutheilen. Er warnt sie darin, sie sollten als Demokraten sich nicht von einem Könige täuschen und betrügen lassen. „Denn es gibt", sprach er, „allerdings der Wehren mancherlei, um Städte zu schützen, als Wälle, Mauern, Gräben und dergleichen mehr, was aber Alles Werk von Menschenhänden und mit Aufwand verbunden ist. Aber Eine Wehr und Waffe haben die Freistaaten den Fürsten gegenüber: das Mißtrauen. Das mögen sie hegen und bewahren, und sie sind geborgen. Denn was wollt Ihr? frei sein. Dem steht schon im schärfsten Gegensatz Philippos' Name gegenüber: er ist König und Despot; jeder König und Despot aber mit Nothwendigkeit

ein Feind der Freiheit, ein Feind der Geſetze“ [29]). Solche Worte bedürfen heutzutage keines Commentars. Die Rede zündete. Die Geſandten des Philippos kehrten unverrichteter Dinge zurück.

Nun wurde der Verſuch gemacht, ihn in Athen ſelbſt anzugreifen. Es fehlte nicht an treuen Anhängern des Philippos, welche ſeine Geſandten unterſtützten, die 344 in Athen erſchienen und Beſchwerde führten, daß man den König verleumde, als Feind Athens und Griechenlands hinſtelle. Er ſei bereit, Genugthuung in allen Stücken zu geben; ſei man mit einzelnen Punkten nicht zufrieden, ſo möge man beiderſeitig Verhandlungen darüber pflegen, — man ſchlug ein Schiedsgericht vor. Mit Einem Worte, während er handelte, ſuchte er die Athener durch Worte zu bethören. Es fanden vielfache Verhandlungen über die Frage ſtatt, welche Antwort dieſen Geſandten zu ertheilen ſei.

Demoſthenes hat oft geſprochen vor dem Großen Rathe und in der Volksverſammlung. Ein Aktenſtück aus dieſen Tagen iſt noch vorhanden, die ſogenannte zweite philippiſche Rede. Er kündigt ſie gleich am Eingang als eine Rede der That an: „Der Worte ſind genug gewechſelt, laßt uns nun endlich Thaten ſehen“. Und es folgt nun, in Gegenwart der Geſandten des Philippos entwickelt, die ausführliche, an jenes Wort ſich anſchließende Beweisführung, daß und warum Philippos der Todfeind Athens iſt. Er kann nicht anders. Er will Griechenland unterwerfen. Athen iſt der einzige griechiſche Staat, der ohne Eigennutz, lediglich um des Vaterlandes und der gemeinſamen Freiheit willen ihm entgegentritt. Darum muß er Athen feind ſein; darum ſind alle Verſuche und Intriguen nur gegen Athen gerichtet. — Am Schluß wendet er ſich ſcharf und ſchonungslos gegen Aeſchines und die übrigen Makedoniſten, und ſtellt entſchiedenes Einſchreiten gegen ſie in Ausſicht.

Wiederum mußten Philippos' Geſandten unverrichteter Sache abziehen. Wir wiſſen nicht, was ihnen geantwortet wurde, wahrſcheinlich auf Redensarten wieder Redensarten.

Jetzt galt es in der That vorwärts zu gehen und wo möglich in Athen ſelbſt einmal aufzuräumen mit den beſtochenen, feilen Anhängern des Philippos, beſonders mit Philokrates und Aeſchines. Demo-

sthenes hatte gleich bei der zweiten Rückkehr der Gesandtschaft erklärt, sie solle noch einmal Rechenschaft ablegen, um gegen Aeschines die Anklage des Hochverrathes zu stellen. Aeschines hatte aus formellen Gründen diese zweite Rechnungsablage zu beseitigen und als unnöthig darzustellen gewußt. 345, im Jahr nach dem Frieden hatte Demosthenes gegen Aeschines die Anklage wegen Hochverrathes erhoben, aber leider in Verbindung mit einem zwar patriotischen, aber in sittlicher Hinsicht anrüchigen Manne, Timarchos. Daran stieß sich nun im Grunde Niemand in Athen; immerhin aber bestand noch ein Gesetz des Solon, das einem notorischen Wüstlinge das Recht und die Ehre versagte, als Staatsmann die Rednerbühne zu betreten und als Ankläger vor Gericht aufzutreten. Dieses Gesetz benutzte Aeschines: wir haben die Rede noch übrig, in der Aeschines mit wahrer Wollust in allen den schmutzigen Geschichten wühlt, welche er dem Timarchos mit Recht oder Unrecht vorwarf. Genug, Timarchos wurde als unwürdig verurtheilt und verlor das Bürgerrecht. Dadurch wurde die Anklage wieder verschoben.

Jetzt, im Jahr 343 brachte Demosthenes wieder die Anklage auf Hochverrath bei der Gesandtschaft ein. Wir haben die beiden Reden noch übrig, können daher, im Ganzen genommen, ziemlich klar und sicher urtheilen. Hier aber will ich nicht näher darauf eintreten, die Sache selbst habe ich im letzten Vortrage ausführlich entwickelt. Hier nur die Eine Andeutung, daß Demosthenes die Schuld des Aeschines sonnenklar bewiesen hat und Aeschines sich begnügte, von allen andern Dingen, nur nicht von den Vorwürfen zu sprechen, die Demosthenes ihm gemacht.

Und dennoch wurde Aeschines frei gesprochen. Es war der letzte Sieg der alten Friedenspartei. Der greise Eubulos wollte seinen alten Freund nicht fallen lassen und bot Alles auf um ihn zu retten. Drei Jahre waren auch schon verstrichen seit den eingeklagten Verhältnissen, und die Athener sind von jeher sehr zorn-, aber auch sehr wankelmüthig gewesen. Aber es war ein Pyrrhos-Sieg für die Partei; denn bei einem großen Richter-Collegium von 1000, ja wahrscheinlich von 1500 Beisitzern wurde Aeschines nur mit 30 Stimmen Mehrheit freigesprochen. Es war freilich auch ein Pyrrhos-Sieg für Athen, denn

wäre Aeschines diesmal verurtheilt worden, so wäre Athen später nicht auf so schnöde Weise verrathen worden. Vielleicht war auch der Zorn des Volkes durch die unmittelbar erfolgte Verurtheilung des feilen Philokrates besänftigt worden. Den hatte Hypereides besser zu fassen gewußt; er selbst hatte durch die schamlose Offenheit, mit der er den Verrath und dessen Früchte zur Schau trug, dem Ankläger leichtes Spiel gemacht. Er ging in's Elend, um dem Todesurtheil zu entgehen.

Ich will nicht bis in's Einzelne die diplomatischen Kämpfe der folgenden Jahre 343 und 342 verfolgen. Ich will nur in aller Kürze die verschiedenen Orte, wo Philippos seine Hebel ansetzte, um die Athener zu umgarnen, erwähnen und zeigen, wie er an allen Punkten auf Demosthenes' wachsame Gegenwehr stieß. Er wandte sich wiederum nach dem Peloponnes. Die benachbarte Stadt Megara litt unter Parteikämpfen. Philippos unterstützte die Einen insgeheim, und es war drauf und dran, daß an einem schönen Morgen die Makedonier in Megara die Fahne des Philippos aufgepflanzt hätten. Auf Demosthenes' Antrag griffen die Athener durch, und Phokion, der wenigstens that, was ihm befohlen wurde, intervenirte: Philippos' Anschläge wurden zu nichte.

In Elis verursachte er dagegen ein Blutbad zwischen dem Volk und den Oligarchen (der Junkerpartei, die bekanntlich immer am ersten dem Feind zum Verrath am eigenen Volk die Hand reicht). Die Oligarchen fielen über ihre Gegner her, erschlugen viele, trieben die andern in's Elend und schlossen mit Philippos einen förmlichen Bund. Wir hören nicht, daß Athen hier eingegriffen; Gründe lassen sich denken, welche das Einschreiten unmöglich machten.

Desto entschiedener trat Demosthenes im äußersten Westen dem Philippos entgegen: nordwestlich vom korinthischen Meerbusen in Akarnanien, Ätolien, in Epeiros, dem heutigen Albanien, einem wilden, barbarischen Lande wie heutzutage. Es regierten da verschiedene Häuptlinge und Fürsten. Einer derselben, Alexandros, war der Schwager des Philippos. Jetzt intervenirte Philippos für diesen seinen Schwager, machte ihn zum Fürsten von Epeiros, und suchte von da südlich vorzugehen, die Akarnanier, Ätolier, Leukadier und vor Allem die mächtigen

Ambrakioten halb mit Güte, halb mit Gewalt zu gewinnen. Da traf er wieder auf Demosthenes, der sich als Gesandten hatte hieher deputieren lassen. Es gelang ihm völlig, die Pläne des Philippos zu Schanden zu machen. Die Akarnanier, Leukadier, Ambrakioten schlossen ein Bündniß mit Athen; Chalkis auf Euböa, seit dem Ausgang des Bundesgenossenkrieges von Athen abgewendet, schloß sich ebenfalls an.

Wenn Sie einen Blick auf die Karte werfen, finden Sie, daß vor Mittelgriechenland von Nordwesten nach Südosten die mächtige Insel Euböa, heute Negroponte, gleichsam wie ein Riegel hingestreckt liegt. Gelang es Philippos diese Insel in seine Gewalt zu bringen, so war ihm, so zu sagen, die nächste und gefährlichste Operationsbasis gegen Athen gegeben. Ein Versuch, die Insel zu erobern, hätte aber sofort den Krieg wach gerufen. So unterstützte er in den einzelnen Staaten mit Geld und Söldnern sogenannte Tyrannen oder Despoten. Es gelang ihm ganz besonders in der ersten Stadt Eretria und in einer andern, Oreos. Allein es dauerte nicht lange, so hatte Athen mit Chalkis durch Kallias einen Bund geschlossen und, um es vorgreifend zu sagen, kurze Zeit darnach hatte Athen, mit Kallias vereint, unterstützt von Megara und Korinth, die im Solde des Philippos stehenden Kriegsheere verjagt, und vor Ablauf eines Jahres finden wir Euböa in der Form einer Eidgenossenschaft, mit Chalkis als Vorort, im engsten Bund mit Athen.

Die Resultate zusammenfassend, sehen wir, wie rings im Kreise Philippos die Athener zu umgarnen sucht, wie es aber durchaus an den meisten Punkten der wachsamen Thätigkeit und Energie des Demosthenes gelingt, diese Fallstricke zu zerreißen.

Es war im Mai 342, als nun endlich Philippos daran dachte, näher an's Werk heranzugehen, und zwar, da in der unmittelbaren Nähe von Athen seine hinterlistigen Versuche nicht gelungen waren, jetzt zunächst die entlegenste, aber wichtigste und bedeutendste Besitzung Athens anzugreifen, den schon oft erwähnten thrakischen Chersones, die heutige Halbinsel Gallipoli. Er hatte sich einen ganz vortrefflichen Punkt auserlesen, um jeden Augenblick nach Willkür und Wunsch Händel mit Athen zu bekommen.

Unmittelbar da, wo die Halbinsel zusammenhängt mit dem Fest-

land, lag die Stadt Kardia, welche gleichsam den Schlüssel vom Lande her bildet. Diese hatte Philippos für sich zu gewinnen gewußt, und es war ihr im philokrateischen Frieden ausdrücklich die Unabhängigkeit, versteht sich unter dem Schutze des Philippos, zugesagt worden. Nun war nichts leichter, als die Kardianer zu veranlassen, mit den Kolonisten Athens Händel anzufangen und so eine Intervention von Philippos' Seite zu veranlassen, der ja bereits das Ainos-Delta westlich im Besitz hatte und daher jeden Augenblick bereit war, seinen guten Freunden zu helfen.

Im Jahr 342 begann Philippos seinen letzten großen thrakischen Krieg, der ihn zwar nicht ununterbrochen, aber einen guten Theil der nächsten vier Jahre beschäftigt. In diesem Kriege hat er, um gleich das Resultat anzuführen, alle die Länder südlich von der Donau nach und nach in schwerem Kampfe unterworfen. Ehe er fortging, gab er den Kardianern die nöthigen Weisungen. Und unterdessen war auch der Chersones unter die Herrschaft eines athenischen Statthalters gekommen, der in jeder Beziehung befähigt und geneigt war, die Interessen seiner Vaterstadt mit dem Schwerte zu wahren und dem Philippos nöthigenfalls mit direkter Offensive entgegenzutreten. Dieser Mann, offenbar ein entschiedener Freund und Parteigenosse des Demosthenes, ist Diopeithes, jedenfalls unter den damaligen Feldhauptleuten einer der tüchtigsten. Wann er in den Chersones geschickt worden, ist nicht überliefert, jedenfalls nach Abschluß des philokrateischen Friedens, wahrscheinlich im Jahr 343.

Es dauerte nicht lange, so war Diopeithes mit den Kardianern in voller Fehde. Im Frühjahr 342 kam Philippos vom thrakischen Feldzuge zurück. Er wollte zunächst durch Gesandte interveniren, welche aber Diopeithes zurückwies. Da sendete Philippos Hilfstruppen. Nun ergriff Diopeithes die Offensive, warf die Hilfstruppen nicht nur mit blutigen Köpfen zurück, sondern plünderte auch nach Herzenslust mit einer Kaperflotte die makedonischen und thrakischen Besitzungen an der Küste.

So hatte denn Diopeithes so zu sagen auf eigene Hand den Krieg mit dem Feind seines Vaterlandes begonnen. Das schien eine vortreff-

liche Gelegenheit zu sein, um Athen entweder zu bestimmen, den Diopeithes zurückzurufen und zu bestrafen, oder sofort in einen offenen, scheinbar ungerechten Krieg zu verwickeln. Es wurden von Philippos Gesandte nach Athen geschickt mit Klagen gegen Diopeithes: er habe den Frieden gebrochen, Philippos verlange Genugthuung, Zurückberufung des Diopeithes, Auflösung seiner Freischaar, sonst stehe der Krieg bevor.

Es versteht sich, daß die Freunde des Philippos Alles aufboten, um diese Klagen zu unterstützen. Ich kann hier nicht entwickeln, was Alles zu ihrer Unterstützung gesagt wurde.

Da ist nun Demosthenes auf's Entschiedenste für Diopeithes eingetreten. Denn hier, wenn je, stand die Entscheidung auf der Schneide des Scheermessers. Gelang es den Anhängern des Philippos oder den Friedensfreunden, die Zurückberufung und Verurtheilung des Diopeithes durchzusetzen, dann Chersones, gute Nacht! dann war es vorbei mit jener wichtigsten Besitzung Athens, welche für Athen so zu sagen das tägliche Brod war; denn ohne diese Besitzung konnte die Stadt jeden Augenblick von den großen Kornlieferungen aus dem schwarzen Meere abgeschnitten werden.

Die beiden letzten Staatsreden über die Angelegenheiten im Chersones und die dritte philippische Rede sind in dieser Sache gehalten worden, welche früher, welche später, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Wir folgen der gewöhnlichen Ordnung und besprechen zunächst die Rede über die chersonesische Frage. Sie gehört zu den gewaltigsten Reden des Demosthenes, insbesondere wegen der außerordentlichen Klarheit und Schärfe, mit welcher er hier die wahre Sachlage entwickelt. „Es handelt sich nicht um Diopeithes, sondern um den Chersones, nicht um formelle Streitereien, ob Krieg oder Friede, sondern um unser gutes Recht, um das Recht, daß man sich wehrt, wenn man angegriffen wird. Diopeithes hat nur seine Schuldigkeit gethan; von Philippos angegriffen, hat er sich gewehrt. Und wenn er nothgedrungen, um seine Söldner und Freischaaren zusammenzuhalten, etwas tiefer in die Geldbeutel der Unterthanen des Philippos gegriffen, so seid Ihr selbst daran Schuld, denn Soldaten können nicht von der

Luft leben[30]), sondern müssen unterhalten werden. Fragt doch Philippos, ob es ihm lieber sei, daß Diopeithes zurückberufen werde oder daß Ihr ihm noch mehr Soldaten gebt; er weiß recht gut, daß dies ihm lieber." Dann geht er über auf die schlechten, verkauften Staatsmänner. Gestatten Sie mir ein paar Paragraphen als Probe seiner Beweisführung und seiner Beredsamkeit Ihnen mitzutheilen, namentlich den einen, wo es heißt: „Es gibt nun gewisse Leute, welche jede Opposition mit der Frage niederzuschlagen meinen: «Was ist da zu thun?» Diesen will ich denn zunächst mit dem richtigsten und wahrsten Satze von der Welt antworten: «Das jedenfalls nicht, was Ihr jetzt thut!» Doch ich will auch genau auf die Einzelheiten eingehen: und möchten Jene nur ebenso rasch mit der That wie mit ihrer Frage bei der Hand sein! Vor allen Dingen, athenische Männer, muß die Überzeugung bei Euch feststehen, daß Philippos sich mit der Stadt in Krieg befindet und den Frieden längst gebrochen hat — darüber hört nur auf, einander selbst Vorwürfe zu machen —; daß er ferner die ganze Stadt, ihren Grund und Boden, und, füge ich hinzu, alle ihre Bewohner mit tödtlichem Hasse verfolgt, selbst diejenigen, die sich einbilden, seine besten Freunde zu sein — wollen sie das nicht glauben, so mögen sie auf die Olynthier Euthykrates und Lasthenes blicken, welche mit ihm auf dem vertrautesten Fuße zu stehen meinten, ihm die Stadt verriethen und nun elend zu Grund gegangen sind —; daß er jedoch gegen nichts offen wie insgeheim einen erbitterteren Krieg führt, als gegen unsere Verfassung: diese umzustürzen, darauf geht sein ganzes Dichten und Trachten. Und er hat auch gewissermaßen ganz Recht: denn er weiß recht gut, wenn er auch die ganze Welt gewönne, nicht der kleinste Theil seines Besitzes würde ihm sicher sein, so lange Eure Demokratie besteht; vielmehr würden im Falle eines Umschwunges, wie dergleichen im Menschenleben so oft eintritt, alle die gewaltsam Unterdrückten kommen und sich unter Euren Schutz stellen. Ihr seid nämlich zwar keineswegs selbst zu Eroberern und Herrschern geboren, aber dafür vortrefflich geeignet, jedem Eroberer entgegenzutreten und ihn seiner Herrschaft zu berauben, überhaupt jedem Eroberungsgelüste zu wehren und für die Freiheit der ganzen Welt in die Schranken zu treten.

Er will daher auch nicht, daß Ihr frei seid und ihm bei jeder Gelegenheit auf dem Nacken sitzt, und er hat wahrlich seine guten und wohlerwogenen Gründe dazu. So müßt Ihr ihn denn erstens als einen unversöhnlichen Feind Eurer demokratischen Verfassung ansehen; denn wenn Ihr diese Überzeugung nicht im Herzen tragt, so werdet Ihr Euch auch nicht entschließen können, mit dem Handeln Ernst zu machen. Sodann müßt Ihr zweitens den Satz festhalten, daß alle seine Maßnahmen und Rüstungen gegen unsere Stadt gerichtet sind und daß Jeder, der irgend wider ihn ist, zugleich für uns ist" [31]).

Wie wahr Demosthenes gesprochen, hat die Geschichte gezeigt. Nach dem lamischen Kriege war es später die erste Maßregel der Makedonier gegen das unterworfene Athen, die Demokratie aufzulösen.

Im März 341 mag diese Chersonesitika gehalten worden sein, ein paar Wochen später die dritte philippische Rede, die letzte, welche, und zwar mit Recht, von den alten Kritikern als die gewaltigste bezeichnet wird. Es ist in der That, wie man sie genannt hat, ein Nachtstück. Man sieht, daß Demosthenes nach fünfjährigem Kampfe, der noch immer die entschiedene That nicht hat bringen können, zu verzweifeln anfängt, allein vielleicht auch nur so sich stellt, um noch einmal mit allen Gluthen der Beredsamkeit die Athener aufzustacheln, sich auf die Höhe ihrer Aufgabe zu stellen, als die Vorkämpfer der gemeinsamen hellenischen Freiheit, denn das ist jetzt der leitende Gedanke der demosthenischen Politik, die nichts gemein hat mit der auf Trug aufgebauten alten Hegemonie.

Hier fühle ich ganz die Schwäche meines Wortes, und wie gern, wenn es die Zeit erlaubte, ich diese arme Darstellung unterbräche, um Ihnen die dritte philippische Rede in ihrer Ganzheit und Vollheit vorzutragen, ich muß mich auf ein paar Proben beschränken. Demosthenes gibt u. A. eine Schilderung, warum jetzt Alles so übel geht. Das kommt her von jenem käuflichen Materialismus, der gleichgültig ist gegen alle die höchsten Güter, die das Menschenherz erheben, und der nur im Wohlleben seine Befriedigung sucht. „Was ist aber an alledem schuld? Denn nicht ohne guten Grund und gerechte Ursache

waren ebenso die Griechen von damals für die Freiheit begeistert, wie die Griechen von jetzt für die Knechtschaft reif. Ein Gedanke, athenische Männer, ein Gedanke machte sich damals in der öffentlichen Meinung geltend, welcher jetzt verschwunden ist; ein Gedanke, welcher das kolossale Übergewicht des Perserreichs niederwarf, Hellas' freie Banner führte, die siegreichen Schlachten zu Wasser und zu Lande schlug, jetzt aber dahin ist und Alles mit sich fortgenommen und in Hellas das Unterste zu oberst gekehrt hat! Und welches wäre denn dieser Gedanke gewesen? Der allgemeine Haß gegen Jeden, der von eroberungssüchtigen Machthabern oder von Feinden Griechenlands Geld nahm: wer der Bestechung überführt wurde, den traf das härteste Loos, die schwerste Strafe. Daher konnte man denn den günstigen Zeitpunkt zum Handeln, welchen das Glück auch zuweilen dem Sorglosen in den Schooß wirft, nicht von den Rednern und Feldherrn erkaufen; nicht erkaufen die gegenseitige Eintracht, das Mißtrauen gegen die Zwingherrn und Barbaren, überhaupt Nichts, gar Nichts! Jetzt aber ist Alles, so zu sagen, wie auf dem Markte, ausverkauft, und ist dafür der Krankheitsstoff eingeschleppt worden, an welchem Griechenland zum Tode dahinsiecht. Und der wäre? Neid, wenn einer sich bestechen läßt; Spott, wenn er es eingesteht; Haß, wenn man dagegen eifert; kurz, die Bestechlichkeit mit ihrem ganzen Gefolge von Lastern. Denn Kriegsschiffe, hinlängliche Mannschaften, Geldmittel, tüchtige Rüstungen aller Art, kurz, Alles, worauf sonst die Macht der Staaten zu beruhen pflegt, das steht jetzt uns Allen in viel größerer Ausdehnung, in viel höherem Maße zu Gebote, als den damaligen Hellenen. Aber das Alles ist unnütz, unbrauchbar, machtlos, weil es käuflich ist" [32]). Nun der Antrag, den er da stellt: „Nein! Thorheit und Verbrechen ist es, bei solchen Aussichten sich einzubilden, unsere Stadt sei mächtig genug, um im schlimmsten Falle dem Äußersten zu entgehen, selbst wenn man verkehrte Beschlüsse faßt, Nichts von dem thun will, was nothwendig ist, und den Wortführern der Feinde sein Ohr schenkt. Und wie schimpflich ist's dann auch, später einmal sagen zu müssen: «Wer hätte gedacht, daß es so kommen würde? Ja, weiß Gott, da hätte man das und das thun, das und das lassen müssen.»

Ja, solche Äußerungen könnten die Olynthier jetzt viele thun, vielerlei sagen, was zuvor bedacht, zuvor gethan, sie vom Untergang gerettet hätte; ebenso die Oreiten, die Phokier und Alle, so jetzt am Boden liegen. Aber was hilft ihnen das? So lange das Schiff, sei's groß oder klein, noch über dem Wasser ist, muß der Matrose wie der Steuermann, muß überhaupt Jeder am Bord gutes Muthes sein und nur daran denken, weder absichtlich noch unabsichtlich es aus dem Gleichgewichte zu bringen; schlagen aber einmal die Meereswogen darüber zusammen, so ist's mit aller Sorge aus! So wollen denn auch wir, athenische Männer, so lange wir noch obenauf sind, Bürger der mächtigsten Stadt, Herren über die bedeutendsten Hilfsmittel, Bewahrer der höchsten Ehren — nun, «was sollen wir denn thun?» so höre ich längst einen der Dasitzenden fragen. Wohlan, beim Zeus, ich will es Euch sagen und ausdrücklich beantragen. Ihr sollt, wenn Ihr wollt, sofort darüber Beschluß fassen können! Wir müssen vor allen Dingen uns selbst zum Widerstand rüsten, d. h. mit Kriegsschiffen, mit Geld, mit Soldaten — denn selbst, wenn alle Welt zur freiwilligen Knechtschaft bereit wäre, uns ziemt es, den Kampf für die Freiheit anzunehmen! Haben wir uns dann vor Aller Augen selbst gerüstet, dann müssen wir auch die Übrigen zur Wehr aufrufen und Gesandte schicken, um sie zu bekehren und zu belehren. Gelingt die Sendung, so habt Ihr dann Bundesgenossen, welche nöthigenfalls Gefahren und Opfer mit Euch theilen; gelingt sie nicht, so habt Ihr wenigstens Zeit gewonnen. Und Zeit gewonnen, Alles gewonnen, da wir es mit einem einzelnen Mann und nicht mit der festgegründeten Macht eines geordneten Staates zu thun haben. Sind doch auch neulich jene Gesandtschaften in den Peloponnes und nach Ambrakia nicht ohne Erfolg gewesen, wo es meinen, des wackern Polyeuktos, des Hegesippos und Anderer gemeinsamen Bemühungen gelungen ist, dem Philippos Halt zu gebieten und seinen Eroberungsgelüsten gegen Ambrakia und den Peloponnes wirksam entgegenzutreten. Ich sage ausdrücklich, wir müssen selbst vorher entschlossen sein, für uns zu thun, was nothwendig ist, ehe wir die Anderen zur Wehr aufrufen, denn es ist thöricht zu sagen, man wolle für Andere sorgen, während man seine eigenen Interessen

preis gibt; Anderen Besorgniß für die Zukunft einzuflößen, wenn man sich selbst nicht um die Gegenwart kümmert. Nein, nicht also! wir müssen vielmehr, sage ich, den Unsrigen im Chersones Geld schicken und sonst ihren Wünschen nachkommen; wir müssen selbst rüsten; wir müssen die übrigen Hellenen belehren und mahnen, zum Kampfe rufen und treiben. So ziemt sich's für eine Stadt von dem Range der unsrigen! Wenn Ihr Euch aber einbildet, die Chalkidier oder Megarer würden Griechenland retten und Euch die Arbeit ersparen, so seid Ihr in einem großen Irrthum. Die sind zufrieden, wenn sie für sich allein ihre Existenz fristen. Nein! Das ist Eure Pflicht, das ist Eure Mission, welche Eure Vorfahren unter Gefahren ohne Maß und Zahl erworben und Euch als Erbtheil hinterlassen haben. Wenn aber Jedermann ruhig dasitzt, nur an sich denkt und wie er Alles von sich auf Andere wälze, so wird sich erstens Niemand finden, der überhaupt etwas thut, und zweitens, fürcht' ich, werden wir dann Alle bald gezwungen werden alles Mögliche zu thun, selbst was uns am Meisten zuwider ist.

Das ist mein Rath, das ist mein Antrag; nimmt man ihn an, so ist es, davon bin ich fest überzeugt, noch jetzt möglich, die Sache wieder in's Gleis zu bringen. Weiß Einer einen bessern Rath, so möge er ihn sagen. Was Ihr aber auch beschließen werdet, möge es, Ihr Götter alle, zum Besten gedeihen!" [33])

Dieses Programm hat nun Demosthenes in den folgenden Jahren gründlich und vollständig gelöst. Diopeithes wurde nicht zurückberufen, im Gegentheil sein Heer verstärkt. Die Kämpfe mit Philippos gingen fort. Die Jahre 341 und 340 verstrichen in gegenseitigen Neckereien und Rüstungen. Wie zwei geübte Fechter standen die Parteien einander gegenüber und es achtete Jeder darauf, wo und wie der Andere sich eine Blöße gebe, um den tödtlichen Streich zu führen. Hie und da mochten zwar ihre Waffen sich schon berühren; aber von keiner Seite wagte man den entscheidenden Schlag zu thun. Vor allen Dingen suchte Demosthenes den Gedanken einer allgemeinen Bundesgenossenschaft endlich auszuführen, und es ist ihm gelungen. Im Laufe der Jahre 341 und 340 ging er nach Byzanz, und seiner Beredsamkeit gelang

es, die lang verfeindete Stadt, welche seit Jahren im besten Vernehmen mit Philippos stand, mit Athen zu einem Bunde zu vereinigen. Sein Freund Hypereides ging nach Chios und Rhodos; er brachte zwar keinen Bund zu Stande, doch gelang es ihm, die Stimmung freundlicher zu machen. Daß auch Chalkis einen Bund mit Athen schloß, daß die Zwingherrn aus Eretria und Oreos ausgetrieben wurden und die ganze große Insel sich mit Athen vereinigte, wurde schon bemerkt. So ging es immer vorwärts, und der 9. März 340 krönte endlich die Hoffnungen und Bestrebungen des Demosthenes. Da fanden sich in Athen die Gesandten von Euböa, Megara und Korinth, von den westlichen Staaten Leukadien, Akarnanien, Ambrakia, von der Insel Korkyra und von Achaja zusammen und schlossen mit Athen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Philippos.

Jetzt mußte Philippos daran denken, daß die Sache nicht mehr lange so gehen könne. So beschloß er nun, den Kampf mit einem Seldzuge gegen den thrakischen Chersones zu eröffnen. Byzanz, das mit Athen einen Bund geschlossen, forderte er nun auf, sich mit ihm gegen Athen zu vereinigen. Auf die abschlägige Antwort eröffnete er den Krieg mit der Belagerung der Vasallenstadt von Byzanz, des festen Perinth. Diese Belagerung bildet eine Epoche in der griechischen Kriegsgeschichte. Damals zuerst wurden die gewaltigen Kriegsmaschinen und Geschütze angewendet, welche der Tyrann Dionysios in seinem ersten Kriege gegen Karthago erfunden hatte. Aber die Stadt, durch eine äußerst glückliche Lage — sie lehnte sich terrassenförmig an einen Hügel — unterstützt und durch athenische, rhodische und chiische Schiffe von der Seeseite geschützt, hielt sich. Philippos brach plötzlich die Belagerung ab und griff nun im Spätherbst 340 Byzanz an.

Jetzt brach der Krieg in volle Flammen aus. Auf ein Ultimatum, das Gesandte nach Athen brachten (das vorhandene Aktenstück ist zwar nicht echt, beruht aber doch vielleicht auf guter Überlieferung), erfolgte auf Demosthenes' Antrag die Kriegserklärung von Athen, und hintereinander erschienen Chares mit 40 und dann noch später Phokion mit 120 Kriegsschiffen im Hafen von Byzanz. Damit war der Entsatz der Stadt entschieden. Philippos befand sich im Winter 340—339 in

der That in einer sehr üblen Lage. Ein guter Theil der hellenischen Staaten hatte eine feste Coalition gegen ihn gebildet. Sein Versuch auf den thrakischen Chersones war entschieden abgewiesen. Er mußte erwarten, daß im nächsten Frühjahr Athen nach dem alten Kriegsplan des Demosthenes zwar nicht etwa mit einem Invasionsfeldzug in Makedonien, aber mit dem kleinen Krieg an allen Ecken und Enden die Feindseligkeit eröffne. Es mußte Philippos um jeden Preis daran gelegen sein, durch einen besondern Streich plötzlich das Kriegstheater nach Mittelgriechenland hineinzuspielen, und ohne daß die übrigen Staaten etwas davon merkten, Athen in seiner nächsten Nähe anzugreifen.

Wir kommen zur Schlußkatastrophe. Es liegen Aktenstücke für das hochverrätherische Spiel des Aeschines in der allerbesten Form vor, nämlich in den naiven Selbstbekenntnissen dieser schmutzigen Seele. Nicht daß er den Verrath zugebe; aber wir brauchen nichts als seine eigenen Erzählungen in der Rede gegen Ktesiphon, um vollständig das ausgezeichnete, abgefeimte Bubenstück zu begreifen, das Aeschines in vollster Übereinstimmung mit seinem Lohnherrn aufgeführt.

Philippos zog plötzlich von Byzanz ab und verschwand, — es hieß, er sei wieder tief in's Innere des Landes gezogen und schlüge sich dort mit den Donau-Skythen herum. Bei den Athenern hieß es leider oft: „Aus den Augen, aus dem Sinn". Wirklich kümmerte sich scheinbar Philippos im Frühjahr und Sommer 339 nicht im geringsten um die griechischen Verhältnisse. Die Abgeordneten der Amphiktyonenstaaten traten im Frühling 339 zu Delphi zusammen, zu der Frühjahrsversammlung, wo durchaus keine wichtigen Gegenstände zu verhandeln waren, wie ja überhaupt dieser Bund eine Antiquität war, der nur unter Umständen äußerst verderblich mißbraucht werden konnte. Aeschines, der in den letzten Jahren gänzlich in den Hintergrund gedrängt erscheint, wurde in einer sehr spärlich besuchten Wahlversammlung — komisch ist, wie deutsche Philologen sich über diesen Punkt, daß eine Wahlversammlung von zwei oder drei Stimmberechtigten gebildet werden könne, den Kopf zerbrechen; hier in Zürich ist keine Erläuterung darüber nöthig, was eine schwach besuchte

Wahlversammlung ist —, genug, Aeschines trat als Candidat auf und wurde zum Pylagoren, zum weltlichen Boten für die Amphiktyonenversammlung gewählt.

Sein Kollege Meidias, der bekannte Todfeind des Demosthenes, war krank geworden. Und als Aeschines nach Delphi kam, war der Hieromnemon, der geistliche Bote, ebenfalls krank geworden.

Als nun Aeschines kam, erzählt er, sei ihm unter der Hand mitgetheilt worden, daß der Abgesandte der Lokrer im Begriffe sei, eine äußerst bösartige Demonstration gegen Athen zu machen. Die Athener hätten nämlich die alten Schilde, welche von den Schlachten von Marathon und Salamis herrührten, im Tempel aufgehängt, ehe er wieder geweiht war und wieder die zugehörige Aufschrift daraufgesetzt, in der nicht nur von den Medern, sondern auch von den Thebanern als damaligen Feinden der Hellenen die Rede war [34]). Der Hieromnemon, der krank war, ließ nun den Aeschines an sein Krankenlager kommen und — es scheint ein alter, dummer Mann gewesen zu sein — verlangte von ihm, er solle an seiner Stelle hingehen und vor den Amphiktyonen Athen in Schutz nehmen. Aeschines ist jedenfalls wohl präparirt erschienen. Nun besteht eine uralte Geschichte, welche bei jeder Gelegenheit, wo von den Amphiktyonen die Rede ist, wiederholt wird, wie einst zu Solons Zeiten, vor $2^1/_2$ Jahrhunderten, sich die Bewohner der krissäischen Ebene, die sich etwa 3 Stunden südlich in die Länge erstreckt, das Heiligthum geplündert haben, wie dann ein heiliger Krieg gegen sie dekretirt und von Solon geführt, wie das ganze krissäische Gefilde dem Gotte geweiht und Jeder verflucht wurde, der es jemals zu profanen Zwecken benutzen und bebauen würde. — Die amphissäischen Lokrer nun hatten seit Jahrhunderten ganz gemüthlich dieses geweihte Land besessen, kein Mensch daran Anstoß genommen, um so weniger, als die Lokrer zu den treuesten und frömmsten Anhängern des delphischen Orakels gehörten und besonders im Kriege gegen die Phokier sich stets brav geschlagen hatten.

In der Vorstadt Pyläa, westlich von Delphi, wo jetzt die Kapelle des heiligen Elias steht, öffnet sich ein prachtvoller Blick auf jene Ebene bis hinunter an das Meer, zur Rechten die Stadt Amphissa.

Die Versammlung wurde im Freien gehalten. Da erhob sich Aeschines und brachte die Geschichte mit den Schilden auf's Tapet. Der Amphissеer Gesandte, ein grober, plumper Gesell, nahm den Handschuh auf und sagte, man sollte in diesen Tagen nicht einmal den Namen des athenischen Volkes aussprechen, sondern sie wie Verfluchte vom Tempel zurückweisen. Da wurde Aeschines böse, wie er sagt, so böse, wie in seinem Leben noch nie. „Was, Ihr Amphissеer, Ihr unterfteht Euch, uns Verruchte zu nennen. Männer!" — wir sehen ordentlich den alten Schauspieler — „schaut hinunter in die Ebene, da seht Ihr Ziegelhütten, Felder mit Getreide bepflanzt, das heilige Land bebaut, das sind Tempelschänder. Ich rufe Alle auf, dem Gotte zu helfen!" Kurz, Aeschines hielt eine gewaltige Rede. Die Abgeordneten der Bergkantone, die vielleicht in ihrem Leben noch nie einen athenischen Schauspieler gehört, geriethen in Entsetzen, was für gottlose Leute diese Lokrer seien. Sofort wurde beschlossen, den andern Morgen bei Tagesanbruch sich zusammenzufinden und auf eigene Hand diesen Anpflanzungen der Amphissеer ein Ende zu machen. Der abenteuerliche Zug kam wirklich zu Stande; sie fielen über die Häuser und Ziegelhütten und Felder her, zerstörten was sie konnten, ohne nur eine Ankündigung erlassen zu haben. Die Amphissеer erhoben sich und jagten die abenteuerliche Gesellschaft zurück; manche Prügel mögen auch gefallen sein. Nun beschloß man eine außerordentliche Versammlung in den nächsten Wochen, um die Amphissеer zu züchtigen.

Aeschines kam mit dieser Bescherung nach Athen zurück, erstattete Bericht und trug darauf an, diese außerordentliche Versammlung zu beschicken. Demosthenes durchschaute sofort das ganze Lügengewebe. „Du bringst uns den Amphiktyonenkrieg in's Land!" rief er dem Aeschines zu. Aeschines wiederholte in Athen die Komödie, um den religiösen Fanatismus aufzustacheln, trug den ganzen Eid vor, den auf Antrag des Solon die Amphiktyonen geschworen hatten: wie sie die Verfluchten verfolgen wollten bei Tag und Nacht, mit Hand und Fuß etc., — wir haben die ganze Eidesformel aufbehalten. Demosthenes mußte sich an den Großen Rath wenden; man beschloß zu hindern, daß der Antrag des Aeschines durchgesetzt werde; Athen sollte sich von

dieser außerordentlichen Versammlung fern halten. Es kam Niemand als die Boten der kleinen Kantone, weil die Thebaner auch fortblieben. Man beschloß einen gemeinsamen Exekutionszug, eine Art elende Reichshilfe gegen die Amphissеer, — Kottyphos übernahm den Befehl desselben. Es scheint aber Alles im Sande verlaufen zu sein.

In Athen dachte man nicht mehr daran. Im Herbst 339 hatten die Amphiktyonen ihre Sitzung in den Thermopylen; Kottyphos erstattete Bericht, wie es ihm gegangen. Und unterdessen war Philippos von seiner Heerfahrt heimgekehrt und befand sich mit seinem gewaltigen Kriegsheer bereits im Süden Thessaliens, in unmittelbarster Nähe der Thermopylen. Kottyphos setzte auseinander, daß man entweder die Gottlosen unbestraft lassen oder Geld zusammenschießen und Söldner werben oder Philippos mit der Exekution beauftragen müsse. Das letztere wurde beschlossen und damit ein Verrath an ganz Griechenland begangen.

Philippos ließ sich nicht lange bitten. Die Thermopylen waren in seinen Händen, er versicherte sich ihrer. Aber statt die Amphissеer mit einem Handstreich niederzuwerfen, ging er durch die Thermopylen und besetzte die Stadt Elateia. Sie liegt am Ausläufer des Kallidromos, auf dem linken Ufer des Kephissos und bildet gewissermaßen den Schlüssel zum ganzen Phokierlande. Vier Stunden von da liegt der Engpaß Parapotamioi, südlich Chäroneia. Ich kann Sie, versteht sich, nicht mit den militärischen Einzelheiten aufhalten, sondern führe nur das Hauptsächlichste an.

Die Besetzung von Elateia öffnete mit Einem Male Allen in Athen die Augen. Demosthenes selbst hat in der Kranzrede jene Bestürzung und sein Auftreten geschildert. Ich will dieselbe nur mit wenigen Worten andeuten. Es war Abends, als die Nachricht eintraf. Sofort traten die Prytanen, der ständige Ausschuß des Regierungsrathes, zusammen, beriefen die Strategen, wiederholten den Bericht. Der Große Rath wagte nicht allein zu handeln und berief die Volksversammlung. Lange wiederholte der Herold den Ruf: „Wer begehrt das Wort?"

Da erhob sich Demosthenes, längst darauf vorbereitet. „Jetzt",

sagte er, „ist der richtige Zeitpunkt gekommen. Aber nicht wir sind die zuerst Bedrohten, sondern die Thebaner. Wir müssen nicht um Hilfe bitten, sondern Hilfe bieten. Wenn Philippos der Thebaner sicher wäre, würde er nicht in Elateia geblieben sein, sondern bereits die Grenzen Attikas überschritten haben. Theben schwankt, Theben ist zu gewinnen, werfen wir die alte Zwietracht weg, verbinden wir uns auf Leben und Tod mit Theben." Demosthenes beantragte sofortige Absendung einer Gesandtschaft nach Theben mit ausgedehnten Vollmachten, sofortiges Aufgebot der gesammten waffenfähigen Mannschaft, das Anerbieten an Theben, mit Roß und Mann sofort ihm zu Hilfe zu eilen zu gemeinsamem Kampfe. Das Weitere werde sich finden.

Demosthenes' Anträge wurden angenommen. Er ging mit seinen Collegen nach Theben. Da waren bereits Gesandte des Philippos, die Alles aufboten, um die Thebaner wo nicht zur Heeresfolge, doch zur Neutralität zu veranlassen. Wollten sie nicht gegen Athen fechten, so sollten sie doch nur Philippos freien Durchzug gestatten. Python von Byzanz, der schon mehr als einmal dem Demosthenes gegenüber gestanden, führte die Sache des Philippos und verband Schmeicheleien mit Drohungen. Unter den Drohungen hob er besonders die hervor: wenn Theben sich mit Athen verbinde, so werde Böotien und nicht Attika der Schauplatz des Kampfes werden.

Was da Demosthenes gesprochen, wissen wir nicht. Er verschmähte es in der Kranzrede, da Alles verloren war, unnütze Worte zu wiederholen. Aber ein gleichzeitiger Schriftsteller, Theopompos, hat überliefert, daß, wenn jemals, Demosthenes damals vor der thebanischen Volksgemeinde Alles wie mit einem Sturme fortgerissen, daß alle die kleinlichen Bedenken hätten schweigen müssen, der Eigennutz und dergleichen mehr, und daß Alles sich vereinigt habe in dem Einen Gedanken an Vaterland und Freiheit und Alles, was das Menschenherz erhebt.

Die Gesandten des Philippos wurden abgewiesen; die Volksgemeinde von Theben schloß mit Athen ein Schutz- und Trutzbündniß auf Tod und Leben, — die Staaten, die seit 60 Jahren einander feindselig gegenüberstanden, reichten sich zum ersten Male wieder die Hand: das war des Demosthenes Werk. Er durfte sagen, daß die drohenden

Wetterwolken verscheucht worden wie von Helios. Denn wenn Python gesiegt und Demosthenes unterlegen wäre, so folgten ihm die Phalangen des Philippos auf dem Fuße nach, und kaum hätte er nach Athen die Botschaft bringen können, daß Belagerung drohe.

Die Geschichte des Feldzuges, welche überaus verwickelt ist, sich aber doch, wie ich glaube, herstellen läßt, zeigt wunderbarerweise den Demosthenes auch als Strategen.

Sofort wurde in Theben eine Art Sicherheitsausschuß eingesetzt. Die Abgeordneten von Athen, Theben und sämmtlichen Bundesgenossen, die zum Zuzug aufgeboten waren, bildeten ein Gremium, eine Art Oberkriegsrath, an dessen Spitze Demosthenes mit ausgedehntester Vollmacht stand. Jetzt zum ersten Mal erhielt er, der niemals etwas Verfassungswidriges beantragt, aus den Händen des Volkes als die höchste Gabe des freien Vertrauens die Dictatur von Griechenland. Mit Jubel wurden die athenischen Bürgerwehren in Theben begrüßt. Was unerhört war im Alterthum, die Milizen Athens wurden in Theben aufgenommen zu den Weibern und Kindern, die verwaist waren, da die thebanischen Bürger bereits Philippos gegenüberstanden.

Noch in demselben Herbste begannen die Feindseligkeiten. In zwei Gefechten scheint Philippos zurückgeworfen worden zu sein. Während des Winters traf Demosthenes zwei neue Anstalten, um im Frühjahr den Krieg mit aller Energie fortzusetzen. Erstens richtete er in Lokris ein neues Kriegstheater ein. Ein schmaler Paß führte von da in's kleine dorische Ländchen, der sehr leicht zu sperren war und wo 100 entschlossene Männer nach den Berichten aller Reisenden jetzt noch im Stande wären, ein großes Heer aufzuhalten — wir kennen ja auch solche Pässe in der Schweiz. Die Amphissеer hätten sich recht gut allein wehren können; aber zur Offensive waren sie viel zu schwach. So wurde auf Demosthenes' Antrag ein stattliches Söldnerheer von 10,000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern zu Hilfe geschickt, um von diesem Paß aus gegen die rechte Flanke des Philippos die Offensive zu ergreifen.

Der Winter verfloß ruhig. Im Frühjahr kam die verhängnißvolle Entscheidung. Philippos begab sich zu seinem rechten Flügel im

dorischen Ländchen. Ihm persönlich ist es gelungen, die amphissischen Söldner zu überrumpeln, den Paß südlich von Kytinion zu forciren, Amphissa niederzuwerfen.

Dennoch war noch nichts verloren. Die Verbündeten in Phokis konnten sich noch recht gut halten. Philippos suchte noch einmal den Frieden, Demosthenes verhinderte ihn, denn es wäre Thorheit gewesen, noch einmal zu warten, bis die Hellenen so einig und massenhaft beisammen waren. Leider aber drängten auch die Hellenen zur Entscheidung. Demosthenes ist schuldlos an der Katastrophe von Chäroneia. Mehr als einmal hatte er gesagt, daß im Führen des kleinen Krieges Athen dem Philippos überlegen sei, aber in offener Feldschlacht die griechischen Bürgermilizen gegen die philippischen Berufssoldaten das Feld nicht behaupten könnten.

Man beschloß den Kampf. Vorher scheint Philippos durch ein glückliches Manöver die Verbündeten aus der Stellung von Parapotamioi nach Chäroneia zurückgeworfen zu haben.

Chäroneia, das heutige Kapräna, erhebt sich am rechten Ufer des Kephissos, zur Linken, wenn man nach Norden blickt, von einem steilen Ausläufer des Thurion-Berges überragt; hier stand die Akropolis, an deren Fuß ein noch jetzt in Ruinen sichtbares Theater. Unter diesem Theater entspringt ein Bächlein, welches seither den Namen Hämon, Blutbach, getragen hat; es läuft herunter zum Kephissos, durch eine etwa eine halbe Stunde lange Ebene. Hier marschirte, wahrscheinlich am 2. August 338, das vereinigte griechische Heer auf. Den rechten Flügel, unmittelbar am Einfluß des Hämon in den Kephissos, hatten die Thebaner: es war nach altgriechischer Sitte der Ehrenplatz, jenem Volke angehörend, auf dessen Gebiet geschlagen wird; im Centrum standen die Contingente der übrigen Griechen; den linken Flügel, an die Akropolis gelehnt, bildeten die Athener. Als Alles geordnet war, trat der Dictator von Griechenland als gemeiner Soldat in die Reihen seiner Phyle und hat als solcher den Kampf mitgemacht, — allerdings ein schönes Beispiel des Republikanismus, aber auch der traurige Beweis, daß damals der Staatsmann und Feldherr nicht mehr vereinigt war. Phokion hat der Schlacht nicht beigewohnt.

Die Schlacht läßt sich in ihrem Gange nach den vorhandenen Notizen wieder herstellen. Philippos hat, seinem Lehrer folgend, das System der schiefen Schlachtordnung angewendet. Den Griechen gegenüber auf dem linken Flügel, welcher angriff, marschirte sein achtzehnjähriger Sohn Alexandros, der hier sein ritterliches Meisterstück ablegen sollte, an der Spitze der Blüte des makedonischen Adels auf, der schwer gepanzert von Kopf bis zu Fuß war, mit einer mächtigen Stoßlanze ausgerüstet. Dann kamen die Hypaspisten, die Leibgarde des Königs, halbleicht bewaffnetes Linienfußvolk, mit langem Spieß, leichten runden Schilden, und wenn der Spieß brach, zum Handgemenge mit tüchtigen Schwertern ausgerüstet. Den rechten Flügel bildete die berühmte Phalanx, aus Bauern zusammengesetzt, gewissermaßen die makedonische Landwehr; diesen rechten Flügel hatte sich Philippos vorbehalten. Reiter deckten die Flanken.

Alexandros begann die Schlacht. Die Thebaner leisteten heldenmüthigen Widerstand. Es war ein furchtbares Ringen und Drängen, vielleicht Stunden lang, hin und her gegen einander stoßend. Jetzt ging auch Philippos mit seinen Phalangen gegen die Athener vor. Sobald diese mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit anprallten, wich er zurück, immer weiter auf die Ebene hin. Die Athener ihm nach, sie rissen sich dadurch von ihrer Deckung und von ihrem rechten Flügel los, bis endlich Philippos auf einer kleinen Erhöhung angekommen war. Da lachte Philippos und äußerte: „Die Athener verstehen nicht zu siegen". Er ließ sie hart herankommen und anprallen. Unterdessen war auf dem linken Flügel die Entscheidung gefallen. Alexandros brach zuletzt mit seinen Rittern durch. Die heilige Schaar der Thebaner, dreihundert Jünglinge, die Blüte des thebanischen Stadtadels, deckten Mann für Mann, wie sie gestanden, den Boden, — aber die makedonischen Ritter und die Hypaspisten brachen durch. Jetzt griff Philippos die Athener an, welche gleichzeitig beim Felsen der Akropolis in einen Knäuel zusammengedrängt, zurückgetrieben wurden. Da wogt noch die Schlacht etwa hundert Schritte fünf Minuten weiter. Wo die letzten gefallen, da sieht man noch heutzutage die Trümmer des Grabdenkmals, eines steinernen Löwen, der vielleicht in unsern Tagen wieder zusammengesetzt wird.

Die Verluste der Griechen sind uns nur unvollkommen überliefert. Die Athener hatten 1000 Todte und 2000 Gefangene. Da 20,000 die Normalzahl aller stimm- und also auch waffenfähigen Bürger ist, so ist, die Verwundeten eingerechnet, nahezu ein Sechstel der athenischen Mannschaft auf dem Schlachtfeld entweder todt geblieben oder in den Händen der Feinde gelassen worden. Demosthenes war unter Jenen, die dem Tode entgingen. Das Zeichen auf seinem Schilde, „Ἀγαθῇ τύχῃ", „Glück auf!", war ihm diesmal nicht treu geblieben.

Ich wage es nicht, Ihre Geduld heute noch länger in Anspruch zu nehmen. Ich will nicht leugnen, daß gerade der Ausgang der verhängnißvollen Schlacht bei Chäroneia ein Abschnitt ist, über den hinauszugehen vielleicht unsere Spannung überschreiten dürfte. So will ich Sie nur daran erinnern, daß schon das Alterthum sich vollkommen klar gewesen ist, daß die Schlacht bei Chäroneia trotz ihres unglücklichen Ausgangs denn doch der Altvordern und ihrer Thaten nicht unwürdig gewesen. Jenes, freilich nicht echte Epigramm, das bei Demosthenes steht, sagt:

Für das Vaterland haben zum Kampfe die Waffen erhoben
Diese hier, haben des Feinds trotzigem Frevel gewehrt:
Für das hellenische Volk, daß nicht den Nacken es beuge
Unter das knechtische Joch, unter den schmählichen Druck:
Heldenmüthige Streiter, vermochten sie freilich das Leben
Nicht zu retten: die Siegspreise vertheilte der Tod.
Jetzo ruht das Gebein der gefallenen Helden im Schooße
Heimischer Erde; denn Zeus fügt es den Sterblichen so:
Nichts zu verfehlen und Alles gewinnen ist göttliches Vorrecht,
Doch kein Sterblicher mag seinem Verhängniß entgehn[35]).

Ähnliches stand auf dem Mal, welches im folgenden Frühjahr den Gefallenen von Chäroneia auf dem Kerameikos errichtet wurde und wozu Demosthenes die Leichenrede gesprochen hat.

Sechster Vortrag.

„Dieser Eine Tag hat den Herrschaftsruhm und die alte Freiheit Griechenlands vernichtet", so spricht ein späterer römischer Geschichtsschreiber[36]) über den Tag von Chäroneia; er spricht damit das Urtheil aus, welches die Weltgeschichte über den verhängnißvollen Tag gefällt hat. Und schon acht Jahre nach diesem Tage hat Lykurgos in der einzigen von ihm noch vorhandenen Anklagerede gegen Leokrates von den gefallenen Helden bei Chäroneia gesagt[37]): „Mit ihrem Fall ist Hellas in Knechtschaft gesunken, mit ihren Leibern ist die Freiheit der übrigen Hellenen begraben worden". Aber dennoch, Athen nach dem Tage von Chäroneia hat nicht also gedacht, und wenn unser Dichter Recht hat, der sagt: „In Fährden und in Nöthen zeigt erst ein Volk sich echt", so haben die Athener in den Wochen und Monden, die jener erschütternden Katastrophe folgten, gezeigt, daß ihr Lehrmeister Demosthenes sie nicht umsonst zur Freiheit und zur patriotischen Aufopferung erzogen hatte.

Die Trümmer des atheniſchen Heeres sammelten sich bei Lebadeia, etwa drei Stunden südöstlich von Chäroneia. Von einer Verfolgung hören wir nichts, obgleich es Philippos nicht an leichter Reiterei und an leichtem Fußvolk fehlte, — Beweis genug, daß auch die makedoniſche Armee durch die furchtbare Schlacht gewaltig angegriffen war. Theben mußte aufgegeben werden; so rasch als möglich zog das geschlagene Heer zu den heimischen Grenzen, zur Vaterstadt zurück. Wir haben lebendige Schilderungen von der Furcht, von dem Entsetzen, das bei der ersten Nachricht und bei der Heimkehr der flüchtigen, mit Wunden bedeckten Krieger die ganze Stadt, das ganze Land ergriff. Es ist charakteristisch für griechische Sitte, daß als äußerster Beweis, wie Alles aus Rand und Band gegangen, berichtet wird, die frei-

gebornen Frauen und Jungfrauen hätten das Innere der Häuser verlassen und seien auf die Straßen gestürzt, um zu sehen, ob ihre Väter, Brüder, Männer unter den Heimkehrenden seien oder nicht.

Aber Demosthenes befand sich unter den Geretteten. Keiner der Damaligen hat's gewagt, ihm seine Rettung zum Vorwurf zu machen. Erst die späteren Sophisten haben elende Märlein ersonnen, über welche die kritische Geschichtsschreibung einfach zur Tagesordnung schreitet. Hat man es Friedrich dem Großen nicht übel genommen, daß er nach der Schlacht bei Kunersdorf nicht an sich verzweifelte, so wird Niemand dem Demosthenes, der zudem als gemeiner Soldat, nicht als Feldherr in den Reihen stand, zum Vorwurf machen, daß auch er am Vaterland und an sich nicht verzweifelte.

Es wurden die energischsten Maßregeln ergriffen und durchgeführt. Es wurde sofort das ganze Landvolk mit Weib und Kind in die Stadt entboten, alle Waffen zusammengebracht, die es noch gab, selbst die Tempel nicht geschont, was darin aufgehängt war an Weihgeschenken, Zeichen alter Siege, herabgenommen und unter die waffenfähige Mannschaft vertheilt. Hypereides, Lykurgos sind dem Demosthenes damals würdig zur Seite gestanden. Es wurde der Beschluß gefaßt: wer in diesem Momente das Vaterland verlasse und dadurch zeige, daß er an seiner Rettung verzweifle, sei ein Verräther und des Todes schuldig. Ein Areopagit Autolykos, der dies dennoch that, wurde wirklich zum Tode verurtheilt, und noch nach acht Jahren hat gegen einen solchen Flüchtling der greise Lykurgos in gerechtem Patriotismus die Anklage auf Hochverrath erhoben. Die Sklaven, welche zum Waffendienst sich eigneten und ihre Schuldigkeit thäten, sollten frei gemacht, die Angesessenen mit dem Bürgerrecht beschenkt, die Flüchtlinge zurückberufen, solche, welche in ihrem Bürgerrechte eingestellt waren, wieder ehrlich gemacht werden, Alles unter der Bedingung, daß sie mit den Waffen in der Hand diese Auszeichnung auch wirklich verdienten. Vor Allem galt es, sich umzusehen nach auswärtiger Hilfe, nach Waffen, Zufuhr, Proviant.

Demosthenes hat diese Mission übernommen. Leider können wir ihn auf diesen Kreuz- und Querfahrten, welche die Herbstmonate des

Jahres 338 ausfüllen, nicht begleiten. Es fehlen uns alle Notizen darüber; nur das wissen wir, daß er in dem verhängnißvollen Momente nicht unter seinem Volke sich befand, wo König Philippos, was er durch die Waffen begonnen, durch List und scheinbare Milde vollendet hat.

Mitten in diese Bestürzung und in diese Maßregeln hinein fiel die Ankunft eines der 2000 Gefangenen, die Athen bei Chäroneia in den Händen des Philippos gelassen, — Demades, aus derselben Gemeinde (Päania) mit Demosthenes, ein Mann von niedrigster Herkunft, in seiner Jugend Ruderknecht, Fährmann oder Matrose, tritt jetzt zuerst auf und sollte bald der verhängnißvolle Dämon Athens werden. Gleich Aeschines, nur in plumperer Weise, war er ein Talent ohne Gleichen, durch die Praxis, auf dem Markte selbst gebildet, unvergleichlich in der Improvisation, in der Debatte, in schlagenden Antworten und Witzworten, — aber durch und durch ohne Sittlichkeit und Grundsätze, in der That ein roher, plebejischer Emporkömmling der allerniedrigsten Art. Der hat ein wunderliches Abenteuer gehabt mit dem König Philippos. Als dieser das Schlachtfeld überschaute, da kam ihm der Gedanke, was heute auf dem Spiel gestanden: ward er geschlagen, so war vielleicht das Leben und die Krone von Makedonien für ihn verloren. Als echten Barbaren überkam ihn daher eine wilde Lustigkeit, er trank und zechte mit seinen Gesellen, und trunkenen Muthes trat er hinaus aus dem Zelt und sang in einem improvisirten Tetrameter den Demosthenes verspottend:

„Demosthenes, Demosthenes' Sohn von Päania, stellt den Antrag."

Da erhob sich unser Demades, er war keck mit der Zunge: „König", sagte er, „Du könntest ein Agamemnon sein und bist nur ein Thersites." Vielleicht erinnerte sich da Philippos an die gutmüthige Träumerei des alten Isokrates, der ihn auch einmal mit dem Agamemnon verglichen und erwartet hatte, wie Agamemnon die Achäer vor Troja geführt, so werde Philippos die Hellenen gegen Babylon und Susa führen. Philippos ging in sich, verbat sich alle laute Lustigkeit, und vor Allem wurden nun die 2000 athenischen Gefangenen mit aller äußersten Aufmerksamkeit behandelt. Die Leichen der Gefallenen ließ er aufheben, verbrennen und ihre Asche sorgfältig sammeln.

Unterdessen kamen ihm Nachrichten von Athen zu, daß die Stadt ihm noch nicht wehrlos zu Füßen liege. Er mußte sich sagen, wenn es ihm auch jetzt noch nicht gelang, sie zu gewinnen, wenn es nun noch zu einem langwierigen Kampfe kommen sollte, so konnte er zuletzt noch Alles verlieren. Daher mit Einem Male diese Umwandlung.

Daß aber bei ihm diese Umwandlung auch in's Gegentheil umschlagen konnte, das bewies er durch das grausame Strafgericht, welches er über Theben verhängte.

Theben, kaum einen Tagesmarsch von Chäroneia entfernt, war verloren. Dreihundert Jünglinge der „heiligen Schaar", die Blüte seiner waffenfähigen Mannschaft, waren auf dem Schlachtfeld geblieben. Die Thebaner ergaben sich daher auf Gnade und Ungnade dem Sieger. Es wurde ein blutiges Strafgericht über die Gegner der Makedonisten verhängt. Die Stadt verlor die Vorortschaft von Böotien und erhielt eine makedonische Besatzung, die sie nicht wieder los wurde.

Mit diesen Berichten kam Demades nach Athen und erzählte, König Philippos bedaure sehr, daß er durch ein Mißverständniß mit Athen in Krieg gerathen sei und sei bereit, die Hand zum Frieden und zu einem Bündniß zu bieten. Mehr noch als alle diese Vorspiegelungen wirkte der Gedanke an das Schicksal der gefangenen 2000 Mitbürger. Bei der schrankenlosen Grausamkeit des alten Kriegsrechtes hat die Absicht, das Loos der Gefangenen zu erleichtern, oft mehr gewirkt, den Frieden hervorzurufen, als die Gefahr zukünftiger Noth. Ich erinnere Sie daran, daß im peloponnesischen Kriege die eisenharten Spartaner durch die Gefangenschaft von 292 ihrer Mitbürger sich bestimmen ließen, von Athen in demüthigendster Weise den Frieden zu erbitten und schließlich anzunehmen. So wurde zunächst beschlossen, eine Gesandtschaft an Philippos zu schicken um der Lösung der Gefangenen willen. An die Spitze der Gesandtschaft trat Aeschines, der seit Jahren von sich kaum etwas hatte hören lassen. König Philippos, eben von einem Trinkgelage, das die ganze Nacht durch gedauert hatte, sich erhebend, wischte sich die Augen aus und empfing die Gesandtschaft mit königlicher Würde und königlicher Milde. Die Antwort war, daß er die Gefangenen sofort ohne Lösegeld freigeben und

seinen eigenen Sohn, den achtzehnjährigen Heldenjüngling Alexandros, der die Schlacht bei Chäroneia entschieden, mit seinem ersten Staatsminister Antipater und andern edlen Makedoniern nach Athen senden wolle, um den Frieden zu unterhandeln.

Nicht lange, so erschien wirklich diese Gesandtschaft in Athen. Alexandros, damals 18 Jahre alt, — wer kennt nicht die Geschichten von seiner Jugend? Wer weiß nicht, wie schön, wie stark, wie heldenmüthig er gewesen? Und in Athen erzählte man wohl von seiner Wißbegierde, wie der erste Schüler Platons, Aristoteles, zu seiner Erziehung berufen worden und wie er der Erste in Kunst und Wissenschaft sei. Gewiß, die liebenswürdige, hinreißende Persönlichkeit des Alexandros mag dazu beigetragen haben, den Frieden, welchen Philippos unter den annehmbarsten Bedingungen darbot, auch wirklich annehmbar zu machen, und vor Allem in der That ein fast unwiderstehlicher Beweggrund für die Athener: Alexandros und seine Genossen brachten die Asche der Gefallenen mit, um sie der Sitte nach zur feierlichen Bestattung ihren Verwandten auszuliefern. Ich glaube kaum, daß Demosthenes im Stande gewesen wäre, mit Einem Male diesem Eindruck so unerwarteter Großmuth zu widerstehen.

Der Friede wurde geschlossen, der nach Demades seinen Namen führt. Athen blieb ein selbständiger und freier Staat, es wurde ihm sogar — ein trügerisches Geschenk! — die thebanische Stadt Oropos zugesprochen. Sein Gebiet sollte von keinem makedonischen Soldaten, seine Häfen von keinem makedonischen Schiffe berührt werden. Nur schließlich kam noch eine ganz kleine Klausel: das athenische Volk verpflichtet sich, an dem gemeinschaftlichen Bunde theilzunehmen, den Philippos unter sämmtlichen Hellenen stiften wird. Gegen diese Klausel hat sogar der verdrießliche Phokion protestirt; er stellte den Mitbürgern vergeblich vor, sie sollten erst warten, was bei diesem gemeinsamen Bunde herauskomme und sich nicht im Voraus binden. Vergebens! der Sturm der Dankbarkeit und Hingebung war zu groß, der Friede des Demades ward geschlossen, vielleicht vier oder fünf Wochen nach der Schlacht bei Chäroneia.

Das ist, wenn es gleich nicht anerkannt wird in den gewöhnlichen

Geschichtswerken, ein größerer, folgenschwererer Triumph des Philippos gewesen, als der Waffengang bei Chäroneia.

Nun zog der König nach dem Isthmos nach Korinth und berief die Abgeordneten der griechischen Staaten. Es kamen alle mit alleiniger Ausnahme der Spartaner, die trotzig und verbissen, obgleich ohnmächtig und nicht im Stande sich zu erheben, in ihrem Eurotas-Thale sitzen blieben. Auf dieser Tagsatzung zu Korinth erreichte Philippos das Ziel seiner Wünsche vollkommen: die Hellenen schlossen einen gemeinsamen Bund unter der steten Führerschaft des makedonischen Königs; Boten der verschiedenen Bundesstaaten sollten permanent in Korinth ihren Sitz haben, welches selbstverständlich eine makedonische Besatzung erhielt. Friede und Freundschaft sollte unter den Hellenen herrschen, etwaige Streitigkeiten vor dem Schiedsgerichte des Bundestages ausgetragen werden; dem König Philippos wurde der Oberbefehl übertragen zum Rachekriege gegen Persien. Auch Athen stimmte bei. In einigen Wochen war Alles in Ordnung, und außer den makedonischen Kriegern, die auf Akrokorinths Höhe zurückblieben und außer denen, die in der Kadmeia blieben, ließ Philippos keinen makedonischen Soldaten in Griechenland zurück.

Demosthenes mag etwa Ausgangs Winter 338/37 von seiner Rundreise zurückgekommen sein. Es ist zu begreifen, daß sofort nach der Rückkehr des makedonischen Königs die politischen Parteikämpfe, welche sich in Athen jetzt nicht mehr auf die auswärtige Politik richten konnten, sich im Innern in heftigster Weise Luft machten. Die Patrioten und die Makedonisten standen damals einander auf's heftigste gegenüber. Lykurgos erhob eine Klage auf Leben und Tod gegen Lysikles, den athénischen Feldherrn, der bei Chäroneia angeführt und, wie Lykurgos ihm vorwarf, gewagt hatte heimzukehren. „Tausend liegen dort auf dem Schlachtfelde, welche Du zum Tode geführt, zweitausend hast Du in den Händen der Feinde gelassen; dennoch bist Du heimgekehrt und wagst es, die heimischen Heiligthümer anzuschauen und zu den heimischen Göttern die Augen zu erheben!" Lysikles wurde zum Tode verurtheilt und starb den Tod des Verräthers.

In diese Zeit fällt auch der Prozeß gegen den Areopagiten

Autolykos, der sein Vaterland im Stich gelassen hatte: Hypereides war sein Ankläger; Demosthenes selbst gerieth in die heftigsten Parteikämpfe. Seine Gegner boten Alles auf, den Erfolg für sich benützend, um den großen Gegner des Königs zu stürzen. Ich kann nicht in die Einzelheiten eingehen und ziehe es daher vor, den kurzen Bericht, den Demosthenes in der Kranzrede selbst gegeben, Ihnen wörtlich vorzutragen, ich könnte es nicht kürzer und eindringlicher sagen. So hat Demosthenes acht Jahre später zu seinen Mitbürgern gesprochen: „Gleich nach der Schlacht hat das Volk, meine Thaten im frischen Gedächtniß und vor Augen, mitten im Drange der äußersten Gefahr, als es wahrlich kein Wunder gewesen wäre, wenn die Masse an mir irre geworden wäre, hat das Volk dennoch erstens die von mir beantragten Sicherheitsmaßregeln zum Beschluß erhoben: Alles, was zum Schutze der Stadt geschah, die Anordnung der Wachtposten, die Gräben, die Sammlungen zur Wiederherstellung der Mauern, das Alles wurde auf meine Vorschläge hin angenommen. Ferner hat das Volk mich vorzugsweise vor allen Andern zum Proviantmeister gewählt. Und als sich nun alsdann diejenigen zusammenthaten, welche mich stürzen wollten, als sie mir mit Anklagen, Rechenschaftsablagen, Denunciationen und dergleichen zu Leibe gingen, Anfangs nicht in eigener Person, sondern durch solche Werkzeuge, hinter denen sie sich am besten zu verstecken glaubten — Ihr wißt's und erinnert Euch ja wohl noch, daß ich damals in der ersten Zeit Tag für Tag mich zu verantworten hatte, daß weder der Unverstand eines Sosikles, noch die Schwindelei eines Philokrates, noch die Tollheit eines Diondas und Melantos, noch irgend etwas Anderes von ihnen unversucht blieb, um mich zu schädigen — trotz alledem und alledem ging ich, zunächst mit der Götter Hilfe, sodann aber auch durch Euch und die übrigen Athener, unbesiegt aus allen diesen Kämpfen hervor“ [38]). Welche Kämpfe sind hier in diese wenigen Worte zusammengedrängt!

Allein der Hauptkampf galt der Ehre, die Leichenrede für die um's Vaterland Gefallenen zu sprechen.

Wenn man durch das nordwestliche Thor Athens, das den Namen Dipylon, Doppelthor, trug, hinausschritt, so führte eine etwa eine

Stunde lange Straße zu dem Hain der Akademie, der durch Platons Lehre eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. Kerameikos, Töpferstadt, hieß dieser Theil Athens innerhalb und außerhalb des Thores. Da standen rechts und links massenhafte Grabmonumente, und noch heutzutage werden dieselben ganz oder in Bruchstücken dort in Menge gefunden. Da wurden denn auch in Kriegszeiten alljährlich im Winter die Aschenkrüge derjenigen bestattet, die, sei es auf heimischer Erde, sei es fern zu Wasser oder zu Land, für ihr Vaterland gestorben, und war es heilige Sitte, daß der erste Staatsmann und Redner Athens durch Volksabstimmung mit der Ehre betraut wurde, diesen edlen Söhnen des Vaterlandes die letzte Ehre zu bezeigen. Es versteht sich, um diese Ehre rang man auf's kräftigste. Doch hören wir, wie Demosthenes selbst uns erzählt, wie das Volk sich für ihn entschieden. Ich muß Sie leider mit diesem Berichte des Demosthenes sich zu begnügen bitten, denn des Demosthenes Leichenrede ist nicht mehr vorhanden, nicht einmal etwas über ihren Inhalt und ihren Gang ist überliefert: die Leichenrede, welche seinen Namen trägt, ist schon nach dem Urtheil der alten Kritiker das ganz unwürdige Machwerk eines Rhetors. Hören wir Demosthenes selbst, was er von dieser Ehre acht Jahre später im Triumphe seiner Rede den Richtern und seinem Volke vorführt. „Ja, vieles Herrliche und Große, Aeschines, hat die Stadt durch mich beschlossen und vollzogen, und sie hat das nicht vergessen; Beweis davon: als das Volk unmittelbar nach dem Ereigniß den Leichenredner für die Gefallenen zu wählen hatte, da wählte es — nicht Dich, der sich vordrängte, trotz Deiner schönen Stimme; nicht den Demades, der eben den Frieden abgeschlossen hatte; nicht den Hegemon, nicht einen Anderen aus Eurer Mitte, sondern mich! Und als Du dann auftratest und Pythokles — schonungslos und schamlos, bei Zeus und allen Göttern! — als Ihr damals dieselben Beschuldigungen und Schmähungen gegen mich vorbrachtet, welche Du jetzt wieder bringst — da wählten sie mich erst recht!“ [39])

Das Resultat dieser Kämpfe des Jahres 337 war der entschiedene Sieg der Patrioten-Partei. Demosthenes und die Seinen blieben für einmal fest am Ruder, und sie haben es wohl geführt.

Es galt vor Allem, sich zu einem neuen Kriege zu rüsten, damit, wann immer auch der entscheidende Moment kommen würde, er Athen zum sofortigen Losschlagen gerüstet fände. Da war's nun gut, daß schon seit Mitte Sommer 338, einige Wochen vor der Schlacht bei Chäroneia, unser Lykurgos das Amt eines Schatzmeisters, eines athenischen Finanzministers — gestatten Sie mir das moderne Wort —, angetreten hatte. Dieses in einem Staate wie Athen, der bei aller Idealität auch auf einem sehr gesunden materiellen Boden ruhte, äußerst wichtige Amt wurde ausnahmsweise bloß alle vier Jahre erneuert, und es galt sogar als Sitte, daß ein Finanzminister, der durch seine Verwaltung sich das Vertrauen erworben und tadellos sein Amt geführt hatte, noch auf die Wahl des einen oder der zwei folgenden einen bedeutenden Einfluß üben durfte. Unser Lykurgos nun war ein Finanzminister, wie Athen seinesgleichen während seines ganzen Bestehens nicht gehabt hat. Und so waren denn auch die folgenden zweimal vier Jahre Freunde von ihm in dasselbe Amt befördert worden, und spricht man daher von der zwölfjährigen segensvollen Finanzperiode des Lykurgos.

Vor allen Dingen galt's, Athen wehrhaft zu machen. Da hat nun Lykurgos mit Waffen, Geschossen, Schiffen die Stadt ausgerüstet, sodaß das noch vorhandene Ehrendekret, welches ihm bei seinem Rücktritt beschlossen wurde, von 400 Dreiruderern redet, welche Athen in die See schicken konnte, von 50,000 schweren Geschossen für das Geschütz, die auf der Burg lagerten. Es ist unglaublich, in welcher Weise er die Finanzen dieses so tief herabgekommenen Athen gehoben hat. Er brachte die jährlichen Einnahmen auf nicht weniger als 1200 Talente. Als er zurücktrat von seinem Amte, legte er über nach unserm Gelde nicht weniger als 114 Millionen Franken Rechenschaft ab, bis in's kleinste Detail, — worauf wir zurückkommen werden.

Lykurgos nun hatte schon in den ersten Tagen nach der Schlacht bei Chäroneia durch seine großartigen Finanzoperationen dazu beigetragen, Athen wehrhaft zu machen. Es kamen freiwillige Beiträge von allen Seiten, und der Privatkredit dieses Mannes war es, welcher eine freiwillige Anleihe von 650 Talenten gleich 4 Millionen Franken zu Stande brachte. Aber er hat auch Athen geschmückt und ist in dieser Be-

ziehung würdig in die Fußtapfen des Perikles getreten. Das Dionysos-Theater, welches in unsern Tagen wieder aus dem Schoß der Erde emporzusteigen beginnt, war vor 170 Jahren in den Zeiten des alten Aeschylos begonnen, aber nicht fertig gebracht worden. Und wie man Jahrhunderte lang in unsern halbfertigen Domen Gottesdienst hält, so waren alle die Meisterstücke des Aeschylos, Sophokles, Euripides dort über die Bühne gegangen, während das Bühnengebäude noch nicht ausgebaut war. Lykurgos hat es ausgebaut, mit Statuen geschmückt, und so wäre noch eine lange Reihe öffentlicher Bauten zu erwähnen, welche Lykurgos in dieser Zeit der Prüfung zu errichten möglich machte. Das Wichtigste aber war und blieb die völlige Herstellung der athenischen Festungswerke, sowohl der Mauern, welche die Stadt umschlossen, als der sogenannten Schenkelmauern, welche Athen mit dem zwei Stunden entfernten Peiräeus verbanden. Dieses großartige Werk wurde auf Demosthenes' Antrag beschlossen und in mächtigster Weise ausgeführt. Die ganze Bauarbeit wurde unter die zehn Zünfte vertheilt, Jede hatte einen Baumeister und einen Kassier zu bestimmen. Demosthenes wurde der Baumeister seiner, der päanischen Phyle oder Zunft. Als solcher erhielt er vom Staate 10 Talente, nach unserm Gelde 60,000 Franken für den Bau; er verwendete aber aus seinen eigenen Mitteln noch 100 Minen oder 10,000 Franken darauf.

Da galt's denn in den ersten Monaten des Jahres 336 nicht bloß dem Demosthenes eine persönliche Auszeichnung zu gewähren, sondern auch durch eine großartige Demonstration zu zeigen, daß das athenische Volk noch in Demosthenes seinen Leiter und Staatsmann anerkenne. Von diesem principiellen Standpunkt aus ist der berühmte Antrag des Ktesiphon zu beurtheilen, der ungefähr also lautete: „Das athenische Volk, in Erwägung, daß Demosthenes als Baumeister der päanischen Phyle die ihm übertragene Baute mit Aufopferung seines eigenen Vermögens ausgeführt, in Erwägung, daß Demosthenes überhaupt als Staatsmann in Wort und Werken sich um das athenische Volk wohl verdient gemacht hat, — beschließt das athenische Volk, Demosthenes habe am Feste der großen Dionysien im Theater zu Athen den goldnen Kranz zu empfangen."

Wir haben schon gesehen, daß die Bekränzung die gewöhnliche Belobung oder Verdankung für geleistete Dienste war. Diese Form war aber etwas Außerordentliches. Solche gewöhnliche Bekränzungen wurden vom Großen Rathe oder von einzelnen Gemeinden beschlossen. Hier aber handelte sich's um den Beschluß eines ganzen Volkes nach dem Vorbeschluß des Großen Rathes, um eine Auszeichnung nicht allein vor den Mitbürgern, sondern vor dem gesammten Hellas; denn Tausende fanden sich bei den großen Dionysien zusammen, um den Festspielen zu lauschen. Es war also allerdings mit diesem Antrag der makedonischen Partei der Handschuh in's Gesicht geschleudert. Sie mußte ihn aufnehmen.

Der Große Rath nahm den Antrag des Ktesiphon an. Als er aber vor die Volksgemeinde kam, so erhob sich Aeschines und kündigte nach attischem Rechte die Anklage auf Gesetzwidrigkeit gegen den Antragsteller an. Damit war die Sache aufgeschoben und sie konnte nicht eher entschieden werden, als bis die Anklage auf Gesetzwidrigkeit erledigt war, so oder so. Sicherlich rüsteten sich die beiden Gegner bereits im Sommer 336, sich im Kampfe zu messen.

Da kam plötzlich, unerwartet früher gewiß als die Parteien es zu hoffen gewagt hatten, die Nachricht, daß König Philippos von Mörderhand, etwa Anfangs Juli 336, gefallen sei, im 24. Jahre seiner Regierung, dem 47. Jahre seines Lebens. Wohl mochte Demosthenes in dem frühen blutigen Tode des Unterdrückers von Hellas eine gerechte Nemesis erkennen, um so eher, als dieser Tod kein unverschuldeter war, als er zusammenhing mit jenen wüsten, wilden Leidenschaften, in denen Philippos als echter Barbar sich bewegt hat.

Lassen Sie uns einen Blick in die Zerwürfnisse am königlichen Hofe werfen, um zu erkennen, wie allerdings der Tod des Philippos mit berauschender Gewalt auf die atheniischen Freiheitsfreunde wirken mußte.

Bekanntlich war Philippos vermählt mit Olympias, einer molossischen Königstochter aus uraltem Geschlechte, — angeblich soll kein geringerer als Achilleus selbst ihr Ahne gewesen sein. Es war eine stolze, herrschsüchtige, finstere Frau. Es mochte sie wenig bekümmern,

daß ihr Gatte wilden Leidenschaften nachging, bald der, bald jener Liebschaft sich hingab, so lange nur nicht die Erbfolge für ihren einzigen Sohn, den angebeteten Alexandros, gefährdet war. Da ward König Philippos von heftiger Leidenschaft zu der schönen Kleopatra aus uralt makedonischem Fürstenadel ergriffen, der Nichte eines seiner Großen, des Attalos. Sie mochte er nicht anders als durch ein rechtliches Eheband gewinnen. Er verstieß die Olympias und vermählte sich mit Kleopatra. Das war an und für sich nach damaliger Sitte nichts Absonderliches. Aber beim Hochzeitsmahl, als die Köpfe vom Wein erhitzt waren, brachte der Oheim der Neuvermählten einen unvorsichtigen Toast aus. Er forderte die anwesenden makedonischen Großen auf (wir erkennen hier die Eifersucht der Makedonier gegen den fremden Königsstamm der Molosser), auf das Wohl der schönen neuvermählten Frau zu trinken mit dem Wunsche, daß dieselbe dem Könige bald einen echten Thronerben schenken möge.

„Hältst Du mich für einen Bastard?!" fuhr da Alexandros auf und schmetterte dem Attalos seinen Becher in's Gesicht. Nun allgemeiner Aufruhr; wenig fehlte, daß Vater und Sohn die Schwerter gebraucht hätten. Olympias und Alexandros flohen zum Bruder der ersteren, der auch Alexandros hieß und Fürst von Epeiros war. Es wurde eine nothdürftige Versöhnung hergestellt. Im Anfang des Jahres 336 kehrten Mutter und Sohn an den Hof des Philippos zurück. Allein das Verhältniß blieb ein sehr zweideutiges.

Unter den Leibwächtern des Königs befand sich ein gewisser Pausanias. In schnöder, unsagbarer Weise war dieser von demselben Attalos, dem Oheim der neuen Königin, beleidigt worden. Vergebens wandte er sich an den König um Genugthuung: sie ward ihm versagt; da faßte er den Entschluß sie sich selbst zu verschaffen. Ob und inwieweit Olympias und Alexandros um diesen Blutgedanken des jungen Mannes wußten, mag niemand sagen; die öffentliche Meinung hat sie der Mitwissenschaft bezichtigt, und selbst das grausame Strafgericht, das Alexandros dann ergehen ließ, hat diesen Verdacht nicht aufgehoben.

Im nächsten Frühjahr (335) sollte es gegen Persien gehen. Da versammelte, um noch einmal Alles um sich zu haben und gleichsam

in der Hoheit und Herrlichkeit Griechenlands zu schwelgen, der König zu einer glänzenden Hochzeitsfeier die Großen seines Reiches im alten, kleinen makedonischen Städtchen Aegä, dem Stammsitz des makedonischen Fürstenhauses, wo auch dessen Erbbegräbniß stand. Alexandros' Schwester, auch Kleopatra mit Namen, sollte sich mit dem gleichnamigen Ohm Alexandros, Fürsten von Epeiros vermählen. Von allen Seiten strömten Gesandtschaften und Gäste zusammen, von fern und nah, und auch glückwünschende Boten von allen hellenischen Staaten haben nicht gefehlt. Im Theater war eine glänzende Aufführung. Als der König hineinzog, unbewaffnet im Festkleide, wie es hieß, um sich als dreizehnter zu den zwölf großen Göttern gesellen zu lassen, da stürzte Pausanias auf ihn zu: ein sicherer Dolchstoß traf den Mörder seiner Ehre. Pausanias ward sofort niedergemacht, seine Mitverschworenen hingerichtet.

Die Aussichten für Alexandros waren schlimm genug. Es wird erzählt von Aeschines, daß bei der Nachricht von diesem Tode Demosthenes in unanständige Freude ausgebrochen sei; acht Tage vorher sei seine einzige Tochter verstorben gewesen, da habe er das Trauerkleid abgeworfen und habe im weißen Festgewande bekränzt vor dem Großen Rathe den Antrag gestellt, ein Dankfest zu feiern und dem gefallenen Mörder ein Ehrengedächtniß zu beschließen. Wie weit Demosthenes dabei betheiligt gewesen, ist bei der trüben Quelle nicht zu sagen. Bei der Beurtheilung werden wir nicht vergessen, daß in dieser Beziehung die sittlichen Grundsätze des Alterthums andere gewesen sind, als sie heuzutage zu sein — scheinen: mehr kann ich auch nicht sagen. Das Alterthum hat vor uns ein Laster, wenn Sie wollen, oder eine Tugend voraus, die Offenherzigkeit. Wie viele gute Christen würden selbst heutzutage im gleichen Falle, wenn auch kein Tedeum feiern lassen, sich doch genug über den, wie sie glauben, gerechten und verdienten Tod eines solchen Feindes freuen. Und wir kennen auch christliche Tedeen zu Ehren von Schlachten und von noch schlimmeren Blutscenen. Wir wollen darum mit dem alten heidnischen Staatsmann nicht zu streng in's Gericht gehen.

Aber Alexandros — ja, hochverehrte Versammlung, da kommen wir auf den Satz einer thörichten Weise oder Sitte, von den Zeitgenossen

zu verlangen, daß sie schon die Embryonen der großen Männer unter sich erkennen sollen. Wer war auch dieser Alexandros? Ein junger, schöner, muthiger Prinz, der für alles Schöne begeistert war. Man wußte von ihm das und jenes, daß er sich in der Schlacht tapfer geschlagen; das machte aber noch nicht den ebenbürtigen Nachfolger des großen Philippos. Man kann daher gern glauben, daß Demosthenes selbst den Jüngling, den er einst vor zehn Jahren als Mundschenk an der Tafel des Philippos gesehen, unterschätzt und ihn mit dem alten homerischen Namen Margites, einen „dummen Jungen" genannt habe. Margites ist der Name eines Heldengedichtes, das Homer zugeschrieben wird, dessen Held so ein verkehrter griechischer Eulenspiegel. Sein Wesen fällt zusammen mit der Beschreibung: „Viel der Werke verstand er, doch schlecht verstand er sie alle". So mochte Demosthenes meinen, Alexandros verstehe von allem ein Bischen, etwas Poesie, etwas Philosophie, Trinken, Spielen, Singen, sei aber eben deshalb nicht sonderlich zu fürchten.

Eine allgemeine Bewegung zuckte durch ganz Griechenland. Jetzt zeigte Alexandros, daß er der würdige Nachfolger seines Vaters sei. Rasch, ehe sich die Hellenen von ihrer Überraschung nur erholen konnten, stand Alexandros mit einem schlagfertigen Heer bei Thessalien, riß den thessalischen Adel durch das Feuer seiner Rede und durch Versprechungen mit sich fort. Schnell hatte er die Thermopylen genommen, die kleinen Bergkantone an sich gelockt, die Amphiktyonen versammelt und stand plötzlich vor Theben, ehe es sich schlagfertig gemacht hatte. Da war nichts zu thun. Man schickte eine Gesandtschaft. Alexandros, der so rasch als möglich nach dem Orient aufbrechen wollte, ließ melden: wenn man das alte Verhältniß, das man mit seinem Vater geschlossen, erneuern wolle, so sei er es zufrieden. Es geschah. Alexandros zog nach Korinth zur Tagsatzung. Die Verträge des vorigen Jahres wurden erneuert und so kehrte Alexandros im Herbste 336 zurück in sein Königreich.

Da fand er's übel, kaum besser als sein Vater bei der Thronbesteigung. Bei den wilden Ehen, die König Philippos vollzogen, waren Halbbrüder und Thronbewerber aller Art vorhanden. Alexandros

— hochverehrte Versammlung, es thut mir leid, wenn ich seinen Nimbus zerstören muß — ist eingeschritten gegen diese zweideutige Verwandtschaft, wie nur ein Padischah alten Stiles, wenn er bei seiner Thronbesteigung allen männlichen Verwandten die seidene Schnur schickte, — er ließ sie massenhaft hinrichten, auch den Attalos, und die junge Frau, die Kleopatra, hat Olympias mit eigener Hand gewürgt!

Die Illyrier und Donau-Skythen waren wieder losgebrochen. In den ersten Wochen des Jahres 335 zog er gegen sie. Da hat er große Thaten gethan, als Feldherr und als Soldat, und so bereits gezeigt, wessen man sich von ihm zu versehen habe.

In Griechenland war er ganz verschollen. Da plötzlich, im Frühjahr 335, kam die Kunde, Alexandros sei todt, in der Schlacht gefallen, und mit Einem Male war eine neue Erhebung fertig, vor Allem der Thebaner, die Alles daran setzen wollten, die makedonische Besatzung auszutreiben und die Freiheit wieder zu gewinnen. Aber wie der Blitz war auch Alexandros zurück; ehe man nur dazu kommen konnte, Bundesgenossenschaft zu schließen, Pläne zu fassen, stand Alexandros vor Theben, und ehe man daran denken konnte, die unglückliche Stadt zu entsetzen, war sie im Oktober 335 bereits gefallen. Alexandros vollzog ein furchtbares Strafgericht, wie einst sein Vater an den unglücklichen Phokiern. Die Einwohner, welche nicht unter der Schärfe des Schwertes gefallen, wurden sämmtlich in die Sklaverei verkauft, die ganze Stadt, mit Ausnahme der Tempel und des Hauses des Pindar, dem Boden gleich gemacht. Und schon war die Partei der Makedonisten in Athen so stark, daß an einen Beginn der Feindseligkeiten nach diesem Schlage nicht zu denken war. Jetzt war der Friede nur durch völlige Unterwerfung zu erkaufen.

Demosthenes war ungemein thätig gewesen. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß in seine Hände 300 Talente persische Subsidien niedergelegt waren, welche er bestens benutzt hatte, um Söldner zu werben, Waffen anzuschaffen. Selbst in den zweideutigen Staaten des Peloponnes wußte er die Schwankenden für die Sache der Freiheit zu gewinnen.

Als daher zum dritten Male Demades als Vermittler von Alexandros erschien, verlangte dieser die Auslieferung der Häupter der Patrioten, Demosthenes, Lykurgos, Hypereides an der Spitze. Zu solcher Schmach war aber das athenische Volk noch nicht reif. Ein Kampf auf Leben und Tod ward beschlossen, ehe es die Führer opferte. Demades als ein feiner Diplomat wußte einen Ausweg; er schlug einen Volksbeschluß vor, nach welchem zwar die Auslieferung verweigert, Alexandros dagegen ausdrücklich um Gnade für die Geforderten angegangen wurde. Alexandros ging darauf ein und überließ Athen seinem Schicksal.

Leider, verehrte Versammlung, ist es ein ungelöstes Räthsel, wie das persönliche Verhältniß zwischen Demosthenes und Alexandros gewesen ist, mit andern Worten, ob schon damals Demosthenes mit Alexandros persönlich zusammengekommen, ob er demselben etwas näher getreten, kurz, ob er ihn soweit kennen gelernt hat, um in ihm den großen Mann und Regenten zu erkennen. Gehört mag er viel von ihm haben. Denn nach dem Friedensschlusse mit Athen zog Alexandros wieder nach Korinth zur Tagsatzung und wurde dort gefeiert wie ein Gott. Schon jetzt erfolgten jene schmeichlerischen Beschlüsse, jene Erniedrigungen aller Menschenwürde, welche noch bis auf den heutigen Tag die unabweisbare Mitgift aller absoluten Monarchien zu sein scheinen. Wir werden sehen, daß auch das athenische Volk sich an diese Schmach gewöhnt hat.

Im Herbst 335 kehrte Alexandros nach Makedonien zurück. Die Vorbereitungen zum Perserzug waren getroffen, das große oder, wenn Sie wollen, für die Größe des Unternehmens sehr kleine Invasionsheer von beiläufig 40,000 Mann wurde organisirt. Antipater, der alte, getreue Feldherr, wurde als Reichsverweser und Statthalter in Makedonien zurückgelassen. Und im Frühjahr 334 überschritt der jugendliche Held an der Spitze seiner aus Makedoniern, Thessaliern, Agrianern, Illyriern, griechischen Söldnern aus allen Ecken und Enden bunt zusammengesetzten, aber von Einem Geiste beseelten und durch Einen Wink geleiteten Armee den Hellespont.

Es folgt in den nächsten fünf Jahren der fast romanhafte Siegeslauf des Alexandros. Wer kennt ihn nicht, wie er da im Frühjahr 334

an der Spitze seiner makedonischen Ritterschaft über den Granikus bricht und das erste persische Satrapenheer zurückwirft, wie er im Sturm Kleinasien überschwemmt, Milet und Halikarnaß überwindet, den Winter in Gordium zubringt und dort den geheimnißvollen Knoten mit dem Schwerte durchhaut, für dessen Auflösung angeblich die Herrschaft über ganz Asien verheißen war! Wer wüßte nicht, wie er 333 durch Kappadokien und durch die Engpässe von Kilikien vordringt, wie er dort bei Issus mit dem Großkönig und seinen unzähligen Schaaren zusammentrifft und in einem einzigen Stoße diese Hunderttausende auflöst, die wie Spreu vor dem Sturmwind zerfliegen, — wie das Jahr 332 ihn nach Phönicien und Aegypten bringt, wie er Tyrus erobert nach härtester Belagerung — da haben die Semiten gezeigt, wessen sie fähig sind hinter den Mauern: diese Belagerung und Zerstörung von Tyrus ist das Vorbild von der Belagerung und Zerstörung der heiligen Stadt Jerusalem —, wie er nach Aegypten gekommen, in das alte, seit Jahrtausenden verschlossene Land der Wunder und Räthsel, — wie er durch die Wüste in die Oase des Zeus Ammon zieht und von diesem als sein lieber Sohn erklärt und von dem ägyptischen Volke als echter Nachfolger der Pharaonen anerkannt wird, — wie er den Grund legt zu Alexandreia, welches bald, kaum ein Menschenalter später, Athen ablösen sollte als Sitz und Brennpunkt der hellenischen Bildung, — wie er in der alten Königsstadt Memphis den Winter zubringt, — wie er im Frühjahr 331 aufbricht, den Euphrat überschreitet und im Oktober desselben Jahres bei Gaugamela die letzte Entscheidungsschlacht schlägt!

Wie hat Demosthenes während dieser Jahre gelebt? fragen Sie, fragen wir. Darüber ist uns leider wenig, um nicht zu sagen gar nichts überliefert. So will ich versuchen, gerade hier einige Worte über Demosthenes' Privatleben einzuschalten. Schon daß ich es hier gelegentlich berühre, zeigt hinlänglich, wie wenig uns davon bekannt ist. Als er die Rede gegen Meidias hielt, ist er verheirathet gewesen, hat aber noch keine Kinder gehabt. Jene Tochter, welche acht Tage vor dem Eintreffen der Nachricht von Philippos' Tode starb, ist wahrscheinlich oder sicherlich sein einziges Kind gewesen. Dagegen hat sein

Geschlecht in der weiblichen Descendenz fortgedauert. Die Schwester, die er, wie Sie sich erinnern, als Bruder auszustatten und zu verheirathen verspricht, ist standesgemäß vermählt gewesen und ihr Sohn, sein Neffe Demochares, ist seines großen Oheims nicht unwürdig gewesen. Er hat, so weit es in jenen beschränkten Verhältnissen möglich war, in Athen eine bedeutende und segensreiche Rolle gespielt, 280 für seinen großen Oheim jenes noch vorhandene Ehrendekret durchgesetzt und ihm eine Bildsäule setzen lassen durch Volksbeschluß. So scheint's, daß in der weiblichen Linie Demosthenes' Geschlecht noch länger fortgedauert hat. Eine Sage, er habe einst die Wittwe des Feldherrn Chabrias geliebt und diese Liebe habe ihn veranlaßt zur Rede gegen Leptines' Gesetzesantrag, bedaure ich als ganz unhistorisch zurückweisen zu müssen. In der Beziehung waren die Alten entsetzlich prosaisch. Während wir heute über die Frauen Goethes und Schillers eine ganze Bibliothek besitzen, so wird uns über solche Dinge aus dem Alterthum nur dann etwas erzählt und überliefert, wenn die Sache nicht ganz erbaulich war.

Daß wir also von Demosthenes nichts wissen, daß selbst Aeschines in allen seinen Schmähreden kein einziges Mal gewagt hat, das Privatleben des Demosthenes anzutasten mit bestimmten Beschimpfungen, das spricht für ihn. Und so wollen wir dem Demosthenes gern glauben, wenn er ganz kurz an zwei Orten der Kranzrede folgendermaßen über sein Privatleben sich ausspricht: „Was nun seine Schmähungen und Verläumdungen über mein Privatleben anlangt, seht, so ist meine Antwort darauf schlecht und recht folgende: Kennt Ihr mich als einen solchen, wie dieser mich dargestellt hat — habe ich doch nirgends sonst gelebt, als unter Euch —, so laßt mich gar nicht zu Worte kommen, und sollte ich mich auch als Staatsmann und Bürger in jeder Beziehung ausgezeichnet haben, sondern steht auf und verurtheilt mich sofort; bin ich dagegen und die Meinigen nach Eurer Überzeugung und Erfahrung selbst viel besser als er und seine Sippschaft, stehe ich mit den Meinigen, um mich bescheiden auszudrücken, keinem Biedermanne nach, so glaubt diesem auch von seinen weiteren Auslassungen kein Wort — denn es ist klar, daß er Alles auf gleiche Weise erlogen hat —, mir dagegen schenkt dann auch jetzt dasselbe Wohlwollen, welches Ihr mir in allen

meinen früheren Kämpfen allzeit bewiesen habt" [40]). Und an einer andern Stelle: „Das war mein öffentliches Leben. Was aber mein Privatleben anlangt, wenn Ihr da nicht Alle wißt, daß ich dienstfertig, wohlthätig und Dürftigen zu helfen bereit war, so schweige ich und will auch darüber nichts sagen, kein Zeugniß beibringen, daß ich so Manchen aus der Gefangenschaft losgekauft, so Manchem die Tochter bei ihrer Verheirathung ausgestattet habe, und was dergleichen mehr ist. Denn meine Meinung geht dahin: wer eine Wohlthat empfangen hat, soll sie immer im Gedächtniß behalten, wer eine erwiesen hat, sie sofort vergessen, will anders der Erstere dankbar, der Letztere nicht kleinlich erscheinen. Seine Wohlthaten aber aufzuzählen und anzuführen, scheint mir fast ebenso schlimm, als sie vorzuwerfen. Ich werde daher nichts dergleichen thun, ich will mich nicht dazu verleiten lassen; mag man mich in dieser Beziehung beurtheilen wie man will, ich bin damit zufrieden" [41]). Thukydides läßt seinen Perikles in der Leichenrede sagen: das sei die beste Frau, von der im Guten und im Schlimmen am wenigsten die Rede sei. Und eben das läßt sich auch auf Demosthenes' Privatleben mit gutem Grunde anwenden.

In Athen war unterdessen offenbar das Mißvergnügen gegen die makedonische Herrschaft nach und nach neutralisirt worden. Man fing an sich in die neue Ordnung der Dinge zu schicken. Offenbar sind die Häupter der Makedonisten immermehr in den Vordergrund getreten. Der alte, verdrießliche Phokion hat sich freilich nicht bestechen lassen; aber gegen persönliche Auszeichnungen war er nichts weniger als gleichgültig. Er war der eifrigste Vertreter des Alexandros und seiner wohlmeinenden Absichten geworden. Demades führte das große Wort. Aeschines war ein großer, vornehmer, reicher Mann geworden, Philippos hatte ihm in Böotien große Güter zum Geschenk gemacht, und so lebte er herrlich und in Freuden.

Da kam mit Einem Male das tolle Jahr, wie ich es nennen möchte, 330. Es ging diese neue Erhebung Griechenlands von einem Staate aus, der seit langen Jahren ohnmächtig und still geworden, von Sparta. König Agis hatte dem Alexandros die Heerfolge verweigert, bereits im Stillen gerüstet und zu diesem Zwecke persisches

Geld empfangen. Den Makedoniern blieb das nicht verborgen. Von Alexandros kam Befehl, dem Froschmäusekrieg, wie er ihn einmal nannte, ein Ende zu machen. Da griff Agis zu den Waffen und erhob plötzlich und unerwartet im Frühjahr 330 das Banner der Freiheit im Innern des Peloponnes. Die Achäer, Elier, Arkadier außer der Hauptstadt Megalopolis schlugen sich auf seine Seite, und vor Megalopolis, es zu belagern, versammelte sich die Armee der Verbündeten.

Eine Gesandtschaft, vielleicht König Agis selbst an der Spitze, kam nach Athen, um zur Bundesgenossenschaft aufzufordern. Wie begierig wären wir zu wissen, welche Debatten da gepflogen worden und welche Stellung eigentlich Demosthenes eingenommen. Wir können nur rathen. Da rathe ich denn, daß Demosthenes aus guten Gründen nicht in dem Ding sein wollte, daß er sich und das Volk zurückhielt, sei es nun, weil er den Bundesgenossen nicht traute, sei es, weil er wirklich sich resignirt hatte, bei Lebzeiten des Alexandros sei eine neue Erhebung von Hellas unmöglich. Es versteht sich, daß die Makedonisten, Demades an der Spitze, auf's allerentschiedenste gegen diese Bundesgenossenschaft auftraten; Demades erklärte zuletzt: wenn sie Krieg haben wollten, so seien auch Gelder dazu da; für das Topffest sei für jeden Bürger die Kleinigkeit von 60—70 Franken zurückgelegt, man brauchte nur diese zur Werbung von Söldnern zu verwenden. Die Bürger wollten natürlich die Gelder lieber beim Topffeste verjubeln als sie zum Kriege verwenden. Agis ward abschlägig beschieden.

Die Sache nahm ein rasches Ende. Antipater eilte nach dem Peloponnes. Unweit Megalopolis kam es zu einer mörderischen Schlacht, wo Agis mit seinen Spartanern würdig der Helden von Thermopylä kämpfte und unterging. Sparta verschwindet von jetzt an für eine lange Reihe von Jahren aus der Geschichte.

Das schien offenbar eine günstige Zeit, den alten, lange ruhenden Kranzprozeß wieder aufzunehmen. Wie es gekommen, daß er so lange verschoben wurde, das nachzuweisen ist bis zur Stunde ein Kreuz der Geschichtsforschung. Das Wahrscheinliche ist immerhin, daß die Klage des Aeschines, der sich in den nächsten Jahren nicht viel um Politik bekümmerte, ruhte, daß aber in der That jetzt Ktesiphon seinen Antrag

wiederholte und so nun Aeschines gezwungen wurde, auch seine Klage zu wiederholen.

Der Kranzprozeß, hochverehrte Versammlung, ist gleichsam der letzte Lichtblick im Leben des Demosthenes, die Kranzrede des Demosthenes nach dem einstimmigen Urtheil aller alten und neueren Kritiker das höchste Meisterstück seiner, das höchste Meisterstück der antiken Beredsamkeit überhaupt. Ich habe fast niemals, und doch ist's oft und tief genug geschehen, so tief die Ohnmacht meines Wortes gefühlt als in diesem Augenblicke. Daher will ich nur mit wenigen Worten das Wesentliche über den Kranzprozeß zusammenfassen und dann mich begnügen, Ihnen die eine Hauptstelle, wo er auch nach solcher Niederlage noch seine Politik zu vertheidigen den Muth und das Recht hat, vorzuführen.

Den Antrag des Ktesiphon kennen Sie. Die Klage des Aeschines lautete dahin, Ktesiphon habe einen gesetzwidrigen Antrag gestellt, in Erwägung, daß erstens Demosthenes, da er bekränzt werden sollte, noch nicht Rechenschaft abgelegt hatte, zweitens, weil die Bekränzung im Theater vor sich gehen solle, und drittens, weil Demosthenes überhaupt weder durch Wort noch durch Werk dem Staate jemals einen Dienst geleistet, sondern vielmehr ihn in's Verderben gestürzt habe. — Es war also nicht ein Kampf zwischen Aeschines und Ktesiphon, sondern zwischen Aeschines und Demosthenes, nicht zwischen zwei Personen, sondern zwischen zwei Prinzipien. Die Anklage des Aeschines ist noch übrig. Sie theilt das ganze politische Leben des Demosthenes in vier Perioden ein, um überall ihn der Feigheit, der Feilheit, der Schlechtigkeit zu bezichtigen. Man kann sagen, selbst wenn man des Demosthenes Rede nicht hätte, die Lügen und Verleumdungen ließen sich aus dem Aktenstücke selbst heraus beweisen. Nur eine schwache Seite hatte die Sache. In formaler Beziehung hatte Aeschines Recht. Selbst das, daß Demosthenes aus seinem Vermögen 100 Minen wirklich zugeschossen, konnte ihn nicht von der Rechenschaftspflicht befreien, und bevor sie abgelegt war, konnte man ja auch nicht urtheilen, ob er 100 Minen wirklich zugeschossen habe. Dieser Fehler tritt aber natürlich ganz zurück. Demosthenes hat klug diesen schwachen Punkt in die Mitte eingeschoben, um daneben sein ganzes

staatsmännisches Leben in seiner ganzen Größe vollständig zu entwickeln. Ich erlaube mir nur die eine berühmte Stelle, wo er dem Aeschines entgegentritt, da er sich immer nur auf das Unglück, das Unheil beruft, das Demosthenes über Athen und Griechenland gebracht, Ihnen vorzulesen, wohl diejenige Stelle, wo das ganze atheniſche Volk mit ſeinem Staatsmann ſich eins gefühlt hat. Er ſagt: „Weil ſich denn Aeſchines nun ſo gewaltig auf den unglücklichen Ausgang beruft, ſo will ich denn auch ein ſcheinbar recht auffallendes Wort ſagen. Wollt aber, bei Zeus und allen Göttern, dies mein Wort nicht als Übertreibung anſtaunen, ſondern vielmehr mit Wohlwollen in Erwägung ziehen. Wenn auch Allen die Zukunft klar und ſicher geweſen wäre, wenn wir ſie auch Alle voraus gewußt hätten, und wenn Du auch, Aeſchines, ſie uns vorausgeſagt, mit Geſchrei und Lärmen verkündigt hätteſt — während Du nicht einmal den Mund aufthateſt —, ſelbſt dann hätte die Stadt dieſen Entſchluß nicht aufgeben dürfen, wenn ſie anders an ihren Ruhm, an ihre Vorfahren oder an die Nachwelt gedacht hätte! Jetzt heißt es: Sie iſt unglücklich geweſen — ein Schickſal, das Jedermann begegnen kann, wenn es Gott gefällt —; wenn aber ſie, die an der Spitze Aller zu ſtehen ſich vermaß, freiwillig zurückgetreten wäre, ſo hätte man ihr die Schuld beigemeſſen, Alle dem Philippos verrathen zu haben. Hätte ſie aber freiwillig preisgegeben, wofür unſere Vorfahren jeglicher Gefahr trotzten, Jedermann hätte Dich verwünſcht, Dich, nicht die Stadt oder mich. Mit welchen Augen, beim Zeus! würden wir die Fremden anſehen, die unſere Stadt beſuchen, wenn die Dinge zwar den gegenwärtigen Verlauf genommen hätten, Philippos zum gemeinſamen Oberhaupt und Oberfeldherrn erkoren worden wäre, — den deshalb entbrannten Kampf aber Andere ohne uns gekämpft hätten, während doch unſere Stadt bis auf den heutigen Tag noch niemals eine ruhmloſe Sicherheit dem Kampf für Ehre und Recht vorgezogen hat?“[42]) Er ſchildert dann die Thaten der Vorfahren, um ſchließlich den Verdacht von ſich abzuwenden, als ob er es ſei, der dieſe der Vorfahren würdige Erhebung allein hervorgerufen. „Wollte“, fährt er fort, „ich mich nun unterſtehen, zu behaupten: ich ſei es geweſen, der Euch beſtimmt habe, der Vorfahren würdig zu denken;

Jedermann würde mich mit Recht tadeln und schmähen. Nein, ich spreche es offen aus: Die entscheidende Wahl war Euer, ganz Euer Werk! Ich erkläre: Auch vor meiner Zeit ward die Stadt von solcher Gesinnung beherrscht. Nur das eine behaupte ich: auch ich habe bei der Bethätigung jenes Beschlusses Dienste geleistet, Antheil gehabt. Wenn dieser dagegen jenen Entschluß überhaupt angreift, wenn er Euch zumuthet, mich als den Sündenbock für all' jene Schrecken und Gefahren zu betrachten, so sucht er allerdings mir persönlich diese Ehre des Augenblicks zu rauben; in Wahrheit aber entreißt er Euch Euren ewigen Ruhmeskranz. Denn wenn Ihr das Urtheil fällt, daß ich damals nicht zum Besten gerathen habe, so gebt Ihr zu, daß Ihr geirrt habt, daß dadurch, nicht durch des Schicksals Ungunst, jenes Unglück über uns kam. Nein, wahrlich nein, Ihr habt nicht geirrt, athenische Männer! als Ihr den gefahrvollen Kampf für die gemeinsame Freiheit und Existenz aufnahmet. Nein, ich schwöre es bei unsern Vorfahren, so bei Marathon der Gefahr Trotz boten, bei Platää in den Kampf gingen, bei Salamis die Seeschlacht schlugen und bei Artemision; nein! ich schwöre es bei jenen vielen andern Tapfern, welche in den öffentlichen Grabstätten ruhen, welche Alle, ohne Ausnahme, Aeschines, nicht allein die glücklichen Sieger, von der Stadt gleicher Ehre gewürdigt, im gleichen Grabe bestattet worden, und mit vollem Rechte. Denn was sie als wackre Männer thun konnten, das haben sie gethan, alle ohne Ausnahme; nur der Erfolg war bei den Einzelnen verschieden, je nachdem das Schicksal es verhängte" [43]).

Und am Schlusse heißt es: „Zwei Eigenschaften sind es, athenische Männer, welche der gute Bürger besitzen muß — und so wenigstens werde ich mich wohl noch nennen dürfen —: er muß seinem Vaterlande im Glücke den Anspruch auf ehrenvolle und hohe Stellung, allezeit und allerwegen aber seine treue Liebe bewahren. Das Letztere wenigstens steht in seiner Macht, das Erstere, des Vaterlandes Größe, nicht. Diese treue Liebe nun habe ich ihm immer bewahrt, und der Beweis ist leicht zu führen. Denn erwäget! Nicht als man meine Auslieferung forderte, nicht als man mich den Amphiktyonen geweiht überantworten wollte, nicht als man mich verfolgte und verklagte, nicht als man mir diese

Verruchten wie wilde Thiere auf den Hals hetzte — niemals bin ich meiner Vaterlandsliebe untreu geworden. Hatte ich doch einmal von Anbeginn in meiner Politik schlecht und recht den Weg eingeschlagen, die Ehre, die Macht, den Ruhm meines Vaterlandes zu stützen, zu befördern, zu nähren. Ich gehöre daher nicht zu denjenigen, welche seelenvergnügt und heiter über die Erfolge der Fremden auf dem Markt umherspazieren, gewissen Leuten die Hand schütteln und die frohe Mähr verkünden, damit sie's nach Hause melden, von dem Aufschwunge des Vaterlandes aber nur mit Schrecken und Seufzen reden hören und den Kopf hängen lassen. So machen es diese Elenden, die ihr Vaterland verhöhnen, wie wenn sie sich damit nicht selbst verhöhnten; die nach auswärts blicken und fremdes Glück, welches auf den Trümmern von Griechenland sich erhebt, triumphirend begrüßen und dessen ewige Dauer als das pflichtmäßige Ziel ihrer Wünsche bezeichnen!

Doch nicht also, ihr Götter alle! Gebe keiner von Euch dazu seinen Segen, sondern verleihet wo möglich auch diesen Menschen bessere Einsicht, bessere Gesinnung; sind sie aber unheilbar und unverbesserlich, so wollet sie, doch nur sie allein, spurlos von der Erde hinwegtilgen, uns Übrigen aber wollet baldigst Erlösung verleihen von aller drohenden Gefahr und eine sichere glückliche Zukunft!" [44])

Die Entscheidung war glorreich und vollständig. Aeschines konnte nicht einmal das gesetzliche Minimum der Stimmen, ein Fünftel gewinnen und mußte eine Buße von 1000 Drachmen erlegen: aber nicht diese Geldstrafe, welche für den reichen Mann unbedeutend gewesen wäre, sondern die Unmöglichkeit, nach solcher Niederlage noch in Athen zu bleiben, vertrieb ihn. Er verließ Athen, um es nie wieder zu sehen und in Rhodos als Lehrer der Redekunst ein ruhiges und stilles Leben zu führen, um allmählich seine Schmach in der Dunkelheit des Privatlebens zu verdecken.

Verehrte Versammlung! Hier möchte ich eigentlich abbrechen. Und wenn es denn sein muß, Ihnen noch den Ausgang des Helden vorzuführen, so mag es mit Ausnahme der genaueren Schilderung seines Todes in Kürze geschehen.

Es fehlt mir die Stimmung, und auch Ihnen würde sie fehlen,

das traurige Gegenstück zum Kranzprozeß in dem harpalischen Prozeß in alle seine widrigen und schmutzigen Einzelheiten zu verfolgen, — dieses Prozesses, der nicht nur die Verschwörung aller möglichen schlechten Elemente zum Sturze des großen Staatsmannes zeigt, sondern, was noch schlimmer ist, die Demoralisation des athenischen Volkes. Daher werde ich nur in kurzen Worten das Allernothwendigste anführen.

Es war verhängnißvoll für Demosthenes, daß vier Jahre nach dem Kranzprozeß der greise Lykurgos starb, kaum nachdem seine zwölfjährige Finanzperiode abgelaufen. Mit seinem Tode bricht jetzt, sozusagen, massenweise die Macht der Makedonisten herein. Hatte doch sein Nachfolger Menesächmos die Frechheit, wegen Unterschleifes den Mann anzuklagen, gegen den in seinem langen Leben auch nicht ein Schatten eines Verdachtes erhoben worden war. Gebrochen, unfähig zu gehen und zu stehen, ließ sich der dem Tode nahe alte Herr vor das Gericht tragen, auf der Trage seine Papiere und Rechnungen vorlegend. Und mit ungebeugter Kraft bewies er Ziffer bei Ziffer, daß die Anklage ein elender Schwindel sei. Er wurde mit Glanz freigesprochen; aber kurz darauf ist er gestorben, für Demosthenes und für die Freiheit der schwerste Verlust.

Und nun die Geschichte mit Harpalos. Harpalos war der Schatzmeister des Alexandros. Als dieser seinen abenteuerlichen Zug nach Indien antrat, ließ er ihn in Babylon zurück, die unzählbaren Schätze zu hüten, neue zu sammeln. Das hat Harpalos gethan, sie aber massenhaft in wahnwitziger Verschwendung vergeudet, indem er hoffte, der König werde aus Indien nicht heimkehren. Aber er kam heim. Da ward's dem Harpalos bange, und er floh mit guter Gesellschaft von 5000 Talenten und 6000 Söldnern nach Griechenland, um gegen seinen ehemaligen Herrn eine Revolution anzustiften. In Athen wurde er erst auf Demosthenes' Antrag abgewiesen. Er kehrte aber ganz allein dorthin zurück, und da soll er denn mit vielen Andern auch den Demosthenes bestochen haben. Es versteht sich, daß seine Auslieferung verlangt wurde, Demosthenes selbst hatte stets vor ihm gewarnt. Doch ich will Sie nicht mit den Einzelheiten aufhalten. Demosthenes wurde von seinem ehemaligen Freunde Hypereides angeklagt — Bruchstücke der Anklage-

rede wurden vor wenigen Jahren in einem ägyptischen Mumiengrabe gefunden —, und ein anderer Elender, Deinarchos mit Namen, dessen Pasquill noch übrig, ist gegen ihn aufgetreten. Ich versichere Sie, von einer Beweisführung ist im ganzen langathmigen Aktenstücke keine Rede, weder ein schriftlicher Beweis noch Zeugenaussagen, nichts, nichts. Und doch wurde Demosthenes verurtheilt und um 50 Talente gestraft und, da er sie nicht zahlen konnte, in's Gefängniß geworfen. Seine Freunde und vielleicht auch seine Feinde sahen es gern, daß er nach einigen Tagen nach Aegina entkam.

Es ist fast providentiell, daß wir den bestimmten Beweis für seine Unschuld haben. Alexandros hatte nämlich die Auslieferung des Harpalos gefordert, indem er seinen Statthalter Philoxenos nach Athen sandte. Auf seiner Untersuchungsreise fand Philoxenos zu Rhodos den Schatzmeister des unterdessen ermordeten Harpalos mit dem noch übrigen Gelde sammt den Rechnungen, namentlich einem vollständigen Verzeichniß aller der Personen, welche in Athen von Harpalos Geld genommen hatten. Eifrig durchforschte es Philoxenos, wie gern hätte er den Namen des Demosthenes entdeckt! Als er den Bericht nach Athen erstattete, erwähnte er Demosthenes' Namen überhaupt nicht.

Und nun das Ende. Demosthenes' Verbannung sollte kurz sein. Unterdessen wuchs die Erbitterung gegen die makedonische Zwingherrschaft. Alexandros war in den letzten Jahren seines Lebens bereits das vollständige Abbild eines Perserkönigs geworden, er verlangte von den Hellenen göttliche Ehren, gebot allen Flüchtlingen heimzukehren, mochten sie verbrochen haben, was sie wollten; der Reichsverweser Antipater sollte sie nöthigenfalls mit den Waffen zurückführen.

Da mußte die Nachricht von dem plötzlichen Tode des 34jährigen Heldenkönigs, am 1. Juni 323, ganz Griechenland mit fieberhafter Aufregung durchzucken. Schon vorher hatte man überall an eine Erhebung gedacht. Am Vorgebirge Tänaron, dem alten Sammelplatz der Reisläufer, hatte Leosthenes, ein tüchtiger Soldat, 6000 Söldner auf seine eigene Hand gesammelt. Als es nun hieß: „Der König, der König ist todt!" da flammte mit Einem Male der Gedanke der Freiheit von den Küsten Kleinasiens her bis hinüber in die entferntesten

Winkel Griechenlands. Aber es war — wer mag sagen, ob zu spät oder zu früh? Die ersten Schritte gingen vortrefflich. Leosthenes, die Seele dieser letzten Bewegung, rückte mit seinen Söldnern rasch in's Innere des Peloponnes, schlug sich bei Platäa durch die Böotier hindurch, und vereinigte seine Schaaren mit denen der Athener, bei Herakleia besiegte er den Antipater und schloß ihn in der festen Stadt Lamia ein. Eine Gesandtschaft, Hypereides an der Spitze, ging in den Peloponnes, um die dortigen Staaten zu den Waffen zu rufen. Ihnen schloß sich Demosthenes freiwillig an, — das Verbannungsdekret war zwar noch nicht aufgehoben.

Da noch einmal flammte seine Beredsamkeit auf, und es scheint, daß er hier, am Ziele seiner Laufbahn, auch die Gewalt der Improvisation gefunden habe. Selbst eine Humoreske, so selten bei dem ernsten, düstern Manne, wird aus dieser Zeit von ihm berichtet. Der feile Pytheas sagte bei den Arkadiern in der populären Weise, die eine so furchtbare Macht dieser Redner war: „Ihr Arkadier, es ist, wie wenn man Eselsmilch in ein Haus trägt, wenn eine athenische Gesandtschaft in eine Stadt kommt; allemal ist dieses ein Zeichen, daß eine Krankheit darin ist". „Ja wohl", entgegnete Demosthenes, „richtig; wie die Eselsmilch Genesung, so bringt die athenische Gesandtschaft Heil und Segen." — Seine Verbannung wurde zurückgenommen, Demosthenes ehrenvoll zurückgerufen, ein Staatsschiff ihm zur Disposition gestellt, das ihn von Aegina herüberführte. Die Athener erinnerten sich wohl, was ihnen die Väter erzählt von der Heimkehr des Alkibiades, als das ganze Volk, Männer, Weiber und Kinder, die Spitzen, wie wir heute sagen würden, der weltlichen und geistlichen Behörden herabzogen zum Peiräeus, um den großen Staatsmann zu empfangen. Es war sein letzter schöner Tag.

Es ging schlecht im Felde. Der tapfere Leosthenes ward leider bei einem Ausfall der Makedonier getödtet, und damit sank die Seele des Aufstandes in's Grab. Sein Nachfolger Antiphilos war ein tüchtiger Soldat, aber nicht die Persönlichkeit, die einzelnen Schaaren zusammenzuhalten. Zwar gelang es ihm, die Makedonier noch aus Thessalien herauszuwerfen bis nach Makedonien. Aber die Schlacht

bei Krannon, am 5. August, wurde für die Makedonier entschieden, nicht als ob die Hellenen geschlagen worden wären: die Schlacht war nur unentschieden, — und siehe, das Ruthenbündel der zusammengelaufenen Contingente löste sich auf, da es Antiphilos nicht mehr zusammenhalten konnte. Ohne Schwertstreich stand Antipater in den Thermopylen, ohne Schwertstreich durchstürmte er Böotien, ohne Schwertstreich stand er an der athenischen Grenze.

Das war das Ende, so schmachvoll wie der Kampf bei Chäroneia glorreich gewesen war. Es waren nicht mehr die Athener des Demosthenes, zu denen er zurückgekehrt war. Die Saat der Corruption, welche systematisch von den Makedonisten seit 16 Jahren gesät worden, war aufgegangen. Hypereides, Demosthenes und die übrigen Führer, da Alles verloren war, verließen, um sich zu retten, die Stadt. Demades legte sie dem Sieger auf Gnade und Ungnade zu Füßen. Da hat die Demokratie aufgehört und ist in eine Oligarchie der Besitzenden verwandelt worden. Von 21,000 verloren 12,000 ihr Bürgerrecht. Eine makedonische Besatzung ward in die Akropolis gelegt, wo die Denkmäler des Pheidias und der perikleischen Zeit standen, — es war aus!

Und Demosthenes? —

Er begab sich nach Kalauria, einer kleinen Insel an der Küste von Trözene, wo ein uraltes Heiligthum des Meergottes Poseidon stand, ein nie verletztes Asyl. Da meinte er vielleicht sicher zu sein; der Meergott, der so oft Athen hold gewesen, sollte er nicht vielleicht den letzten Athener beschützen? Antipater hatte einen ehemaligen Schauspieler, Archias, gedungen, der sich das Beiwort „Flüchtlingsjäger" erworben, indem er die einzelnen Geächteten aufspürte. Er nahm Hypereides lebendig gefangen; Antipater ließ ihn hinrichten, man sagt, nachdem er ihm die Zunge habe ausschneiden lassen, was dem makedonischen Barbaren gleich sieht.

Acht Tage nach Hypereides' Hinrichtung, am 12. Oktober 322 nach unserer Zeitrechnung, landete Archias an der Spitze seiner Landsknechte auf Kalauria. Sie umstellten den Tempel, und der ehemalige Schauspieler trat hinein, um wo möglich den Demosthenes lebendig und ohne Gewaltthätigkeit in seine Hände zu bringen. De-

mosthenes befand sich im Innern des Tempels. Archias redete ihm viel und eindringlich zu und sprach von Antipaters Gnade, wie gut er es mit ihm im Sinne habe. Demosthenes hörte ruhig zu; er war mit sich einig, was er zu thun habe. Dann sprach er: „Archias, Du hast mir nie als Schauspieler gefallen, auch heute machst Du bei mir kein Glück". Da ward Archias zornig und drohte mit Gewalt. Demosthenes lächelte. „Jetzt zeigst Du Dein wahres Gesicht, jetzt sprichst Du wie eine makedonische Sibylle vom Dreifuß. Laß es gut sein. Wart' ein wenig, nur noch ein Gebet zum Gotte und einige Aufträge an die Meinigen, dann folg' ich Dir." Er nahm ein Schrifttäfelchen, zog einen Griffel heraus, schrieb Einiges, strich es wieder aus, legte wie sinnend, wie er es zu thun pflegte, den Griffel an den Mund, kaute daran, schrieb wieder, legte das Täfelchen zusammen, verhüllte sich das Haupt und setzte sich nieder. Da begannen die rohen Knechte ihn zu höhnen, ob er nicht den Muth habe, endlich ein Ende zu machen.

Er enthüllte sich und sagte: „Jetzt, Archias, kannst Du mir ein Kreon werden und meinen Leichnam unbegraben hinwerfen. Nicht den Demosthenes wirst Du dem Antipater bringen, sondern nur meinen Leichnam. Ich aber, lieber Poseidon, will sorgen, daß Dein Tempel, was mich anbelangt, unbefleckt bleibe, während die Makedonier Dich nicht zu ehren wissen, — bringt mich aus dem Tempel!" — Gestützt schwankte er über die Schwelle. Dort, am Opferaltar vor dem Portal, brach er zusammen. Noch ein Seufzer, und er war nicht mehr. —

So hat er das Wort gehalten, welches er aussprach in der Kranzrede in jener Stelle, welche ich mit Absicht nicht ganz gelesen. Jene Worte, die er damals gesprochen, sind eine Prophetie, welche er durch seinen Tod besiegelt hat. Da sagt er: „Die damaligen Athener wollten von keinem Redner, von keinem Feldherrn wissen, der sie zu glücklichen Knechten gemacht hätte; ein Leben ohne Freiheit war ihnen nichts. Denn Jeder von ihnen war sich bewußt, nicht allein für Vater und Mutter, sondern für das Vaterland geboren zu sein — ein großer Unterschied! Wer nur für seine Eltern geboren zu sein meint, der erwartet ruhig den schicksalsbestimmten, natürlichen Tod; wer auch für's Vaterland, der ist zu sterben bereit, um nur dies nicht in Ketten zu

sehen; der erachtet schlimmer als den Tod die Mißhandlung und Unehre, welche man ertragen muß, wenn das Vaterland in Knechtschaft geräth“ [45]).

So, hochverehrte Versammlung, starb Demosthenes, mit ihm die Freiheit Alt-Griechenlands und jene in der Weltgeschichte nie wiedergekehrte Blüte einer nationalen Literatur und Kunst, die bei alledem eine Lehrmeisterin für alle Nationen der Welt sein und bleiben wird bis an's Ende der Tage. Und das ist es, was mit dieser großen weltgeschichtlichen Tragödie uns aussöhnen mag. Wie's gekommen wäre, wenn Demosthenes gelebt hätte, wer weiß es? Wie's gekommen ist, betrachten wir. Jener Jüngling, der ein Jahr vor Demosthenes in's Grab sank, Philippos' Sohn, hat den Hellenismus nach dem Orient getragen; hat zuerst die Durchdringung orientalischer und occidentaler Culturelemente vermittelt, welche dann endlich zu der vollen Auflösung des Alterthums geführt und somit eine neue Zeit angebahnt haben, in welcher Freiheit, Bildung, die höchsten Güter der Menschen, nicht bloß auf wenige Städte und Dörfer beschränkt, sondern nach und nach in ungeheuerem weltgeschichtlichen Kampfe über die ganze Erde ausgedehnt werden sollten. Und diese hellenische Bildung, welche der große Perikles mit den Worten zeichnet: „Wir lieben die Weisheit ohne Weichlichkeit und lieben das Schöne in der Einfachheit“ [46]), diese hellenische Bildung, die vollkommenste Einigung eines gesunden Materialismus mit einem gesunden Idealismus, sie hat die römische Welt durchdrungen, daß auch sie Culturmomente aufgenommen hat. Sie hat sich erhalten durch die dunkeln Zeiten des Mittelalters in Byzanz unter dem Drucke eines Hofes von orientalischem Despotismus. Diese hellenische Bildung hat dann im 15. und 16. Jahrhundert das Abendland noch einmal frei gemacht. Und als im vorigen Jahrhundert die deutsche Nationalbildung ihre Auferstehung feierte, da sind Lessing und Winckelmann, Goethe und Schiller die Zöglinge der Griechen gewesen, und der große deutsche Dichter lächelte mit seinem olympischen Antlitz und sprach: „Es sind's die Griechen!“

Und so, verehrte Versammlung, sehe ich voraus, daß auch noch eine Zeit kommen wird, wo diese hellenische Bildung uns von Neuem

befreien wird von einer Welt, die großartig ist, aber großartig in ihren Einseitigkeiten, — es wird eine solche Zeit kommen, es wird auch nicht daran fehlen, daß unser liebes Zürich an diesem gemeinsamen Aufschwung sich betheiligen wird, — eine Zeit, wo man einsehen wird, daß diese verschiedenen Richtungen sich nicht feindselig gegenüber stehen, daß sie sich gegenseitig durchdringen müssen, es wird eine Zeit kommen, wo nach dem einseitig energischen Vorgehen da- und dorthin sie wiederum sich vereinigen, — eine Zeit, wo Zürich, wie man ihm jetzt oft halb scherzhaft, halb, ich scheue mich nicht es zu sagen, nicht ohne Hohn vorwirft, den Namen Limmat-Athen nicht ganz mit Unrecht trägt.

Es ist mir unendlich schmerzlich, daß das Schicksal mir nicht gestattet, an diesem Aufschwung theilzunehmen. Denn ein Jeder muß eben nach der Kürze des menschlichen Lebens seine Bahn einrichten. Daß es aber so noch kommen wird, dafür, Verehrte, ist mir, wie ich es in den einleitenden Worten schon ausgesprochen, Ihre zahlreiche Anwesenheit, Ihre herzliche Theilnahme bis zuletzt, selbst da, wo es etwas lange dauern mochte, ein sicherer Beweis. Ich danke Ihnen auf's innigste dafür. Und wenn der Eine oder Andere wirklich nicht ganz damit zufrieden ist, daß es heute nach menschlichem Ermessen das letzte Mal sein wird, wo ich in Zürich vor einer so glänzenden und theilnahmsvollen Versammlung spreche, so mögen Sie überzeugt sein, daß es mir am allerschmerzlichsten ist.

Gestatten Sie mir, da mit einem Worte unseres Helden von Ihnen zu scheiden, das man eben so gut als Symbolum eines tüchtigen Lebens annehmen mag, wie irgend einen Spruch der heiligen Schrift. Demosthenes sagt: „Es ist jeglichem Menschen ein Ziel gesetzet, der Tod ist ein unvermeidliches und wenn sich Einer auch in sein Kämmerlein verschließen und hüten wollte; wackern Männern aber geziemt es, dem Guten nachzujagen all' ihr Leben lang in bester Zuversicht und Hoffnung, und was von den Göttern kommt, mit Gleichmuth zu ertragen".

Anmerkungen.

1. [1]) Die Sabrikation wurde bekanntlich nicht von Arbeitern, ſondern von Sklaven betrieben. — [2]) Da wir noch öfter auf attiſche Geldverhältniſſe zu ſprechen kommen, ſo möge hier die ganz einfache Reduction angegeben werden. Die attiſche Drachme entſpricht für unſere Zwecke im Allgemeinen unſerm franzöſiſchen Franken; das Talent hat 6000 Drachmen, die Mine deren 100. Wenn alſo jene Sabrik auf 190 Minen geſchätzt wurde, ſo iſt das nach unſerm Gelde 19,000 Franken. — [3]) Dem. 27, 4. 28, 15 f. — [4]) Dem. 28, 20 ff. — [5]) Aeſch. 3, 173, p. 563: ἐκ τριηράρχου λογογράφος ἀντὶ τῶν τὰς τριήρεις ναυπηγήσασθαι προέμενος.

2. [6]) Thuk. II, 40, 1. — [7]) Antiph. Vögel 39 ff. — [8]) Wespen, nach Droyſens Überſetzung. V. 550 ff. — [9]) Dem. 52. — [10]) Dem. 59. — [11]) Dem. 53. — [12]) Dem. 36. — [13]) Dem. 54, 3. — [14]) Iſokr. 8. — [15]) Dem. 22, 7. — [16]) Dem. 22, 51.

3. [17]) Dem. 16, 14 f. — [18]) Dem. 18, 18. — [19]) Dem. 15, 2—4. — [20]) Dem. 4, 51.

4. [21]) Dem. 5, 5. — [22]) Gegen Kteſ. 212. — [23]) Dem. 1, 5. — [24]) Dem. 2, 10. — [25]) Dem. 2, 20 f. — [26]) Setzen wir dafür „Stactionen“, mutato nomine de te fabula narratur. — [27]) Dem. 2, 29 f. — [28]) Dem. 5, 25.

5. [29]) Dem. 6, 24 f. — [30]) Das Wort kommt vor: ἐκ τοῦ οὐρανοῦ Dem. 8, 26. — [31]) Dem. 8, 38 ff. — [32]) Dem. 9, 36 ff. — [33]) Dem. 9, 67 ff. — [34]) Aeſch. 3, 116 p. 508: Ἀθηναῖοι ἀπὸ Μήδων καὶ Θηβαίων, ὅτε τυραννίδα τοῖς Ἕλλησιν ἐμάχοντο. — [35]) Dem. 18, 289.

6. [36]) Juſtin. IX, 3. 11: Hic dies universae Graeciae et gloriam dominationis et vetustissimam libertatem finivit. — [37]) Lyk. gegen Leokr. 50. — [38]) Dem. 18, 248 f. — [39]) Dem. 18, 285. — [40]) Dem. 18, 10. — [41]) Dem. 18, 268 f. — [42]) Dem. 18, 199 ff. — [43]) Dem. 18, 206 ff. — [44]) Dem. 18, 321 ff. — [45]) Dem. 18, 205. — [46]) Thuk. II, 40, 1.

Anmerkungen.

1. [1]) Die Fabrikation wurde bekanntlich nicht von Arbeitern, ſondern von Sklaven betrieben. — [2]) Da wir noch öfter auf attiſche Geldverhältniſſe zu ſprechen kommen, ſo möge hier die ganz einfache Reduction angegeben werden. Die attiſche Drachme entſpricht für unſere Zwecke im Allgemeinen unſerm franzöſiſchen Franken; das Talent hat 6000 Drachmen, die Mine deren 100. Wenn alſo jene Fabrik auf 190 Minen geſchätzt wurde, ſo iſt das nach unſerm Gelde 19,000 Franken. — [3]) Dem. 27, 4. 28, 15 f. — [4]) Dem. 28, 20 ff. — [5]) Aeſch. 3, 173, p. 563: ἐκ τριηράρχου λογογράφος ἀνεφάνη, τὰ πατρῷα καταγελάστως προέμενος.

2. [6]) Thuk. II, 40, 1. — [7]) Ariſtoph. Vögel 39 ff. — [8]) Wespen, nach Droyſens Überſetzung. V. 550 ff. — [9]) Dem. 52. — [10]) Dem. 59. — [11]) Dem. 53. — [12]) Dem. 36. — [13]) Dem. 54, 3. — [14]) Iſokr. 8. — [15]) Dem. 22, 7. — [16]) Dem. 22, 51.

3. [17]) Dem. 16, 14 f. — [18]) Dem. 18, 18. — [19]) Dem. 15, 2—4. — [20]) Dem. 4, 51.

4. [21]) Dem. 5, 5. — [22]) Gegen Kteſ. 212. — [23]) Dem. 1, 5. — [24]) Dem. 2, 10. — [25]) Dem. 2, 20 f. — [26]) Setzen wir dafür „Fractionen", mutato nomine de te fabula narratur. — [27]) Dem. 2, 29 f. — [28]) Dem. 5, 25.

5. [29]) Dem. 6, 24 f. — [30]) Das Wort kommt vor: ἐκ τοῦ οὐρανοῦ Dem. 8, 26. — [31]) Dem. 8, 38 ff. — [32]) Dem. 9, 36 ff. — [33]) Dem. 9, 67 ff. — [34]) Aeſch. 3, 116, p. 508: Ἀθηναῖοι ἀπὸ Μήδων καὶ Θηβαίων, ὅτε τἀναντία τοῖς Ἕλλησιν ἐμάχοντο. — [35]) Dem. 18, 289.

6. [36]) Juſtin. IX, 3. 11: Hic dies universae Graeciae et gloriam dominationis et vetustissimam libertatem finivit. — [37]) Lyk. gegen Leokr. 50. — [38]) Dem. 18, 248 f. — [39]) Dem. 18, 285. — [40]) Dem. 18, 10. — [41]) Dem. 18, 268 f. — [42]) Dem. 18, 199 ff. — [43]) Dem. 18, 206 ff. — [44]) Dem. 18, 321 ff. — [45]) Dem. 18, 205. — [46]) Thuk. II, 40, 1.

In *Carl Winter's Universitätsbuchhandlung* in **Heidelberg** sind erschienen:

Aeschylos, Die Perser. Tragödie. Verdeutscht und ergänzt von **Hermann Koechly.** Herausgegeben von Karl Bartsch. 8°. 1 M. 50 Pf.

Apici, Caeli, de re coquinaria libri decem. Novem codicum ope adjutus auxit, restituit, emendavit, correxit, variarum lectionum parte potissima ornavit, strictim et interim explanavit **Chr. Theophil. Schuch.** 2. Ausg. 8°. 2 M.

Ein Schriftsteller, dessen unbeabsichtigtes Verdienst das ist, dass er einem Materialismus huldigt, der sich jeder Bekämpfung entzieht, ist vorliegend in zweiter Ausgabe erschienen. Der Küchengelehrte Apicius, dessen eigentlicher Name wohl Cälius war, während Apicius der Titel der Schrift ist (wie beispielsweise Cicero einen Lälius schrieb), giebt eine nach den Gegenständen geordnete Zusammenstellung von Kochrecepten in zehn Büchern, von denen jedes eine griechische Ueberschrift hat, wie auch zahlreiche griechische termini darauf hinweisen, dass die Schrift auf griechische Grundlagen sich stützt. Das Hauptverdienst von Schuch ist, dass er aus einem cod. Paris. saec. VII. neue Recepte hinzugefügt hat. Der äusserst verderbte Text ist auch durch Schuch's Bemühungen vielfach gesichtet und gereinigt in einer Weise hergestellt worden, dass man doch jetzt weiss, worauf das Ganze hinausgeht. Auch in medicinischer Hinsicht ist Apicius wichtig, da er für gewisse Leiden Tincturen und Mixturen in grosser Mannigfaltigkeit vorbringt und empfiehlt. Literar. Anzeiger.

Koechly, H., Cäsar und die Gallier. Vortrag. Zweite Ausgabe. 8°. 80 Pf.

Koechly, H., Gottfried Hermann. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Mit einem Bildnisse G. Hermann's. gr. 8°. 8 M. Ermässigter Preis 3 M.

Inhalt: Gedächtnissrede. Eingang. I. Lebens- und Studiengang Hermann's bis zu seinem 60sten Jahre 1772—1832: A. Jugend 1772—1786: 1. Eltern und Naturell. 2. Lehrer: Ilgen. B. Universität 1786—1794: 1. Die Jurisprudenz und Wolfgang Reiz. 2. Die Magistercreation 1790. 3. Philosophie. 4. Die Habilitation 1794. C. Grundlagen von Hermann's Wesen: 1. Wissen und Glauben (nesciendi scientia). 2. Hermann, der eigentliche φιλόλογος. 3. Die Sprache und die alten Sprachen. 4. Hermann als Latinist. D. Eintritt in's Leben: 1. Beginn der akademischen Laufbahn. 2. Professor eloquentiae (1803) und poëseos (1809). 3. Hermann als Gatte (seit 1803) und Hausvater. E. Hermann's grössere systematische Arbeiten: 1. Metrik. 2. Grammatik. 3. Poetik und Interpretation. 4. Epische Poesie und Homerfrage. 5. Mythologie. F. Sonstige Beschäftigungen und Berufsthätigkeit: 1. Plautus und Aeschylus. 2. Hermann's Collegia. 3. Einzelausgaben, Programme und Gedichte. 4. Disputationen und Gelegenheitsschriften. 5. Hermann als Censor. G. Eigenthümlichkeiten Hermann's: 1. Hermann's „Beschränktheit". 2. Polemik. 3. Collegialität und Freundschaft. 4. Sylvestergrüsse an Einert. 5. Briefwechsel: Verhältniss zu Goethe. 6. Hermann als Politiker. II. Lebensbild Hermann's als Sexagenarius 1832 ff. 1. Aeusseres. 2. Empfang von Besuchen. 3. Vorlesungen. 4. Griechische Gesellschaft. 5. Philologisches Seminar. 6. Philosophische Gesellschaft. 7. Hermann'sche Schule. 8. Geselliges Leben. 9. Geburtstagsfeier. 10. Der Tod des Sohnes. III. Die letzten Jahre 1837—1848. 1. Philologenversammlung zu Gotha 1840. 2. Magisterjubiläum am 19. Dezember 1840. 3. Der Gattin Tod am 19. Februar 1841. 4. Die Dresdener Philologenversammlung 1844. 5. Das Jahr 1848. 6. Hermann's Tod, Sylvester 1848. Rückblick und Schluss. — Beilagen und Belege. — Anhang.

Plutarch's Königs- und Feldherrnsprüche, in Auswahl deutsch bearbeitet von Dr. **Ed. Eyth.** 16°. eleg. brosch. 2 M. 80 Pf.

Sophokles, König Oedipus, nach neuen Grundsätzen der Prosodie bearbeitet von Dr. **Ed. Eyth.** 3. neu durchgesehene Ausgabe. 18°. 80 Pf.

Desselben, **Antigone,** nach neuen Grundsätzen der Prosodie bearbeitet von Dr. **Ed. Eyth.** 2. Ausgabe. 18°. 80 Pf.

Desselben, **Oedipus auf Kolonos,** nach neuen Grundsätzen der Prosodie bearbeitet von Dr. **Ed. Eyth.** 2. Ausgabe. 18°. 80 Pf.

Stark, K. B., o. ö. Professor an der Universität Heidelberg, **Nach dem griechischen Orient.** Reise-Studien. Nebst einer Karte der Umgegend von Troja und einer photographischen Abbildung eines athenischen Grabdenkmals. 8°. brosch. 5 M., eleg. geb. 6 M.

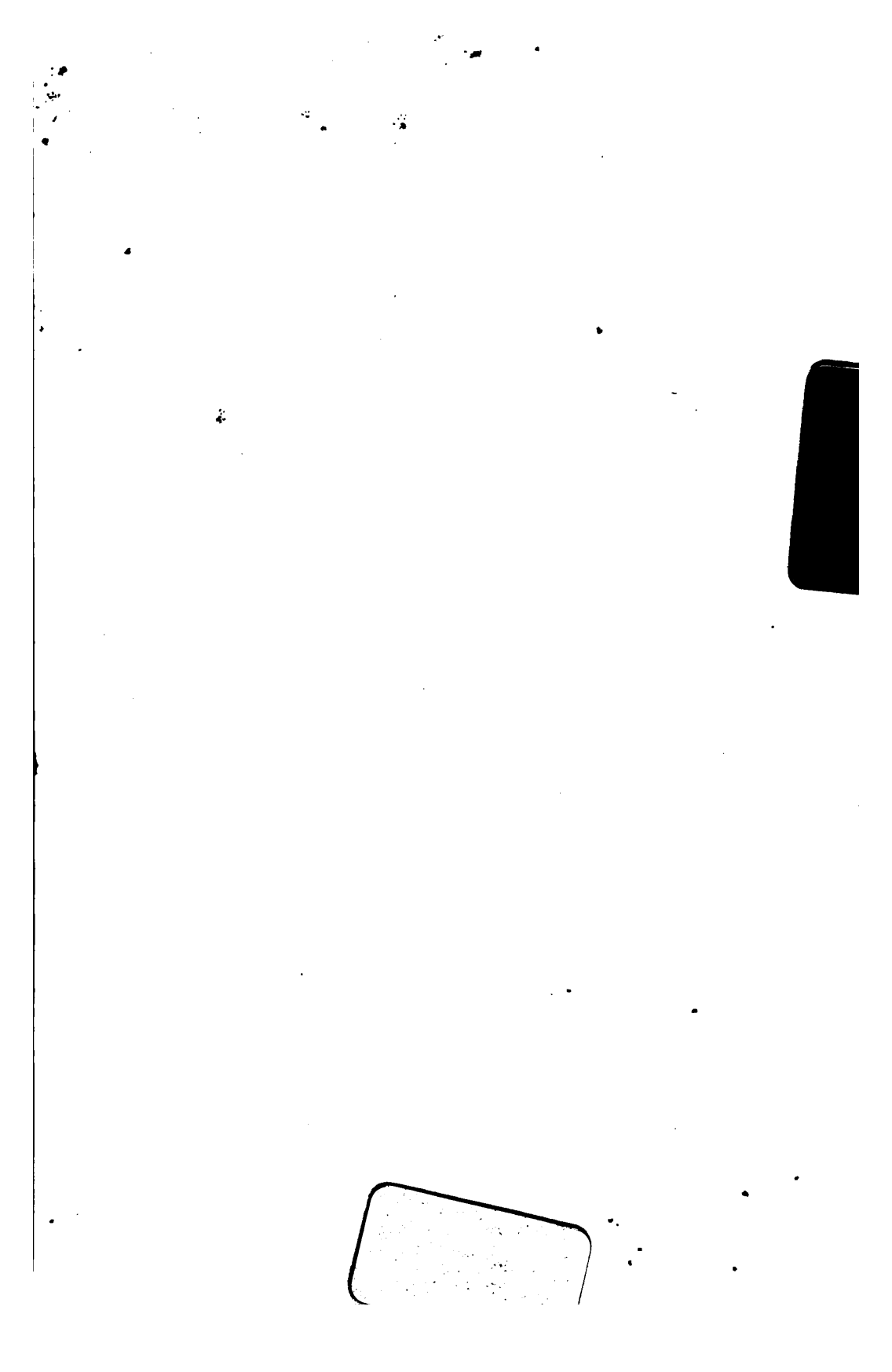
Theognidis reliquiae. Edidit **Jacobus Sitzler,** Doctor phil. gr. 8°. 4 M. 80 Pf.

Zell, Carl, Handbuch der römischen Epigraphik. 3 Theile. Neue Ausgabe. 13 M. 60 Pf.

I. Theil: Delectus inscriptionum Romanorum cum monumentis legalibus fere omnibus, oder Auswahl römischer Inschriften. gr. 8°. 7 M. 40 Pfg.

II. Theil: Anleitung zur Kenntniss römischer Inschriften mit 4 lithographirten Tafeln. gr. 8°. 7 M.

Desselben, **Ueber die Zeitungen der alten Römer.** (Ferienschriften. Neue Folge. — Erste Hälfte.) Zweite Ausgabe. 8°. 3 M.

Desselben, **Ansichten der Alten über die gemischte Staatsverfassung.** Aristoteles in seinem Verhältnisse zur griechischen Volksreligion betrachtet. (Ferienschriften. Neue Folge. — Zweite Hälfte.) Zweite Ausgabe. 8°. 1 M. 60 Pf.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.